THE VALENTINE MUSEUM,
RICHMOND, VIRGINIA.
Bequeathed by MANN S. VALENTINE.

DUKE
UNIVERSITY
LIBRARY

Treasure Room

Ihr
A. +
2

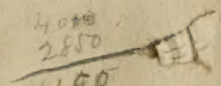
Wm W. Valentine
Berlin November 1863
Mohrenstrasse 61

10.000
8000
1000
9000

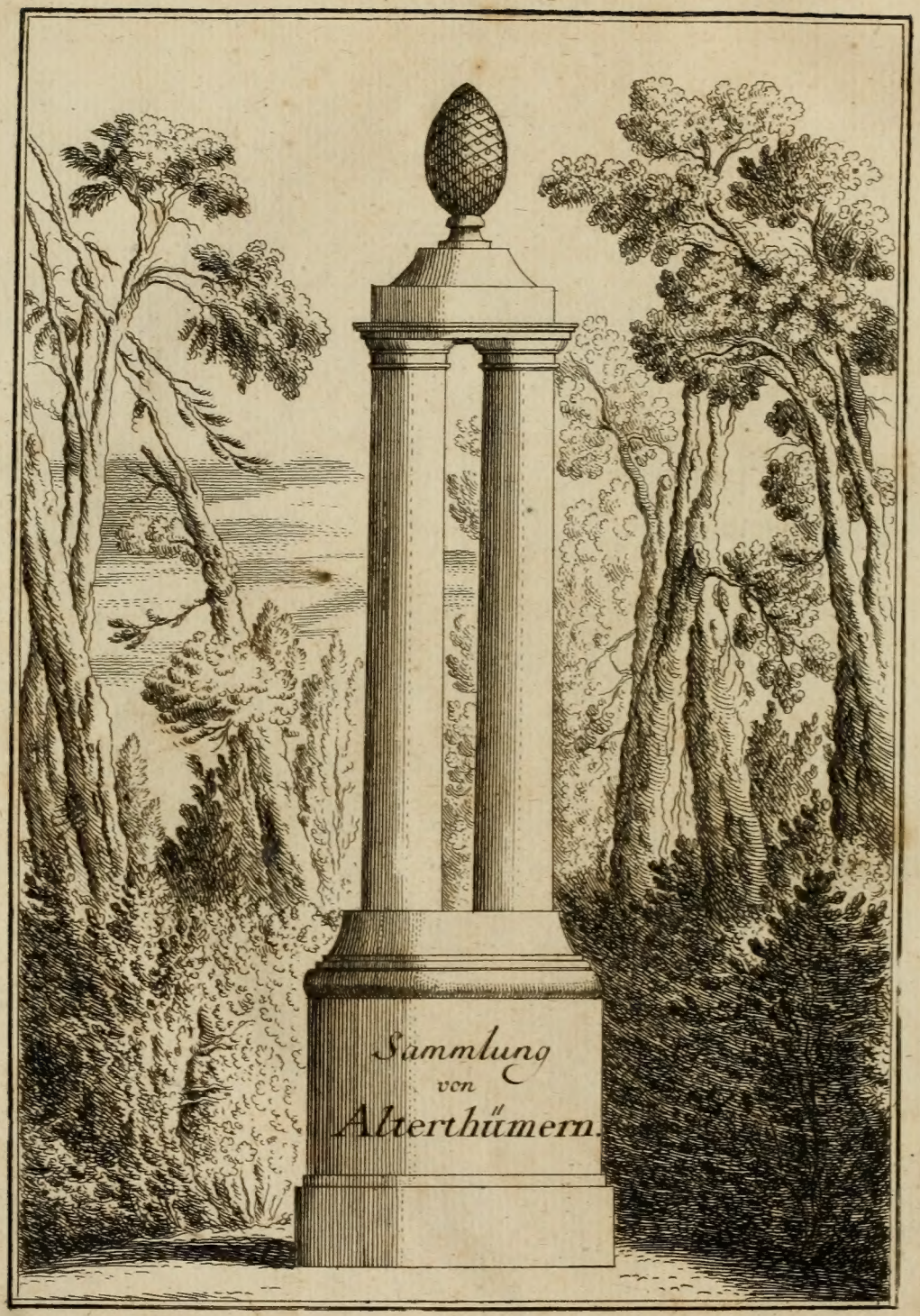
400

22000

4000
2850
1150

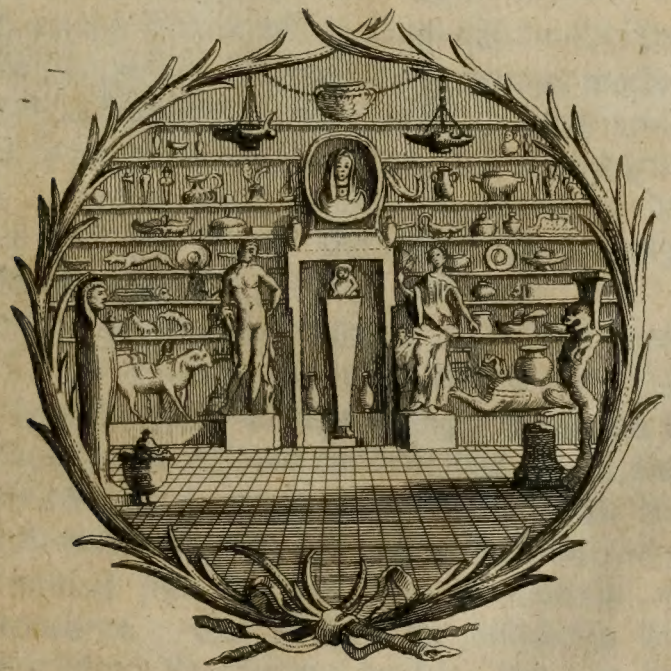


350 July 1860
350 Jany 1861
350 July 1861
350 Jany 1862
350 July 1862
350 Jany 1863
350 July —
3450
400
2850


Sammlung
von
Alterthümern.

Des Herrn Grafen Caylus
Sammlung
von
Aegyptischen, Hetruriſchen, Griechiſchen und Römiſchen
Alterthümern.

Aus dem Franzöſiſchen überſezt.



Herausgegeben von Adam Wolfgang Winterſchmidt, Kupferſtecher und Kunſthändler in Nürnberg, 1766.

Vorbericht.

Bey der Sammlung dieser alten Denkmale entschloß ich mich, keine andere heraus zu geben, als nur diejenigen, welche ich entweder gegenwärtig besitze, oder ehemals in Besitz gehabt hatte. Ich ließ selbige auf das genauste abzeichnen, und getraue mir zu sagen, daß die Beschreibung derselbigen eben so getreu und sorgfältig verfertiget worden. Einige Geschenke des Glüks und etliche leichte Unkosten, konnten meiner Eigenliebe noch nicht so viel Schmeicheley machen, daß ich mich hätte von der Wahrheit entfernen sollen. Mein Geschmack an den schönen Künsten hat mich mit keinem Vorurtheile für dasjenige, was ich selbst besitze, eingenommen.

Die Werkstätte der berühmtesten Künstler und die Cabinete der Liebhaber von seltenen Sachen, stehen mir überall offen. In denselben habe ich die erforderliche Einsicht erlangt, welche mir in der Untersuchung des schönen Alterthums das beste Licht gegeben hat; und die Beschreibung der Stücke, welche ich sammelte, ist nur eine Entwiklung von der Kenntniß, die ich in diesen Sachen erlanget habe.

Die alten Denkmale sind ungemein tüchtig Kenntniß und Wissenschafft zu erweitern. Sie erklären die besonderen Gebräuche und Gewohnheiten, sie erheitern dunkele, und von den Schriftstellern nachläßig abgeschilderte Thaten und Begebenheiten,

sie stellen uns den Fortgang der Künste vor Augen, und dienen denjenigen, welche sich damit beschäftigen, ich meyne, den Künstlern, zu einem Muster.

Man muß es aber gestehen, daß die Kenner des Alterthums, selbige fast niemalen aus diesem lezten Gesichtspunct betrachtet haben: sie haben selbige nur als einen Anhang, und als einen Beweiß der Geschichte, oder gleichsam als Texte ohne Zusammenhang angesehen, welche der weitläuftigsten Erklärung fähig und bedürftig wären. Es fiel ihnen schwer, sich vor dem Mißbrauch einer Wissenschafft zu hüten, welche sie durch das Lesen der alten Schrifftsteller erlanget, von denen sie ganz und gar eingenommen waren: daher haben sie auch dieselbige manchmal in solchen Materien verschwendet, welche, wenn es hoch kommt, nur Gelegenheit zu einigen Muthmassungen geben konnten.

Indessen hätten sie doch sollen wahrnehmen, daß unter den kostbaren Ueberbleibseln der Alterthümer, welche noch biß auf uns gekommen sind, sich eine grosse Anzahl solcher befinde, welche als abgerissene Stücke, keineswegs tüchtig sind, das Ganze, von welchem sie getrennet worden, kennbar zu machen; und daß man sich bey diesem Studio öffters erkühnen müsse, seine Unwissenheit zu gestehen, ohne über ein Geständniß schamroth zu werden, welches weit mehr Ehre bringet, als wann man von einer unnützen Gelehrsamkeit viel Aufhebens macht.

Ich rede dieses nicht in der Absicht, als wollte ich die mühsamen Arbeiten der Forscher in den Alterthümern gering schäzen, welche sie dahin verwendet, daß sie die alten Denkmale mit der Geschichte vereinigten; ich wollte nur dieses wünschen, daß solche Vereinigung, ohne Vorurtheile auf ihrer Seite möchte angestellet werden, und ohne dem zu erklärenden Schriftsteller Zwang anzuthun: ich wollte wünschen, daß man weniger zu blenden, als zu unterrichten sich bemühete, und daß man etwas öfter, mit den Zeugnissen der Alten, die Vergleichung der Denkmale selbst verbände, als welche einem Forscher

scher der Alterthümer eben den Nutzen bringen würde, welchen sonsten die Erfahrungen und Versuche dem Naturkündiger verschaffen. Kan man viele, mit Fleiß zusammen gebrachte Denkmale beschauen, so entdecket sich uns leicht der Gebrauch derselben, so wie man durch die Untersuchung mehrerer Wirkungen der Natur, die man ordentlich vereiniget, endlich auf den Grund und auf die Ursachen derselben zurück kommt. Diese Methode hat ungemein viel vorzügliches, sowohl für den Liebhaber der Alterthümer, als für den Naturforscher. Denn jener wird sich nie überzeugen lassen, daß er einen Irrthum begangen, wo man ihm nicht neue Denkmale vorleget, und diesem wird man zu dem Ende, neue Erfahrungen bekannt machen müssen. Doch hat es der Naturkündiger weit besser, als der Liebhaber der Alterthümer. Jenem muß die Natur, so zu reden, immer zu Gebot stehen, und da er seine Werkzeuge in den Händen hat, so kan er alle Augenblicke seine Erfahrungen berichtigen und vermehren; dieser hingegen siehet sich öfters gezwungen, die nöthige Vergleichungs Stücke in der Ferne aufzusuchen, und wir müssen bekennen, daß ohngeachtet aller unserer Reichthümer in dieser Art, dennoch ein Liebhaber der Alterthümer, selbst in Frankreich nicht allezeit die beste Gelegenheit finden würde, seine Kenntniß zu bereichern.

Aegypten ist dasienige Land, in welchem die verschiedenen Völker, welche sich nach und nach darinnen festsetzten, einige Spuren ihres manichfaltigen Geschmacks zurück gelassen haben; auch Griechenland wäre die glückliche Gegend, wo man, wenn uns die Türken daselbst nachsuchen ließen, unter den hin und her zerstreuten Ruinen vieler berühmten Städte, noch einige Ueberbleibsel von jenen Meisterstücken finden würde, welche ehedessen ihre Zierde und Schönheit ausmachten; Italien aber ist vornemlich das Land, wohin die überwiegende Macht der Römer, die Beuten der ganzen Welt gebracht hat, wo ein jeder Schritt zu einem Gegenstand der Untersuchung führet, wo, so zu reden, das, nach dem Wunsch des Alterthumforschers willfährige Erdreich, ihm Stück vor Stück, und in einem fort, die Schäze wieder herstellet, welche es nur zu dem Ende in seinem Schoo-

se scheinet verborgen zu haben, um sie vor der Wuth der Barbarn in Sicherheit zu setzen.

Zum guten Glück für diejenigen Länder, welche nicht gleiche Vortheile anbieten können, kommen diese Reichthümer nicht allezeit in den Händen derjenigen um, welche sie besizen; der Kupferstich ertheilet selbige allen Völkern, welche die Wissenschafften verehren; die vielfältigen Copien, wenn sie gleich das Leben und die Seele nicht haben, die man in den Originalen bewundert, verbreiten dennoch den Geschmak des Alterthums in die Ferne; und indem sie sich, von unterschiedenen Gegenden her, in den Cabineten der Liebhaber vereinigen, so machen sie daselbst gleichsam einen Lichtcörper aus, dessen Theile insgesammt einander wechselsweise zur Aufklärung dienen.

Man kan derohalben die Sammler solcher Denkmale nicht genugsam ermuntern, daß sie selbige zum gemeinen Besten mittheilen. Es mag auch ihre Sammlung an der Zahl immerhin so gering seyn, als sie wolle, so kan sie doch Seltenheiten darbieten, welche man öfters in den weitläuftigsten Cabineten nicht antrift: die Aufklärung einer historischen Schwierigkeit kommt vielleicht auf ein Stük des Alterthums an, welches sie in ihren Händen haben.

Dieß war der Beweggrund, der mich angetrieben hat, diese Sammlung der Alterthümer öffentlich bekannt zu machen, und einen Theil der darinnen enthaltenen Stüke, in das Königliche Cabinet zu stellen, nicht so wohl, weil sie mir etwan einen Plaz daselbst einzunehmen würdig schienen, als vielmehr selbige zu erhalten und wider das Schicksal in Sicherheit zu sezen, welches dergleichen Sammlungen nach dem Tod ihrer Besizer erfahren müssen.

Da ich anfieng, diese Folge der alten Denkmale in Kupfer stechen zu lassen, so hatte ich anfänglich mein Absehen auf den Gelehrten gerichtet, der auf die Denkmale nur in so ferne acht hat, als sie sich auf die Zeugnisse der Alten beziehen. Ich ließ diese Beziehungen,

gen, wenn sie sich selbst natürlicher Weise anboten, und mir deutlich und kennbar vorkamen, nicht unangemerkt. Allein, da ich weder die hinlängliche Gelehrsamkeit, noch Gedult genug besaß, immer nach dieser Methode zu verfahren: so zog ich derselben öfters eine andere vor, die vielleicht für die Liebhaber der Künste nicht ohne Nutzen seyn wird. Und diese bestehet darinn, daß ich auf das sorgfältigste, den Geist und die Hand des Künstlers zu erforschen suchte, daß ich bis auf den ersten Entwurf, den er sich machte zurück gieng, daß ich ihm, in der Ausführung desselben auf dem Fuß nachfolgte, mit einem Wort, daß ich diese Denkmale, als Beweise, und gleichsam als redende Kennzeichen des Geschmacks betrachtete, der in diesem oder jenem Zeitpunct, und in diesem oder jenem Lande herrschte.

Der Gottesdienst der Völker wird an den Sinnbildern erkannt, mit welchen sie ihre Gottheiten bezeichneten; ihr Geschmack wird durch die Art und Weise angezeiget, wie sie ihre Figuren kleideten. Allein diese ganze Kenntniß würde wenig Gründlichkeit in sich haben, wo man nicht das Mittel der Zeichen Kunst, nebst einer offt wiederholten Betrachtung der Denkmale und Vergleichung dabey anwendete.

Die Zeichnung lehret uns die Grundsäze kennen, die Vergleichung aber gibt das Mittel an die Hand, diese Grundsäze anzuwenden, und diese Ubung drücket den Geschmack einer Nation dergestalt in das Gemüt, daß, wenn man bey angestellter Nachforschung, ein fremdes Denkmal in dem Land entdeken würde, worinnen man sich befindet, man ohne Furcht sich zu betrügen, schlüssen könnte, es sey aus den Händen eines Künstlers gekommen, welcher selbst ein Fremder war; und bey diesem Urtheil muß man auf den Umfang, und auf die Beschaffenheit eines solchen Stückes sehen, wenn man behaupten will, daß es anders woher gebracht worden, oder daß der Künstler aus einem fremden Lande hergekommen sey, um es zu verfertigen.

Wenn uns der Geſchmack eines Landes einmal bekannt iſt, ſo darf man ſelbigem nur in ſeinem fernern Fortgang, oder in ſeiner Abwechslung und Veränderung nachgehen. Dieſes iſt das Mittel wodurch man, wenigſtens zum Theil, den Geſchmack eines jeden Jahrhunderts erkennen kan.

Es iſt wohl wahr, daß dieſer zweite Punct viel mühſamer iſt, als der erſte. Der Geſchmack eines Volks, gehet von dem Geſchmack des andern, faſt eben ſo merklich ab, als die Hauptfarben von einander unterſchieden ſind; da hingegen die Verſchiedenheiten des National-Geſchmaks, in verſchiedenen Jahrhunderten, gleichſam als feine Schattirungen von einerley Farbe können angeſehen werden.

Gleichwie es aber übrigens gar kein Reich gibt, welches ſo viele Abwechslungen erfahren hat, als das Reich der Künſte, ſo iſt es bißweilen gar nicht möglich, den gewiſſen Zeitpunct von einem alten Denkmal feſt zu ſetzen. Indeſſen muß man doch ſagen, daß Augen, welche durch die Zeichnung aufgeklärt ſind, insgemein einen merklichen Unterſchied bey ſolchen Stücken beobachten, bey denen ſonſten ein gemeines Auge eine vollkommene Aehnlichkeit erblicket, und die Regeln, welche jenen aufgeklärten Augen zur Anleitung dienen, ſind eben ſo ſicher und gewiß, als diejenigen, welche uns das Alter eines Manuſcripts lehren.

Die Denkmale, aus dieſem Geſichts-Punct betrachtet, theilen ſich von ſelbſt, in etliche allgemeine Claſſen, in Anſehung der Länder, in welchen ſie hervorgebracht worden; und in einer jeden Claſſe fügen ſie ſich wieder in eine Ordnung, in Anſehung der Zeit, in welcher ſie verfertiget worden ſind. Dieſer Weg entdecket einen wichtigen Theil des menſchlichen Wizes, nämlich, die Geſchichte der Künſte.

Man

Man siehet, wie sie in Aegypten mit dem völligen Character der Grösse sind gebildet worden; wie sie von daraus nach Hetrurien übergehen, allwo sie in den kleinern Theilen etwas sorgfältiger werden, wobey aber eben diese Grösse etwas verliehret; man siehet, wie sie hierauf nach Griechenland sind versetzet worden, wo die Kunst und Wissenschaft, in Verbindung mit der edelsten Zierlichkeit, selbige biß zu dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erhoben hat; endlich siehet man sie in Rom, wo sie ihren Glanz, blos fremder Hülfe zu dancken gehabt, und zuletzt, nachdem sie eine Zeitlang wider die Barbaren gekämpft, mit der Abnahme des Reichs in gänzlichem Verfall gekommen sind.

Dieses ist der Gang, welchen die Künste, wie mich dünkt, unter denen Völkern, welche die Handelschaft nach und nach vereiniget hat, genommen haben, und dieses ist die Ordnung, nach welcher ich dieses Werk einrichtete. Was den Rang betrift, welchen jedes Denkmal für sich in seiner Classe einnimmt, so hätte ich ihn zwar, wiewohl nicht ohne Mühe, ohngefähr nach der Zeitordnung einrichten können. Ich wollte aber lieber eine andere Einrichtung erwehlen, welche eine jede Kupfertafel dem Auge desto annehmlicher machet.

Uber dieses besaß ich damals alle diejenigen Stücke noch nicht, welche in dieser Sammlung enthalten sind, als ich mich entschloß, selbige ans Licht tretten zu lassen: es ist mir auch so gar ein grosser Theil derselben, erst nach der Abzeichnung etlicher Tafeln in die Hände gekommen; es war mir also nicht möglich, sie alle an ihren gehörigen Plaz zu bringen; die Erklärung aber wird ihnen den Rang wieder anweisen, welcher, meiner Meinung nach, ihnen gehörte, und das Register wird die Stücke einer jeden Gattung gar leicht wieder finden lassen.

Ich

Ich hielte für dienlich, dieser kleinen Sammlung einige Gläser, und verschiedene Arten von Töpfer und Porcelainarbeit beyzufügen ; Es erfordert, wie mich dünket, nicht nur ihre Gebrechlichkeit, daß man sie sorgfältig verwahre ; sondern es reitzen auch dergleichen Stücke, ganz natürlich, die Aufmerksamkeit etwas mehr, als die andern ; denn wenn sie eine glückliche Bildung und eine sorgfältige Bearbeitung zeigen, so dienen sie mehr, als alle Zeugnisse der Schriftsteller, zum Beweise des guten Geschmacks, der bey einem Volke herrschte. Wenn ein Volk diese edle Einfalt, welche den Wiz erhebet, schon bey Gefäßen von gemeinen Gebrauch hat hervor schimmern lassen, was wird selbiges nicht für einen Fleiß angewandt haben, wann es kostbarere Materien bearbeitet hat?

Da die Ausübung der Künste, mit ihrer Theorie auf das genaueste verknüpfet ist, so hielt ich es auch für nöthig, noch einen andern Vortheil, nicht aus den Augen zu lassen, welcher darinnen bestehet, daß ich, bey gegebener Gelegenheit, die Mittel aufsuchte, deren sich die Alten in Verfertigung ihrer Stücke bedieneten.

Mit einem Wort, die Künste sind gewissermassen der Hauptgegenstand dieses Werks ; die Form, der Zug, die Zeichnung und die kleinesten Stücke eines jeden Denkmals, sind bey vielen Gelegenheiten meine Regeln geworden, und ich finde noch nicht die geringste Ursache, mich solches gereuen zu lassen. Ob man schon bißher diese Art von den Alterthümern zu schreiben, sehr wenig beobachtet hat, so halte ich sie doch für sehr nüzlich, wenigstens ist sie sehr bequem, den Künstlern einige Begriffe von den schönen Gestalten beyzubringen, und ihnen zu zeigen, wie nothwendig eine gewisse sorgfältige Richtigkeit sey, von welcher sie der vermeinte gute Geschmak der gegenwärtigen Zeit, und der falsche Schimmer der Verbesserung und Auszierung nur gar zu oft entfernet.

Dieser

Dieser Weg kan ihnen auch gewisse Kunstgriffe an die Hand geben, welche uns nur deßwegen unmöglich zu seyn scheinen, weil man sie nicht mehr anwendet. Ich bin weit davon entfernet zu glauben, daß diese Sammlung diese gedoppelte grosse Würckung hervor bringen könne; man müste eine weit grössere Einsicht haben, man müste auch viel kostbarere und mehrere Denkmale besitzen, woferne man sich unterfangen wollte, solches auch nur zu hoffen.

Ich werde aber doch wenigstens eine, an Entdeckungen fruchtbare Bahn eröfnet haben, in welche sowohl der Gelehrte, als der Künstler eintretten müssen.

Der erste wird, indem er die Kenntniß der Kunst, mit der Kenntniß der historischen Begebenheiten verbindet, seine Wissenschaft sowohl für sich angenehmer, als auch für die Nachwelt nüzlicher machen; Der zweyte hingegen wird seine Geschicklichkeit zur Vollkommenheit bringen, indem er sich der edlen und einfachen Art des schönen Alterthums etwas mehr nähert.

Ich habe sowohl die Materie, als auch das Verhältniß des Maases eines jeden Stückes, auf das genauste angeführt; Diese Genauigkeit halte ich nicht für gleichgültig. Eine Figur von Erzt, die etwas kleiner oder gröſſer ist, als andere bekannte, beweiset, daß von einerley Sache, würklich mehrere Stücke sind verfertiget worden; Das Maaß der flüssigen Materien, welches in diese Gefäße gehet, kan auch diejenigen zu erkennen geben, welche zu dem gemeinen Gebrauch gewidmet waren. Endlich dienet auch eine so genaue Aufmerksamkeit, zur Erklärung mancher Stellen in den Schriften der Alten, wenigstens wahrscheinliche Muthmassungen anzubringen, und sie kan folglich auch da ihren Nutzen schaffen.

Es ist mir gar wohl bekannt, was man wider den Ficoroni, der sich dieser Methode bediente, geredet und geschrieben hat. Jedoch die Hofnung, nüzlich zu werden, würde mich bewegen können, gar gerne noch etwas mehrers zu wagen. Ich will auch in Ansehung dieses Forschers der Alterthümer, welchen ich in Rom sehr wohl gekannt habe, behaupten, daß selbige ihm einen ganz besondern Dank schuldig sind, ob schon seine meisten Werke, nach denen Nachrichten verfertiget worden, welche ihm der P. Contucci, ein Jesuit lieferte.

An gewissen Spuren der Gelehrsamkeit wird man es gar leicht gewahr werden, daß ich nicht allein gearbeitet habe. Der Herr Abt Barthelemi hat mir bisweilen seine Anmerkungen mitgetheilet: ich werde aber dasjenige, was ihm zugehöret, gleichwie auch das, was ich meinen Herren Mitbrüdern von der Academie zu danken habe, nicht anzeigen können; denn man muß den Leser schonen. Es wird ihn wenig bekümmern, die Sachen mögen herkommen, wo sie wollen; er siehet sich auch nicht gerne unterbrochen.

Ich habe dieses geringe Werck, so viel es mir möglich war, gezieret: ich wollte aber die Zierrathen nicht aus der Sammlung selbst hernehmen. Ich will also sogleich eine kurze Beschreibung von den entlehnten Stücken geben.

Erklä-

Erklärung

der Zierrath-Leisten bey dem Anfang und Schluß eines jeden Theils des Capitels, oder derjenigen Kupfer, welche im Text eingedruckt sind.

Das Kupfer auf dem Haupt-Titel, stellet den Grund meines Gartens vor, worinnen man ein kleines Denkmal von harten Stein siehet, welches im Ganzen 9. Schuh und 13. Zoll hoch ist. Es ist selbiges von dem Herrn Bouchardon entworffen und erfunden worden. Die Freyheiten, welche dieser grosse Künstler in dieser Kleinigkeit sich heraus genommen hat, lehren, auf was Art und Weise man sich von den Regeln der Baukunst entfernen könne, wenn man sich dazu gezwungen siehet, und wie man die Zierde, die Größe und den Geist der Kunst doch allezeit beybehalten soll.

Das Blumwerk auf dem Titel giebt eine Vorstellung von der Einrichtung meines kleinen Cabinets.

Die Leiste 2. bey dem Vorbericht, ist von einem Römischen Gefäße genommen, welches in einer Sammlung des Herrn Peiresc abgezeichnet ist, und in dem Cabinet der Königlichen Kupferstiche aufbehalten wird.

Der bey den Römern gebräuchliche Spreng-Wedel (Aspergillum) befindet sich in eben dieser Sammlung, und dienet dem Vorberichte zu einer Schluß-Leiste 3. Es ist bekannt, daß man sich dieses Instruments bediente, das Weyhwasser auf die herum stehende Personen zu sprengen, absonderlich wann sie sich in dem Tempel befanden.

Die zierliche Leiste 4. auf dem ersten Blat, zeiget eine Isis a) von Probierstein, dessen Farb in das grüne fällt. Sie hat gar was besonders, we-

 gen

a) Isis war des Osiris Schwester und Gemahlin. Man verehrte in ihr die Mutter aller Dinge, und schrieb ihr die Eigenschaften aller Göttinnen zu; eigentlich aber war sie der Mond, und der Griechen in eine Kuh verwandelte, und nach Aegypten sich flüchtende Jo. Sie ist nur eine Copie von der Aegyptischen Isis. Sie wurde von den Aegyptern eben so verehret, als wie die Ceres von den Griechen. Aus Aegypten kam die Verehrung der Isis nach Griechenland, von daraus nach Rom, wo sie nach vielen Widerspruch endlich unter die Zahl ihrer Götter aufgenommen und verehret wurde. Die Griechen und Römer bildeten diese weit künstlicher und schöner ab, als die Aegypter. Es wurden zwar die Aegyptischen Götter wieder aus der Stadt Rom geschaft und ihre Tempel nieder-

gen der kleinen Figur des Osiris a) der auf einer Treppe von etlichen Stuffen vor ihr aufrecht steht. Der Pater Montfaucon hat dieses Denkmal auf der 113. Kupfer-Tafel Nr. 4. im zweyten Band des zweyten Theils seiner erklärten Alterthümer angeführt, er hat aber weder von seiner Materie, noch von seiner Größe etwas gesagt. Es hat 13. Zoll und 7. Linien in der Höhe und 8. Zoll in der Breite, ohne den viereckigten Stein eines Fuß-Gestells, von ohngefähr 2. Zoll dazu zu rechnen, welcher an eben diesem Stücke aufbehalten, und auf einer jeden Seite mit hieroglyphischen Figuren gezieret ist. Dieses Stück des Alterthums ist nicht vollkommen erhalten, dann der Kopf der kleinen Figur, die vor der Isis stehen, ist zerstümmelt. Man könnte selbige etwan für den Leib des Osiris, welcher von dieser Göttin wieder gefunden worden, ansehen.

Auf eben dieser Leiste ist ein steinernes Gefäße zu sehen, welches zur Verwahrung eines einbalsamirten Vogels bestimmet war, und noch einen Theil der dazu bestimmten Materie in sich enthält. Dieses Stück hat 11. Zoll in der Höhe und ohngefähr 6. Zoll in der Breite. Der Deckel, welcher einen ziemlich schlecht gebil-

niedergerissen; sie wurden aber dennoch wieder eingeführet, und verschiedene Plätze der Stadt, nach dem Namen Isis benennet. Montfaucon führet Tab. LXX. Fig. 2. und Tab. LXXI. und Fig. 1. 2. 3. 4. 5. sie in Aegyptischer Gestalt an. In folgenden Tafeln aber Fig. 4. 5. 6. zeigt er sie in der schönen Gestalt bey den Griechen und Römern. Montfaucon in I. B. 2. Cap.

a) Osiris, der Isis Bruder und Gemahl, ist nach fabelhafter Meinung, der Vater aller Dinge. Man glaubte in ihm die Eigenschaften aller Götter angetroffen zu haben. Unter ihm wurde die Sonne verstanden, er wird auch unter dem Bild eines Falkens, eines Scepters und Auges vorgestellet. Er war ein kluger Aegyptischer König, der seine Unterthanen im Gebrauch der Erdfrüchte und im Götzendienst unterrichtete. Er übergab seine Regierung seiner Gemahlin der Isis, und gieng als ein Lehrmeister unter andere Völker, in Begleitung des Anubis, Macedo und noch anderer, nach Aethiopien, Arabien und Indien; aus Asien zog er über den Hellespont nach Thracien, und kam endlich mit den besten Erd-Früchten wieder in Aegypten an. Sein Bruder Typhon erschlug ihn, zerhaute ihn in 26. oder wie einige sagen in 23. Stücke, theilte solche unter seine Mitverschworne aus, worauf die Isis sammt ihrem Sohne Orus, den grausamen Typhon und seine Mitgesellen wieder umbrachte, die zerstreuten Theile des Osiris sammlete, selbigem nach seiner Gestalt und Grösse, aus Wachs und kostbaren Gewürz eine Statue verfertigen liesse, Priester darüber bestellte, von welchen sie einen Eyd nahm, daß sie dieses Bild Niemand durften entdecken. Besiehe den Montfaucon an eben diesem Ort. Jackson hat in seinen Chronologischen Alterthümern, aus dem Plutarchus de Isid. et Osir. kritisch erwiesen, daß Menes und Osiris einerley König sey pag. 546. u. f.

gebildeten Kopf eines Sperbers vorstellet, ist von Alabaster: allein ob schon dieser Deckel, von eben dem Geschmack und aus eben dem Land ist, so ist er doch wahrscheinlicher Weise nicht derjenige, welcher dieses Gefäß ehehin bedeckte. Es ist zu vermuthen, daß man diese Stücke in Aegypten zusammen gattirt, so gut man kan, ehe man sie nach Europa versendet; dann ich habe etliche gesehen, die in Ansehung der Materie vollständig waren: viele andere hingegen waren von eben dieser Beschaffenheit; man konnte nämlich an ihnen bemerken, daß sie ebenfalls erst in spätern Zeiten so zusammen gefügt worden.

Der gröste Theil der Aegyptischen Denkmale, und hauptsächlich allezeit diejenigen, welche zu Verwahrung einer Sache scheinen bestimmet gewesen zu seyn, werden eine solche Ungleichheit an sich haben. Die Araber eröfnen und durchsuchen alle dergleichen Gefäße, in der Hofnung Gold darinnen zu finden, und verkaufen sie den Francken, das ist den Christen, niemahlen eher, als nach einer genauen Untersuchung, die aber gemeiniglich ohne Sorgfalt und Ordnung angestellet wird.

Das dritte Stück ist ein kleines Sistrum, a) oder Musicalisches Klingspiel von Erzt. Es ist sehr gut erhalten und im Ganzen 7. Zoll hoch; Statt eines Kranzes, liegt oben eine Kaze, welche zwey Junge nähret.

Diese drey Stücke sind aus dem Königlichen Cabinet der Alterthümer genommen. Man findet in eben dieser Sammlung, die kleine goldene Isis, welche bey dem ersten Theil zu einer Schluß-Leiste 5. dienet: Sie hat 10. Linien in der Höhe. Die Erhaltung, die Reinigkeit und die Stellung dieser kleinen Figur, verdienen alle Aufmerksamkeit der Kenner.

Die beeden Zierrath-Leisten 6. und 7. dienen zum Anfang und Schluß des andern Theils, und sind getreulich nach Hetruriſchen Stücken

a) Dieses Sistrum ist das ordentliche Kennzeichen der Isis. Es ist etwas länglich und mit einem langen Handgrif versehen, inwendig ist es hohl und unten schmäler als oben, daß es oben gleichsam einen halben Circul vorstellet. Mitten durch gehen etliche Stiffte oder Drat-Nadeln von Eisen oder Erzt, deren man bald 3. bald 4. siehet, oben auf diesem Sistrum erscheinet bald die Gestalt einer Kaze, oder eines Sphinx, oder einer Lotus-Blume oder sonst dergleichen. Man bediente sich desselben eben zu dem Ende, wie der Trommel bey dem Feste der Cybele, ein Geräusch oder Getöße zu machen, welches mit den Cymbeln eine Aehnlichkeit haben solle. Siehe Bachius von den Sistris Vol. VI. thesauri Graeviani, und den Montfaucon in I. B. 2. Cap.

copirt, welche in der Sammlung des Herrn von Peiresc abgezeichnet worden.

Die Vignette 8. zeiget ein Denkmal, welches unter den Ruinen der alten Stadt Athen ist gefunden worden. Es hat das Ansehen, als wäre selbiges zu Ehren einiger sogenannten Lampadisten a) aufgerichtet worden, welche den Preiß in den Spielen davon getragen, welche man das Fackelrennen b) genennet; eine Art von Schauspielen, welche in Athen gehalten worden, wovon ich eine kurze Beschreibung geben will.

Am Ende der Vorstadt von Athen, wo der Ceramicus oder Halle c) und die Aca-

a) λαμπαδιςαί, λαμπαδηφόροι, πυρσοφόροι.

b) λαμπαδηδρομίαι, λαμπαδηφορία, λαμπαδοῦχος ἀγὼν, λαμπαδιςὴς ἀγὼν.

c) Athen hatte einen gedoppelten Ceramicum, einen in der Stadt, den andern vor der Stadt. Der erste liegt auf der rechten Seiten der Stadt, welches der Königliche Porticus heisset, allwo der König, der nur ein Jahr lang regierte, seinen Richterstuhl hatte Er erhielte seinen Namen von dem Helden Ceramo, der ein Sohn des Bacchus und der Ariadne gewesen seyn soll. Er machte einen schönen Theil oder Gegend der Stadt aus. Unter seinem Dache wurden von Thon die berühmtesten Bildnisse aufgestellet, nemlich der Helden, der Könige und der Götter. Pausanias hat uns hievon, als ein Augenzeuge die beste Beschreibung geben können.

Suidas erzehlet, daß daselbst die Kunst im Thon zu arbeiten wäre erfunden worden, und soll der Erfinder derselben Carábus geheissen haben, wie Plinius in VII. B. 56. Cap. sagt. Die Inwohner dieser merkwürdigen Gegend der Stadt hiessen Ceramenses und genoßen gleiche Rechte mit andern Bürgern, siehe Meursium in Ceramico gemino.

Der zweyte Ceramicus lag in der Vorstadt ohngefähr 1000. Schritte davon, oder wie einige wollen 750. Schritte von der Stadt entfernet, in einer waldigten Gegend; in demselben war die berühmte Academie, wo sich Plato aufhielte, diese Academie oder Gymnasium machte einen Theil von diesem Ceramico aus; daher öfters eines für das andere verstanden wird, wie es Hesychius unter dem Wort ἀκαδημία bezeuget, wann er sagt: mit diesem Namen wird auch der Ceramicus beleget, und Stephanus: die Academia kommt von dem Academo her, und wird in Athen auch der Ceramicus genennt. Der Ceramicus war also das ganze und die Academie nur ein Theil davon. Pausanias machet gleichfalls eine herrliche Beschreibung von diesen beeden Plätzen. In der Academie sagt er, befindet sich der Altar des Prometheus, von welchem man mit angezündeten Fackeln in die Stadt lief. Und Suidas merket gleicher Weise an, daß dieser Ceramicus ein erhabener Plaz in Attica war, in welchem die Athenienser jährlich den Fackel-

Kampf

Academie lag, stund ein Thurm, bey welchem sich ein Altar befand, welcher dem Prometheus gewidmet war, auf welchem hernach der in Charmes verliebte Pisistratus, eine Seule des Cupido aufrichten ließ. Die Athenienſische Jugend, welche miteinander um den Preiß des Fackelrennens streiten wollte, verſammlete sich gegen Abend, dreymahl im Jahr; nemlich an dem Panathenienſischen Fest, und an dem Fest Vulcans und des Prometheus, um den Altar bey der hellen Flamme des Feuers, welches auf demſelben brannte.

So bald nun die Zuſchauer, durch ein allgemeines Geſchrey, zur Eröfnung des Spiels Befehl gegeben, ſo zündete man eine Fackel an, welche diejenigen, die um den Preiß ſtritten, biß zu einem Ziel, brennend tragen muſten, welches an dem Stadt-Thor, oder in der Stadt ſelbſten, beſtimmt war. Sie liefen in vollem Lauf durch den Ceramicum, wann das Rennen, wie gemeiniglich, zu Fuß geſchah; oder im vollem Gallop, wann es zu Pferd verrichtet wurde, wie man ſolches aus dem Plato erſiehet, daß es auch zuweilen auf dieſe Art gehalten worden.

Wann die Fackel in den Händen deſſen, der ſie am erſten bekommen hatte, auslöſchte, ſo gab er ſelbige hofnungsloß dem folgenden; wann dieſer nicht glücklicher war, ſo überreichte er ſie dem dritten, und ſo nach der Reihe fort, biß die Zahl derjenigen, welche um den Preiß ſtritten, gar war. Wann es nun keinem von dieſen gelungen hatte, ſo wurde der Preiß biß auf ein andermaliges Feſt aufgehoben.

Der Archont, welcher König genennet wurde, ſaß, als Oberaufſeher, dabey; entweder, weil dieſes Schauſpiel, ſo einigermaſſen mit der Religion in Verbindung ſtund, ſeine Gegenwart erfoderte; oder weil man glaubte, daß man hiedurch dem Spiele ſelbſt ein gröſſeres Anſehen geben, oder der Unordnung vorkommen könnte.

Der Archont wurde von den Epimeleten, oder Aufſehern begleitet, eh Name, der in den Gebräuchen Athens ſehr bekannt war, und überhaupts einen Commiſſarium anzeigte, welcher die Befehle vollziehen muſte, die entweder von

Kampf hielten; es befindet ſich auch daſelbſten ein Altar der Muſen, und des Mercurius; beſſer hinein aber war ein Altar der Minerva. In eben dieſem Ceramico ſtund auch ein kleiner Tempel, in welchen des Bacchi Eleutherienſis Bildnis jährlich an gewiſſen Tagen getragen wurde. Es befanden ſich auch daſelbſten die Gräber der berühmteſten Helden, welche vor das Vatterland zu Waſſer und zu Land ihr Leben gelaſſen hatten, wie auch die Tempel der Götter und Helden, und die Denckmale vieler anderer berühmten Männer, die ſich um Athen verdient gemachet hatten. Meurſius in Ceram. gem.

von dem obersten Regenten, oder von Privatpersonen herkamen ; hier aber bedeutet dieser Name, wie es scheinet, nur gewisse Aufseher, denen man die Besorgung aller geringen Anstalten und Kleinigkeiten bey diesem Spiel und Fest aufgetragen hatte.

Ich möchte hier noch gerne hinzu sezen (ob ich gleich keine Spur davon finde,) daß der Archont und die Epimeleten, die Untersuchung von den kleinen Zwistigkeiten über sich nahmen, welche zuweilen unter diesen Streitern entstunden; daß sie über die Vorzüge der Verdienste eines jeden von ihnen an diesem Feste, das Urtheil fälleten ; daß sie die Uberwinder ausruften und krönezen, ohne daß man von ihrem Ausspruch weiter gehen konnte ; und woferne jemand behaupten wollte, der Archont und die Aufseher mit einander, oder auch der Archont nur allein, hätte das Zeichen zur Eröfnung des Rennens gegeben, so werde ich hier über gar nicht mit ihm streiten, ob ich schon gerad das Gegentheil gesagt habe; woferne er nur die Worte des Aristophanis, als welcher der einzige Grund meiner Meinung in diesem Puncte ist, nach seinem Sinne erklären kan. Aristophanes in der Kom. von Fröschen, v. 129. u. f.

Eine weitläuftigere Erklärung würde einer gelehrten Untersuchung gleich sehen, und mich von der Hauptabsicht dieses Werks zu weit entfernen, und die Wahrheit zu reden, meine Kräften übersteigen. Ich will also lieber den tiefsinnigen Gelehrten, die sorgfältige Untersuchung überlassen, warum der alte Ausleger des Persius, die Benennung des Uberwinders demjenigen beyleget, welcher die Rennbahn am ersten eröfnete. Hatte vielleicht ein vorhergehender Sieg, das Looß, oder sonst ein anderer Grund, den Rang schon bestimmet, nach welchem die angegebenen Renner lauffen musten ? Sie mögen ferner untersuchen, worauf sich Psellus gründe, wann er, wider die Worte des Pausanias, behauptet, daß die angezündete Fackel, fort und fort, von einer Hand in die andere, unter währenden Rennen, gegeben wurde?

Ich frage auch noch überdiß, ob der hier vorgestellte Becher, der ordentliche Preiß bey diesen Spielen war ; ob man dabey mehr als einen Sieger krönete, wie die Aufschrift scheinet anzuzeigen, oder ob der Name der Lampadisten, ohne Unterschied allen denenjenigen gegeben wurde, welche, auch ohne glücklichen Erfolg, um den Preiß gestritten hatten ? Und endlich ob Meursius es wohl getroffen habe, wann er, wider das Zeugniß einiger ganz deutlichen Stellen, sagt, daß diese Spiele, an dem Panathenienfischen Feste, in dem Piraeeo seyen gehalten worden, nicht aber in der Vorstadt Athens, wie am Feste des Vulkan und des Prometheus?

Ober-

Oberhalb des Kelchs siehet man den Namen desjenigen, welcher dieses Denkmal aufrichten ließ; es ist aber so leicht nicht auszumachen, wer dieser Atticus etwa möchte gewesen seyn, indem mehrere Personen, zu verschiedenen Zeiten dieſen Namen geführet haben.

Die Crone, welche in dem dritten Theil, als eine Schlußleiste 9 stehet, ist auf einem flach erhobenen Bildwerk (bas relief) in dem Kloster des H. Johannes, auf dem Berg Hymettus gefunden worden. Sie war, nebst acht andern, auf dem Marmor vollkommen wohl angebracht, so daß jede derselben, in der gehörigen Entfernung von der andern stund. Auf etlichen derselben waren Aufschriften, nach der bekannten Gewohnheit der Athenienser angebracht. Denn wenn sich einer von ihren Bürgern, durch seine Dienste, oder grosse Gaben, vor andern hervorthat, so wurde ihm von dem Rath, zuweilen auch von dem versammleten Volk selbst, eine Crone zuerkannt, welche man ihm an einem Festtage, in Gegenwart des ganzen Volks, auf das feyerlichste überreichte.

Diese Cronen waren bisweilen von Gold; ordentlicher Weise aber machte man sie nur aus Lorbeerzweigen, welche an ihren Ende aneinander geschlungen waren; wie man sie noch auf diesem flach erhobenen Bildwerk erblicket.

Die Lorbeercrone enthält eine Aufschrift, die zwar unvollkommen ist, uns aber doch einen neuen Beweis von dieser Gewohnheit an die Hand giebt. Ich lasse es hier blos bey dieser Anmerkung bewenden, welche zu meiner gegenwärtigen Absicht hinlänglich ist, und überlasse einem geschicktern Mann die Mühe, den gewissen Zeitpunct dieses Denkmals, durch Wiederherstellung des Namens von dem damaligen Archonten, fest zu setzen, welcher nicht deutlich ausgedruckt ist, und sehr wenig Aehnlichkeit mit denen hat, welche wir kennen. Ubrigens ist die Anzahl der uns bekannten Archonten so geringe, daß wir von denen 943, a) welche jährlich, in einer Zeit von 943 Jahren, auf einander gefolget sind, nemlich von Creon an, welcher diese obrigkeitliche Würde zuerst bekleidete, bis auf den Kayser Gallienum, welchen die Jahrbücher für den lezten angeben, b) nicht mehr, als ohngefähr 270 kennen.

a) Ich rechne unter die Zahl der Archonten die obrigkeitlichen Personen, welche unter dem Namen ἱερεῖς τῶν σωτηρῶν bekannt sind, und welche in dem zweyten Jahr der 118. Olympias aufgekommen sind, und bis auf das erste Jahr der 123. Olympias, das ist, eine Zeit von 19. Jahren fortgedauert haben. Diese neuen obrigkeitlichen Personen, waren nur dem Namen nach, von der Archonten unterschieden.

b) Creon, der erste jährliche Archont, wurde 683. Jahr vor Christi Geburt erwehlet; Gallienus aber 260. Jahr nach derselben.

Es findet sich noch etwas, so die Schwierigkeit dieser Aufgabe, die ich vor mir habe, gar sehr vergrössert, und mich abschrecket, die Auflösung derselben zu versuchen. Es sind nemlich die Namen der ältesten Archonten, gerade diejenigen, so am besten aufbehalten worden. Nun giebt aber die Gestalt der Buchstaben in dieser Aufschrift, die in Vergleichung mit andern, viel zu neu ist, genugsam zu erkennen, daß man nicht in jene älteste Zeiten zurückgehen darf; und in den spätern Zeiten, da die, bey dieser Aufschrift gebrauchte Gestalt der Buchstaben, gewöhnlich war, finden sich in der Reihe der bekannten Athenienſichen Archonten, immerzu Lücken von 30. 40. 50. ja so gar von hundert und mehrern Jahren; wozu noch dieses kommt, daß man in Absicht auf den eigentlichen Namen der Archonten, die in einer so unvollkommenen Reihe stehen, nicht allemal einstimmig ist.

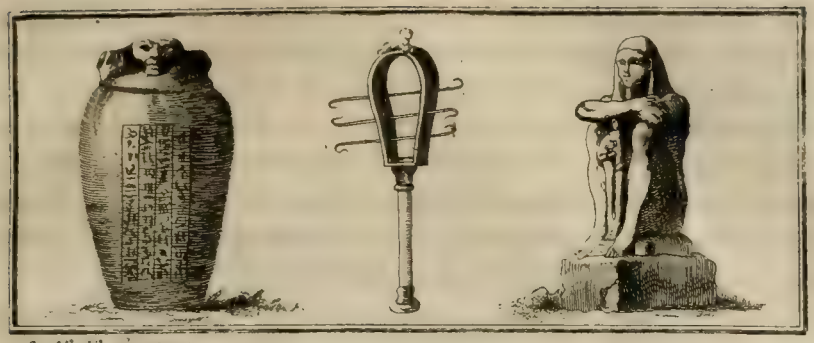
Diese beyden lezten Denkmale, das Grab und die Crone, sind von dem Herrn Abt Fourmont, in Griechenland, auf der Reise, die er auf Befehl des Königs verrichtete, abgezeichnet worden. Man hat davon in der königlichen Bibliotheck noch einige Copien in Manuscript, die ich zu Rath gezogen habe.

Auf der Leiste 10. siehet man einen Theil der flach erhobenen Arbeit, welche den Zierrath einer silbernen Opferschaale, in dem königlichen Cabinet der Alterthümer ausmacht. Bey dieser flach erhobenen Arbeit, kan man sich die Art der Zierrathen wieder vorstellen, welche man auf dem schönen Gefäße von Sardonich erblicket, das in dem Schatz zu St. Denys aufbehalten wird.

Das Gefäß 11. bey dem Schluß des vierten Theils, ist ebenfalls aus der Sammlung des Herrn von Peiresc genommen.

Aegy-

Aegyptische Alterthümer.



Sammlung
von Aegyptiſchen, Hetruriſchen, Griechiſchen und Römiſchen
Alterthümern.

Erſte Abtheilung.

Von den Aegyptern.

Der Urſprung der Aegypter verliehret ſich in den fabelhaften Zeiten, und die Geſchichte lehret uns nichts von dem Anfang dieſes Volks. Kaum wiſſen wir aber etwas gewiſſes von demſelben, ſo zeiget ſich uns daſſelbe ſogleich, mit den Zügen einer Weißheit und Größe, wodurch es ſich in allen ſeinen Begriffen, auf eine vorzügliche Art kennbar machte. Wir erblicken dieſes Volk mitten unter den Künſten, welche es bis auf den Grund gefaſſet hat, weil es ihren groſſen Umfang und alle ihre Schönheiten einſahe; und da Aegypten die Quelle iſt, woraus die Alten die Grundſäze des guten Geſchmacks geſchöpfet haben, ſo können wir nicht beſſer thun, als wenn wir in der Unterſuchung der Denckmale, welche der Barbarey der Zeiten glücklich entgangen ſind, bey dieſem Lande den Anfang machen.

Die Geheimniße, in welche die Aegypter ihre Religion eingehüllet, um derselben ein desto ehrwürdigeres Ansehen zu geben, haben auch selbst über ihre Geschichte, einen undurchdringlichen Vorhang gezogen; und dieses Volk, welches nur blos für die Nachwelt zu arbeiten schien, war doch so kurzsichtig, daß es die Hindernisse nicht voraus sah, welche es durch den Gebrauch einer Bilderschrift, die unter dem Namen der Hieroglyphen bekannt ist, seinen eigenen Absichten selbst in den Weg legte. So richtig, und so gewis ist es, daß die Aussichten der Menschen gar enge Grenzen haben und höchst unvollkommen sind!

Die Aegyptischen Alterthümer sind daher von einer solchen Beschaffenheit, daß man sie nie vollkommen wird aufklären können. Man muß sich sehr oft damit begnügen lassen, wenn man nur einige Gedanken errathen kan; und die Erklärung, so wie man sie, heut zu Tage, zu geben im Stande ist, kan nicht einen einzigen Punct der Geschichte, in ein genugsames Licht setzen.

Die Kenntniß, so wir von diesem Volk erlangen können, ist in eine gar geringe Anzahl von Figuren und Characteren eingeschlossen. Zum Unglück ist auch so gar das wenige, das wir noch davon wissen, mit Dunkelheit bedecket, und läßt das Geheimnisvolle, so in diesem Lande herrschte, überall hervorblicken. Ich werde daher genöthiget seyn, dem Leser, einige schon bekannte Muthmassungen, auf das neue vorzulegen, und solche so gar, bisweilen aus neuern Schriftstellern zu borgen. Indessen will ich mir doch alle Mühe geben, dergleichen Wiederholungen, so selten als es mir möglich seyn wird, vorzubrigen, und mich vornemlich an solche Stücke halten, die noch nicht angeführet worden sind, oder deren Erklärung mir wenigstens etwas neues dargestellt hat.

Ich hätte mich gerne, genau an die Zeitordnung gehalten, um, wie ich oft angemerket, das allerhöchste Alterthum, von der Zeit der Ptolemäer zu unterscheiden. Allein, wenn man dieses allezeit thun wollte, so müste man mehrere Stücke, zur Vergleichung beysammen haben. Unterdessen habe ich vornemlich diejenige Zeit sorgfältig bemerket, in der sich Spuren von der Herrschaft der Römer äussern. Und dieses hat mir auch keine Mühe gemacht. Denn dieses ist der Zeitpunct des verdorbenen Geschmacks; da hingegen die Aegypter, durch ihre erhabene und edle Denkungsart, den Hetruriern und Griechen, einen richtigen und wohlgegründeten Geschmack an den Künsten beygebracht haben.

In der That diente ihr Umgang mit allen andern Völkern, zur Ausbreitung ihres Ruhms, massen man zu ihnen kam, um dasjenige bey ihnen zu lernen, was

sie,

sie, nach ihrem Belieben, andern Völkern wollten bekannt werden lassen. Wenn sie aber Eroberungen machten, wenn sie reiseten, so kam Europa dabey nie in Betrachtung; denn es ist bekannt, daß sie, zu keiner Zeit, Liebhaber von der Schiffarth gewesen sind. Und, wo würden sie auch wohl ein Land, ich will nicht nur sagen an den Küsten des mittelländischen Meers, sondern auch in den andern Theilen der Welt, womit sie umgeben waren, angetroffen haben, welches mit dem Lande, das sie bewohneten, sowohl in Ansehung seiner Fruchtbarkeit, als in Ansehung seines leichten Anbauens, und seiner Pracht, hätte verglichen werden können? Was für Vortheile hätten sie aus einem so verwilderten Lande, als Europa war, erwarten können? Was für ein Licht hätten sie aus einem Lande herholen können, das selbst keine andere Kenntniß hatte, als die es Aegypten abgeborget? Sie waren weise, sittsame und zum Gehorsam geneigte Leute; sie blieben alle bey der Handthierung ihrer Vorfahren. Einerley standhafter Geist herrschte in allen ihren Gebräuchen, von denen sie so leicht nicht abzubringen waren; mit einem Wort; man siehet, daß sie glücklich gewesen sind.

Doch genug hievon. Ich könnte auch zu der vortreflichen Beschreibung, die Herr Bossuet von diesem Lande gemacht hat, nichts hinzusetzen. Sie ist vollkommen, und daher kan ich den Leser, getrost auf dieselbe verweisen. Indessen, da die Absicht dieses grossen Mannes, welche blos auf die Verfassung einer allgemeinen Geschichte gieng, ihn nicht erlaubte, sich in eine gewisse umständliche Betrachtung über die Künste einzulassen, so will ich kürzlich meine eigene Anmerkungen vortragen, die ich über die Aegypter gemacht habe, nachdem ich nicht allein die alten Schriftsteller, und die neuen Reisebeschreibungen durchgelesen, sondern auch die Denkmale untersuchet habe.

Die Architectur scheinet mir diejenige Kunst zu seyn, auf die sie sich am meisten geleget. Es war aber keine solche Bauart, die durch ihre reitzende Harmonie, gut in das Gesicht fällt, und gleich bey dem ersten Anblick, die Beschaffenheit der Sache anzeiget, welcher sie zum Schmucke dienet; sie befliessen sich vielmehr einer vesten und majestätischen Art zu bauen, in welcher man, so zu reden, den Keim von allem dem erblicket, was die Griechen bey selbiger zu entdecken gewust haben.

Die Aegypter haben noch nichts von den Säulenordnungen gewust, das ist, sie haben sich noch an keine Proportion gebunden. Als Erfinder haben sie so gebauet, wie es ihnen schicklich zu seyn dünkte. Alles überflüßige scheinet ihnen verhaßt gewesen zu seyn. Sie haben Pfeiler und Säulen angebracht. Sie haben die Säu-

len mit Knäufen, mit Leiſtenwerk, Fußgeſimſen und Aushölungen gezieret; ſie haben das Gebälke geſchmücket. Allein es ſcheinet, daß alle dieſe Zierrathen willkührlich geweſen ſind, weil man ſie nie auf eben dieſe Art wieder angebracht hat. Man kan dieſes gar leicht aus verſchiedenen neuern Schriftſtellern, und beſonders aus dem Pocock erſehen, wo man wenigſtens die Verſchiedenheit aller dieſer Stücke abnehmen, und ſich einen Begrif davon, aus dem Aufriß einiger Gebäude und ihrer Theile machen kan, die daſelbſt zu finden ſind. Was die Säulen anlanget, ſo halte ich dafür, daß ſie ſelbige nicht nur für ein ſicheres Mittel angeſehen haben, dem Auge Platz zu machen, den ungeheuern Umfang zu überſchauen, den ihre Gebäude einnahmen, ſondern daß ſie ſolche zur Unterſtützung der Decken in ihren Gemächern ſehr nöthig hatten, weil ſie noch gar nichts von der Kunſt, Gewölber zu ſprengen, verſtunden.

Die Beſchreibungen der beyden Labyrinthe, und der Ruinen von Theben, welche uns Herodotus, und nach ihm, unſere Reiſebeſchreiber geliefert haben, ſind ein Beweis ihres erhabenen Geiſtes. Indeſſen haben wir nichts davon zu ſehen bekommen, als einige übel gerathene Kupferſtiche, welche ſie vorſtellen, oder ſchlechte Zeichnungen, die eher im Stande ſind, uns von einer richtigen und erhabenen Vorſtellung derſelben abzubringen, als ſolche zu veranlaſſen. Die Gröſſe der Steine, welche die Aegypter zu ihren Gebäuden gebraucht, iſt allein hinlänglich, die höchſte Verwunderung zu erwecken. Welche Gedult wurde nicht erfordert, ſie zu hauen? welche Gewalt, ſie an Ort und Stelle zu bringen? Allein dieſe Gegenſtände, ſo beträchtlich ſie auch ſind, verſchwinden, ſo zu reden, vor unſern Augen, wenn man ſich die Pyramiden und den See Moeris vorſtellet.

Dieſe Denkmale ſind unerſchöpfliche Quellen des Erſtaunens, wenn man das groſſe Unternehmen bedenket, welches doch jederzeit einen glücklichen Fortgang ſcheinet gehabt zu haben.

Die Kunſt Gewölber zu bauen, war den Aegyptern eine Zeitlang unbekannt; und wenn man einige derſelben in ihrem Lande antrifft, ſo ſind ſie als eine Folge ihres Umgangs mit den Griechen und Römern anzuſehen. Man wird ferner bemerken, daß ſich die Aegypter ſehr in Acht genommen, kein Holz zu ihren Gebäuden anzuwenden, wenn ſolches gleich noch ſo gemein in ihrem Lande geweſen wäre. Weiter baueten ſie ſo, daß die Haltbarkeit ihrer Steine bloß von ihnen ſelbſt, und von der Genauigkeit ihrer Zurichtung herkommen muſte. Daher haben ſie nie im Gebrauch

gehabt,

gehabt, einiges Metall, zur Verbindung ihrer Gebäude anzuwenden. Und das ſind eben die Mittel, wodurch ſie ſich einen unſterblichen Ruhm erworben haben.

Der Fortgang der Bildhauerkunſt ſcheinet uns in Aegypten, ſehr langſam geweſen zu ſeyn. Doch wollen wir das nicht ſo gar gewiß behaupten, weil wir uns auch irren könnten. Dieſe Kunſt, welche mit dem nemlichen Geiſt getrieben wurde, wie die Baukunſt, ſtieg bey den Aegyptern, zu einem gleichen Grad der Vollkommenheit; auch darinnen haben ſie ebenmäßig auf die Veſtigkeit geſehen, welche ſie überhaupt nie aus ihrem Geſichte ließen. Setzet man dieſes als richtig voraus, wie ich es denn auch für etwas erwieſenes anſehe, ſo wird man die Aneinanderfügung der Schenckel, die ſie ſo lange Zeit bey ihren Bildſäulen beybehalten haben, keiner andern Urſache zuſchreiben, als bloß allein ihrer Begierde, nichts als unſterbliche Wercke, zum Vorſchein zu bringen.

Der Coloſſus des Memnon, iſt eine von den älteſten Bildſäulen; derſelbe hat würklich von einander ſtehende Beine, von hinten aber ſind ſie an einem ganzen Stück beveſtiget. Sie folgten hierinnen der Natur nach, welches ſie nicht würden gethan haben, wenn ſie nicht einen Punct der Veſtigkeit gefunden hätten; wo ſie aber dieſen Vortheil nicht haben konnten, ſo ſuchten ſie dieſe Unterſtützung in der Sache ſelber. Dieſem Grundſatz zufolge geſchah es, daß ſie den Sphinx und andere Thiere, deren Bildſäulen man in Menge überall in Aegypten, und vornemlich an dem Eingang ihrer Tempel und Palläſte antraf, wo ſie zur Zierde ſtunden, in einer ſitzenden Stellung abgebildet.

Ihr Geſchmack an der Veſtigkeit erlaubte ihnen nicht, einen Theil vor dem andern vorſtechen zu laſſen, und war Urſache, daß ſie ſich auf lauter einfache Stellungen einſchrenckten, wodurch es geſchah, daß ſie alle einander gleich ſahen; und dieſe Monotonie, die vielleicht in ihren Augen kein Fehler war, konnten ſie unmöglich vermeiden, indem die Verbindungen der Stellungen ſehr verſteckt, und die Action ſchlechterdings davon geſchieden war.

Indeſſen muß man doch nicht dencken, daß ihre Künſtler nicht die Geſchicklichkeit gehabt, eine Art der Feinheit, an den einzelnen Theilen anzubringen. Es würde auch vergeblich ſeyn, wenn ich dieſe Unterſuchung weiter fortſetzen wollte, genug, daß man mir wird eingeſtehen müſſen, daß ihre Bildhauer, das groſſe wohl empfunden und ausgedruckt haben; und eben darinnen beſteht der vornehmſte und weſentlichſte Theil der Kunſt, weil ſolches allein den Geiſt des Zuſchauers erhebet. Von eben dieſer Begierde, daß ihre Werke bis auf die ſpäteſte Nachwelt möchten erhal-

erhalten werden, rühret es auch her, daß sie die halb erhobenen Arbeiten, den ganz erhobenen vorgezogen haben, weil diese leztern, weit mehrern widrigen Zufällen ausgesetzet sind. Mit einem Wort, sie haben alle Theile der Bildhauerkunst, sogar bis auf die Kunst in Stein zu schneiden, wohl verstanden.

Man darf daher gar nicht zweifeln, daß die Zeichenkunst, als der Grund aller übrigen Künste, in einem Lande, sehr stark werde getrieben worden seyn, wo die symbolischen Characteres, deren man sich bediente, einen jeden, der etwas schreiben wollte, zum zeichnen nöthigten. Allein der gemeine Mann blieb immer bey dem National-Geschmack, welcher nur die ganzen Stücke in Betrachtung zog, die kleinern Theile aber ausser Acht ließ. Es dienen aber diese weiter auch zu nichts, als nur die Würckung zu hindern, wenn sie nicht mit Verstand verbunden sind. Ich glaube daher, daß dieser leztere Theil, eben so wenig unter den Aegyptern bekannt gewesen, als die Kunst, viele Bilder nach der Natur zusammen zu stellen. Und das ist auch die Ursache, warum ich mir einen sehr mittelmäßigen Begrif von ihrer Mahlerey gemacht habe.

Nicht nur ihre Art, sich im Zeichnen zu üben, hinderte sie, etwas grosses in dieser Kunst zu thun; sondern es erfordert auch die Ausübung derselben, eine Brechung der Farbe, die der Bestigkeit, auf die sie in allen Stücken sahen, entgegen seyn muste. Ich urtheile hiervon gar nicht nach den Mahlereyen, die ich gesehen habe, und die, so schlecht sie auch sind, doch aus einem Lande hätten kommen können, wo man übrigens auch sehr gute Mahlereyen könnte gehabt haben: sondern mein Urtheil gründet sich auf die Erzählungen, die man mir gemacht hat, und auf dasjenige, was der Pater Sicard und andere reisende Personen von den Mahlereyen gemeldet haben, die man an verschiedenen Orten in Aegypten, und besonders an einer Decke zu Dandera antrift.

Ich halte dafür, daß sie ihre Farben ganz platt, das ist, ohne alle Brechung, und ohne alle Opposition aufgetragen haben; Ja ich glaube sogar, daß sie die Mahlerey, mit einer Art der Verachtung angesehen. Ich will so viel damit sagen: ich vermuthe, sie schien ihnen nicht schwer genug zu seyn; sie that ihnen zu wenig Widerstand, sie stimmte folglich nicht mit ihren Absichten überein, die sie hatten, ihren Ruhm bis auf die späteste Nachwelt zu erhalten. So verhielt sichs aber nicht mit dem Gold, und mit den einfachen Farben, wie zum Beyspiel mit der rothen und weissen Farbe. Denn was diese anlanget, so hatten sie ein Mittel erfunden, solche kalt, auf die Schlußsteine der Gewölber, und auf andere sowohl innerliche als äusserliche Theile ihrer gröften Gebäude aufzutragen. Und dieses haben sie so künstlich

zu

C. W. Winterschmidt, sculpsit et excudit Norimbergæ.

zu machen gewust, daß noch viele von diesen Wercken, noch heut zu Tage, in ihrem grösten Glanz zu sehen sind.

Uber dieses letztere Kunststück habe ich schon oft nachgedacht, wie ich denn auch mein Erstaunen darüber, in einigen Abhandlungen, die in der Academie abgelesen wurden, nicht habe bergen können. Man wird aber doch aus der Erklärung der LXXIX. Kupfertafel ersehen, daß ich seit kurzem, diese Kunst, die wir verlohren hatten, und welche selbst von den Römern ehehin mit gutem Erfolg getrieben wurde, wieder gefunden zu haben glaube.

Die erste Kupfertafel.

Nr. 1.

Herr Maillet, ehmaliger Consul der französischen Nation zu Cairo, hat dieses schöne Denkmal mit nach Frankreich gebracht, und ich habe selbiges von eben der Person gekauft, welcher er es in seinem Testament vermachte. Ich will jezt dasjenige anführen, was er davon in seiner Geschichte von Aegypten S. 180. erzehlet, nicht sowohl um dem Leser einen richtigen Begrif von diesem Denkmal zu geben, als vielmehr um ihm Nachricht zu ertheilen, auf was Weise solches in seine Hände gekommen sey.

„ Die Aegypter liessen es nicht dabey bewenden, die Leichname der vornehmsten Personen, absonderlich der Königinnen und Prinzeßinnen, auf die vollkommenste Art zu balsamiren, damit sie ihr Angedenken desto sicherer erhalten möchten, sondern sie stellten auch noch überdiß, ihre Bilder von Marmor, zu ihren Mumien. Ich habe einen unüberwindlichen Beweiß von dem, was ich behaupte, an einem der ältesten und sonderbarsten Bildnissen, welches ich in diesem Lande bekommen habe. Diese Figur bestehet aus drey Stücken, und stellt eine Weibsperson für. Das Haupt und die Füsse sind von schwarzen Probierstein; der Leib aber steckt in einer Hülle von grünen alten Marmor, mit weissen Streiffen. Diese drey Stücke zusammen, bilden eine Figur von 5. Schuh und 5. Zoll. Sie ist noch ganz wohl behalten und von einer vollkommenen Schönheit. Ein Mabaucher, das ist, einer von jenen Coptен, welche seit der Zeit, da Aegypten von den Arabern erobert worden, sich bey den Großen dieses Landes in die Dienste begeben, bey denen sie als Schreiber dienen, verkaufte mir

„ ſolches ziemlich theuer, und noch dazu ſehr ungern. Denn ich muſte ihm, um
„ ſolches zu erhalten, ſo gar verſprechen, nie jemand etwas davon zu ſagen. Die-
„ ſer Copte ſchwur mir bey dem Evangelio, daß dieſe Figur vor ſieben bis acht
„ hundert Jahren, in einer Pyramide wäre gefunden worden. Er ſetzte noch
„ hinzu, ſie ſey von der Zertrümmerung, wozu ſie der König, welcher die Pyra-
„ mide eröfnen laſſen, bereits verurtheilt hatte, durch einen ſeiner Vorfahren erret-
„ tet worden, der hundert Zechins dafür gegeben. Er verſicherte auch, das es
„ die Heilige Jungfrau vorſtellen ſollte. So viel iſt richtig, daß dieſes Stuck,
„ eines der ſchönſten Alterthümer iſt, welche jemals aus Aegypten gekommen.
„ Ich meines Orts bin überzeuget, daß dieſe Figur, eine vornehme Dame, oder
„ wohl gar eine Königin vorſtellet, und getraue mir zu behaupten, daß ſie we-
„ gen ihrer Vorzüglichkeit, gar wohl einen Plaz, in dem Cabinet eines groſſen
„ Herrn verdienet. „

Die Erzehlung, welche dieſer Copte dem franzöſiſchen Conſul gemacht hat, iſt mit ſo viel lächerlichen Umſtänden begleitet, daß ich mich faſt ſchäme, ſelbige angeführet zu haben. Ich kan mich auch nicht genug wundern, wie ein Mann, von ſo aufgeklärten Verſtande, als Herr Maillet war, daraus habe ſchlüßen mögen, daß die Aegypter, in ihre Gräber und zu den Cörpern der vornehmſten Perſonen, Statuen von Marmor geſtellet, welche ſie abbilden ſollten. Keine Nation hat zwar ihre Achtung gegen die Todten ſo weit getrieben, als dieſe: es ſcheinet aber, als habe dieſes Volk, nur deßwegen eine ſo gewiſſenhafte Sorge für die Cörper getragen, um ihnen eine ſanfte Ruhe und eine Stille, die durch nichts ſollte unterbrochen werden, und vielleicht wohl gar eine ewige Dauer zu verſchaffen. Allein ich zweifle daran, ob ſie jemals dieſen Gebrauch, von dem Herr Maillet redet, gekannt, oder ausgeübet haben. Man entdecket noch alle Tage Mumien in den unterirdiſchen Gängen, und wenn es wahr wäre, was dieſer Reiſebeſchreiber zum voraus ſetzet, ſo müſte man noch immer einige Statuen, die dieſer ähnlich wären, darinnen finden; welches aber, ſoviel ich weiß, bißher noch nicht geſchehen iſt. Ubrigens will ich wohl glauben, daß der Kopf an dieſer Figur ein Portrait ſey. Es ruhet ſelbiger in einer Hülle, welche ſich wie ein Pfeiler, in Geſtalt eines Menſchen endiget, eben auf die Art, wie die Griechen, welche dieſen Gebrauch ganz gewiß von den Aegyptern entlehnt, ihre vornehmen Perſonen vorzuſtellen pflegten, als ſie anfiengen derſelben Bildniſſe in Marmor hauen zu laſſen. Sollte nicht das eine, ein Beweis des andern ſeyn? Ob nun aber gleich bey dieſem Kopf alles, ſo zu

reden,

reden, nur erst aus dem groben gearbeitet ist, und nur die allgemeine Form darbietet: und ob gleich bey demselben, die Genauigkeit in den kleinen Stücken nicht angetroffen wird, welche ein wohlgetroffenes Portrait erfordert: so erblicket man doch eine gewisse Gesichtsbildung und einen besondern Character daran, welcher nur bloß von einer wohl überlegten Nachahmung der Natur herkommen kan. Und wenn auch die Züge nicht so fein sind, als sie seyn sollten, so rühret solches einzig und allein daher, weil die Aegypter damals noch nicht weit genug in der Kunst gekommen waren.

Das sonderbareste dabey ist, daß man an diesem Stück keine hieroglyphischen Figuren eingegraben findet, ohne welche doch dieses Volk seine Denkmale nicht leicht aufstellete, absonderlich diejenigen, durch welche das Angedencken wichtiger Begebenheiten, oder solcher Personen, die sich unter ihnen berühmt gemacht hatten, auf die späte Nachwelt sollte erhalten werden.

Was Herr Maillet von der Grösse dieser Statue anführet, trift ganz genau zu. Auch die Art des Steins, aus dem das Haupt und die Füsse gemacht sind, hat er wohl gekannt, und denselben mit Recht einen Probierstein genennet, welchen einige neuere Schriftsteller mit dem Basalt verwechseln, so eine Art Marmor ist, welcher die Härte und Farbe von dem Eisen hat. Die Aegypter, welche ihm den Namen dieses Metalls beygeleget haben, hohlten ihn aus Aethiopien, und liessen sich ganze Stücke von einer ziemlichen Grösse bringen. Der Probierstein, den Plinius Basanites lapis a) nennet, ist durchaus schwarz und hat keine solche Körner, wie der Basalt. Man fand denselben in demjenigen Theil von Aegypten, welcher zwischen dem Nilfluß und dem rothen Meer b) liegt, und bisweilen Arabien c) heisset. Ich folge hierinnen dem Text des Ptolemäus, ohne die Verbesserung anzunehmen, welche Salmasius d) bey demselben machen wollen.

Dieser gelehrte Mann, welcher vielleicht den erst angeführten Unterschied nicht wuste, und das Wort Basaltes bey dem Plinius e) fand, glaubte daß man an statt βασανίτου λίθου, wie es in der angeführten Stelle des Ptolemäus heist, schreiben müsse βασαλίτου λίθου. Diese Veränderung betrift zwar nur einen

a) Plin. histor nat. l. 36 c. 20. et 22.
b) Ptolem. Geogr. l. 4. p. 121. Edit. Bert.
c) Strabo l. 17. p. 803.
d) Exercit. Plinian. p. 394.
e) Lib. 36. c. 7.

einigen Buchstaben, und die Verbesserung wäre ganz glücklich, wenn sie nur auch einen Grund hätte. Ich muß aber gestehen, daß ich weder eine Ursache, noch eine Nothwendigkeit dazu einsehe. Denn erstlich ist es sehr zweiffelhaft, daß man das Wort Basaltes, im Griechischen auszudrucken, im Genitivo lieber βασαλίτου λίθου als βασάλτου sollte gesagt haben. Zweytens ist es offenbar, daß der Marmor, von dem Ptolemäus redet, eben derjenige sey, welchen Plinius Basanites lapis, Probierstein nennet. Ich zweifle gar nicht, daß ich meinen Lesern mit dieser Erläuterung, die mir jemand mitgetheilet hat, ein Vergnügen werde gemacht haben. Ich hatte selbige auch für mich selbst nöthig, indem sie eine Sache betrift, bey der die Forscher des Alterthums, immer das eine mit dem andern verwechseln. Künftig werden aber ihre Begriffe bestimmter seyn, und man wird auch ihren Beurtheilungen sicherer trauen können.

Dieser Marmor, oder Probierstein ist ungemein hart, und läst sich vollkommen schön poliren. Wenn ich hievon auch keinen andern Beweiß hätte, so würde uns doch das hier angeführte Denkmal, hinreichend davon überzeugen können. Das ganze Stück ist groß und breit gearbeitet. Die Vorstellung des Fleisches ist an dem Kopf und an den Füssen der Statue sehr wohl ausgedrückt. Dieses macht der Kunst viel Ehre, und läßt uns dasjenige leicht vergessen, was daran noch an der Feinheit der Zeichnung, und an dem natürlichen Ausdruck abgehet. Uber dieses muß man auch die Proportion der Hülle bewundern. Und ob dieselbe gleich von einem andern Marmor gemacht ist, so stimmet sie doch mit dem übrigen sehr wohl überein; auch sind die weissen Adern, wovon Herr Maillet redet, so zart und so selten, daß man sie kaum bemerket.

Nr. 2.

Dieses Amulet, oder Anhängstück, so oberhalb des Kopfs, ohne Zweifel zu dem Ende durchbohrt ist, damit es getragen werden kan, hat nur eilf Linien in der Höhe. Es ist von Probierstein gemacht, und die Arbeit, welche etwas grosses verräth, ist nichts destoweniger so simpel, aber auch in den kleinen Stücken so plump, daß ich diesem Stück, ein sehr hohes Alterthum zueigne, oder, daß ich glaube, es sey in einem sehr späten Jahrhundert verfertiget worden. Denn das veranlasset eben die schlechte Arbeit, und der schlechte Geschmack, daß man nicht allemal die Zeiten von einander unterscheiden kan. Das sonderbare dieses Stücks ist das einzige, so mich bewegen konnte, solches anzuführen.

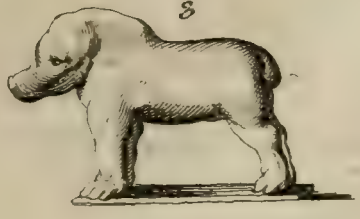
1

1

2

2

2


3

Nr. 3.

Dieſer kleine, auf einem prächtigen Carniol erhoben geſchnittene Löw hinge-gen, iſt von der ſchönſten Arbeit, und aus einer Zeit, in der man, in Anſehung der Kunſt, ſchon ſehr weit gekommen war. Ich weiß zwar nicht, was derſelbe ehedeſſen für eine Geſtalt mag gehabt haben, denn er iſt zugeſchnitten worden, jedoch auf eine ſolche Art, daß man noch einen Theil der Oefnung ſehen kan, welche der Länge nach durchgieng. Vermuthlich iſt er alſo ebenfalls zu einem Amulet gebraucht worden. Er hat nicht mehr, als neun Linien in der Länge, und wenn man auch den hohen Werth ſeiner Arbeit nicht ſchätzen wollte, ſo könnte man ihn doch, weil er nicht gar zu groß iſt, und wegen der Schönheit des Steins, für eine Art eines Kleinods halten.

Die zweyte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſer Oſiris von Ertz, der eben nicht gar zu fein ausgearbeitet iſt, hat ſieben Zoll in der Höhe. Wenn man ihn von vornen betrachtet, ſo hat er nichts merkwürdiges an ſich, als die Bekleidung, welche ihn über und über bedecket, und die ihn, indem ſie bis zur Erde hinab gehet, bis auf die Füſſe einhüllet. Sieht man aber dieſe Figur von hinten an, ſo gehöret ſie unter die ſonderbareſten und ſeltenſten Stücke. Auf dem Rücken derſelben, erblicket man eine Iſis, welche in flach erhobener Arbeit vorgeſtellet wird, und deren Haupt im Profil ſtehet. Sie hat nicht mehr, als einen Zoll in der Höhe, bis zur äuſſerſten Spitze der Hörner, womit die Scheibe, ſo ſie auf dem Kopf hat, umgeben iſt. Die Bekleidung, welche ſelbige bedecket, paßt ſo genau an dem Cörper, und bildet die Bewegungen deſſelben ſo deutlich ab, daß man faſt glauben ſollte, die Figur ſtehe nackend da. In der Zuſammenſetzung ſcheinet ſie mehr Bewegung zu haben, als man ſonſt ordentlich an den Aegyptiſchen Figuren wahrnimmt. Man könnte dieſes ſonderbare, der bloßen Phantaſie des Künſtlers zuſchreiben, wenn man glauben dürfte, daß es einem Bildhauer, in einem Lande, wo der Aberglaube zu Hauſe war, und wo die Prieſter herrſcheten, erlaubt geweſen wäre, dergleichen Freyheiten zu gebrauchen, um nur ſeine wunderlichen Einfälle an den Mann zu bringen. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo beweiſet uns dieſes Denkmal unwiderſprechlich, daß die Hauptfigur, von der ich anfänglich geredet, ein

Oſiris ſey. Dieſes hebt alle Schwierigkeiten, und widerleget die Meinung vieler berühmten Schriftſteller, welche glaubten, daß man dergleichen Bilder, für Prieſter halten könnte.

Nr. 2.

Damit man ſich von dieſem Amulet, einen hinlänglichen Begrif machen, und den Geſchmack der Aegypter deſto beſſer möge kennen lernen, ſo führe ich das untere, und das Profil von eben der Größe an, welche das Original von oben hat. Es iſt ſelbiges nach der Länge durchbohret, und ſowohl der obere, als der untere Theil, iſt auf einen grünlichten Edelgeſtein, welcher in die Holzfarbe fällt, keine Adern hat, und mit keiner andern Farbe untermiſchet iſt, hohl gegraben. Ein ſimpler Zierrath, welcher aus Blättern zuſammengeſezt iſt, die ein doppeltes Creutz vorſtellen, nimmt den Obertheil ein, welcher bauchrund iſt. Auf der andern Seite, welche glatt iſt, und etwa zu einem Petſchaft dienen mochte, ſiehet man mehrere Figuren beyſammen. Von dieſen aber wird man ſchwerlich eine Erklärung geben können, es ſey denn, daß man es als ein Stück des Aberglaubens anſehen wollte, welches von jemand in der Abſicht angegeben worden, dem Crocodill göttlich zu verehren, oder ſich vor demſelben zu bewahren. Denn man erblicket wirklich dieſes Thier darauf, und über demſelben einen Ochſen, der auf ſeinem Hintertheil ſitzet, deſſen Kopf aber in dem Schnitt des Künſtlers weggeblieben iſt. Man ſiehet auch ein hieroglyphiſches Zeichen auf demſelben, welches in den Aegyptiſchen Denkmalen öfters vorkommt, und ſich auch auf den Schultern des Sphinx, der unten auf der XIV. Kupfertafel vorkommen wird, mit etwas wenig veränderten Zügen befindet.

Nr. 3.

Dieſer kleine Hippopotamus von Erz, hat dreyzehen Linien, in ſeiner gröſten Höhe, und funfzehen in ſeiner ganzen Länge. Er hat nichts beſonders; ich führe ihn auch nur deswegen an, damit ich eine Figur von dieſem Thier aufſtelle, welche die Kupfertafel gar ausfüllet. Ich halte dieſes kleine Denkmal für ſehr alt, doch aber für eine römiſche Arbeit, an welcher vieles auszuſetzen iſt. Meine Muthmaſſung wird dadurch ſehr bekräfftiget, weil der Hippopotamus zu Rom ſehr bekannt war. M. Scaurus a) ließ ſolchen, als er Aedilis war, zu erſt zu Rom ſehen, und von ſelbiger Zeit an fuhr man fort, ſolchen bey den öffentlichen Spielen zum Vorſchein zu bringen.

Die

a) Plin. hiſtor. nat. l. 8. c. 26.

1
A
B
2
C
A
D
B
3

Die dritte Kupfertafel.

Nr. 1. und 2.

Dieſe Figur des Oſiris iſt von Ertz und hat dreyzehen Zoll in der Höhe. In der einem Hand hat ſie eine Peitſche, und in der andern einen gekrümten Stab. Ich würde ſehr weitläufig ſeyn müſſen, wenn ich alles anführen ſollte, was die Forſcher der Alterthümer von dieſen Sinnbildern geſagt haben; ich muß aber doch etwas ganz beſonders ſeltſames von dieſer Figur anmerken, dem ſie ihre vollkommene Erhaltung zu danken hat. Um zu verhindern, daß ſelbige, durch die Länge der Zeit, nicht möchte Schaden nehmen, hat der Künſtler die Vorſicht gebraucht, das Ertz auf allen Seiten mit einem Anwurf von Gips zu überziehen, ohngefähr ſo dick, als eine Linie, welchen er hierauf mit Gold überzog, wie man dieſe Materie, noch heut zu Tage zu vergolden pfleget. Einer von denen, welchem dieſer Oſiris gehörte, hat den Anwurf, an verſchiedenen Orten davon abgeriſſen, um entweder ſeine Neubegierde, oder auch ſeinen Geitz zu befriedigen, und in dieſem Zuſtande iſt mir die Figur, wie ich ſie hier vorſtelle, zugeſchickt worden. Gleichwie ich ſie nun mit aller nur möglichen Genauigkeit habe abzeichnen laſſen, ſo wird man mit leichter Mühe, die Theile der Figur, an denen das Ertz vor Augen lieget, von denen unterſcheiden können, die noch von dem Gips überzogen ſind. Dieſe Gottheit praeſentirt ſich Nr. 1. von vornen. Das Haupt, wie das Obertheil des Cörpers von A bis B. hat keinen Uberzug mehr vom Gips; an dem ganzen Untertheil aber iſt derſelbe noch vorhanden. Noch weit mehr aber iſt davon an dem hintern Theil der Figur übrig, Nr. 2. iſt es an dem Hintertheil des Haupts von dem mit C. bezeichneten Orte, bis auf D. erhalten worden: Alles was zwiſchen dem Buchſtaben B bis auf den unterſten Theil der Figur begriffen iſt, hat gleichfalls noch den Uberzug.

Die gebrauchte Vorſicht, das Ertz auf ſolche Weiſe zu verwahren, iſt ein neuer Beweis von der Sorgfalt der Aegypter, vermöge deren ſie, auch die allerkleineſten Werke, die aus ihren Händen kamen, bis auf die Nachwelt zu erhalten ſuchten. Man begreift aber gar leicht, daß man noch etwas habe dazu nehmen müſſen, um die Verbindung dieſes Uberzugs mit einer Materie, die ſo glatt, und an vielen

Orten

Orten ohne Haltung ist, wie das Ertz, desto vester und dauerhafter zu machen. Zu dem Ende bediente man sich des Reisstrohes; und dieses ist sehr leicht zu erkennen.

Dieses Ertz schien mir allezeit, in Ansehung der erst angeführten Umstände, meiner Aufmerksamkeit würdig zu seyn. Ich ließ solches daher schon im Jahr 1739. der Academie der Wissenschaften, von der ich damals noch kein Mitglied war, zeigen; Sie hat auch in dem vierzehenden Band ihren Schriften S. 13. einige Meldung davon gethan.

Nr. 3.

Dieser Schnitt befindet sich auf einem schwarzen Stein, welcher eine Art von Probierstein zu seyn scheinet. Die Figuren sind darauf, so zu reden, nur obenhin angezeiget, und ohne sonderbaren Fleis gemacht. Soll ich sagen, was mich bewogen hat, dieses Stück anzuführen, so ist es nicht die durchgängige Zierlichkeit der Arbeit und der Zeichnung desselben, sondern die Handlung, die darauf vorgestellet wird, und das Vergnügen welches man haben muß, auf demselben das lachende Bild jener Feste und Lustreisen zu sehen, welche die Aegypter zu gewissen Zeiten des Jahrs auf dem Niltrom anzustellen pflegten. Mailler a) redet zwar von diesen Festen; Allein was er uns davon sagt, ist ein wenig zu hochgespannt, und verräth, nach meiner Meinung, eine gar zu grosse Vermengung mit den neuern Sitten und Begriffen. Strabo thut derselben ebenfalls Meldung. b) Was man aber bey dem Herodotus davon liefet, ist weit genauer und richtiger. Nachdem dieser Schriftsteller erzehlet hat, daß die Aegypter die Gewohnheit gehabt, sich des Jahrs öfters in verschiedenen Städten zu versammlen, um daselbst zur Ehre ihrer Götter zu opfern, setzet er hinzu: „Wenn sie nach Bubastus c) reisen, so bestehet ihre Ver„richtung daselbst darinnen. Sie schiffen sich auf den Nil ein, und ein jedes Fahr„zeug,

a) Voyage d'Egypte. p. 75.

b) Lib. 17. p. 801.

c) Die Stadt Bubastus oder Bubastis, liegt abwärts dem Delta, unter Heliopolis. Die Diana, die Tochter des Osiris und der Isis, die man daselbst verehrte, hieß in der Aegyptischen Sprache Bubastis: (Herodot. l. 2. c. 59. Strabo Geogr. l. 17.) und von ihr hat diese Stadt den Namen bekommen. Der Prophet Ezechiel gedenket sowohl der Stadt Bubastis, als Heliopolis Cap. 30, 17. Das Hebraische Wort Pibeset, oder vielmehr Pibaset, ist in der Griechischen Uebersetzung der LXX, in der Lateinischen Vulgata, und in des H. Hieronymus Commentarius über die H. Schrift, Bubastus gegeben worden. S. Jacksons Chronolog. Alterthümer S. 511.

„zeug, iſt mit einer groſſen Menge Perſonen, von beyderley Geſchlecht angefüllt. „Die Weibsperſonen machen während der Fahrt ein Geräuſche mit ihren Trommeln, „und die Mannsperſonen ſpielen auf der Flötte, der übrige Hauffe ſinget unterdeſ„ſen und klatſchet mit den Händen. Sobald ſie nahe an eine Stadt kommen, wel„cher ſie ſich, ſo viel als es nur immer möglich iſt, zu nähern ſuchen, ſo fahren einige „Weiber mit ihrer Muſik fort; andere ruffen den Leuten in der Stadt mit lau„ter Stimme zu, und belegen ſie mit allerley Schimpfworten; wieder andere tanzen, „andere ſtehen aufrecht, und heben auf eine unanſtändige Weiſe ihre Kleider auf. „Dieſe Spiele fangen ſie allezeit wieder von neuen an, ſo oft ſie bey den Städten, „die an den Ufern des Nils liegen, vorbey fahren. Wenn ſie nun zu Bubaſtus „angelanget ſind, ſo feyern ſie das Feſt, um deswillen ſie daſelbſt zuſammen gekom„men ſind, und bringen die herrlichſten Opfer. Man behauptet, daß weit mehr „Wein daſelbſt verſchwendet werde, als in dem übrigen Reſt des Jahrs; endlich giebt „man noch für, daß ſich die Anzahl der Perſonen von beyderley Geſchlecht, welche „die Reiſe nach Bubaſtus machen, auf ſiebenmal hundert tauſend Mann belaufe, „ohne die Kinder mit zu rechnen. „

Die Erzehlung des Herodotus ſcheinet mir mit meinem geſchnittenen Stein übereln zu kommen, ſo weit ſichs bey einem Schnitt von dieſer Art, und auf einem ſo kleinen Stein hat thun laßen, eine ſolche Handlung auszudrucken. Die Figuren, welche auf der Schifsbrücke, oder auf dem Verdeck deſſelben tanzen, ſcheinen in der That Weibsperſonen vorzuſtellen. Sie ſind ſehr wenig mit Kleidern bedeckt, und halten ihre Trommeln in der Hand. Es iſt bekannt, daß dieſe Inſtrumente, aus zwey Becken von Kupfer zuſammen geſezt waren, die ein Getöſe zu machen dienten, wie ſolches Salmaſius a) bewieſen hat. Der Mann, ſo auf dem Hintertheil des Schifs auf zwo Flöten bläßet, iſt das einige, was mit dem, ſo wir ſonſt von den Aegyptern wiſſen, nicht übereinkommen möchte. Denn es ſcheinet, als wäre der Gebrauch dieſes gedoppelten Inſtruments, nie in Aegypten eingeführet geweſen. Gleichwie ich aber dieſen Schnitt, nicht für eines der erſten Alterthümer von Aegypten ausgebe, vielmehr aus der Arbeit urtheile, daß dieſer Stein in Griechenland geſchnitten worden: ſo hat es wohl geſchehen können, daß ſich entweder der Künſtler die Freyheit genommen, dieſes, in ſeinem Lande gewöhnliche Inſtrument hier anzubringen, oder daß ſolches die Aegypter, in den ſpätern Zeiten, wirklich von den Griechen kennen gelernet haben. Denn wenn es überhaupt nöthig iſt, wie mir jedermann zu-

a) Salmaſ. ad Vopiſc. p. 492.

geſtehen wird, daß man ſich bey der Unterſuchung der Alterthümer, vor der Vermengung der Zeiten hüte, ſo iſt es inſonderheit, bey allem, was Aegypten angehet, ſchlechterdings nöthig, die Zeiten wohl von einander zu unterſcheiden.

Ehe ich dieſen Artickel beſchlieſſe, muß ich noch anmerken, daß die Handlung, von der ich eben geredet habe, auf gleiche Art, auf einem geſchnittenen Carniol vorgeſtellet werde, welcher in einer ganz neuerlich in Italien herausgekommenen Sammlung von Alterthümern a) vorkommt. Der gelehrte Alterthumsforſcher, welcher ſich die Mühe gegeben hat, ſolchen zu erklären, hält dieſe beyſammen ſtehende Figuren, für einen Hauffen Pantomimen, dergleichen man öfters, b) auf verſchiedenen römiſchen Denkmalen antrift. Ich muß geſtehen, daß ſeine Beweiſe nicht ſchwach ſind, und daß ich ihm Beyfall geben würde, woferne mich nicht andere Gründe davon abhielten, die mich zugleich bewegen, eine ganz andere Meinung anzunehmen. Erſtlich gleichet das, auf beyden Steinen abgebildete Fahrzeug, vollkommen den kleinen Schiffen, die man auf den Aegyptiſchen Denkmalen, und unter andern auf der mitternächtigen Seite des Obeliſcus des H. Johannis von Lateran antrift, wo man in der Mitte, eine Brücke, oder erhabenes Viereck erblicket. Zweytens ſiehet man an dem äuſſerſten Rand, welcher das Ufer des Fluſſes vorſtellet, einiges Schilfrohr und einige Vögel, welche auf meinem Stein, drey Ibis c) zu ſeyn ſcheinen, welches Sinnbild das Ufer des Nils bedeutet, und folglich den Ort der abgebildeten Handlung beſtimmet. Drittens kan ich an der Arbeit keinen römiſchen Geſchmack wahrnehmen; und da ſolche keinen griechiſchen Geſchmack verräth, wie ich bereits geſagt

a) Muſeum Cortonenſe pl. 60.

b) Bellorii Lucern. tab. 44 & 45.

c) Der Ibis iſt eine Art von Störchen, der in der Gröſſe einem Reiger gleich kommt; er hat einen langen Hals und krummen Schnabel, wie ihn Aelianus l. 10. c. 29. beſchreibet. Wenn er ſeinen Kopf unter die Flügel ſteckt, ſoll er die Geſtalt eines menſchlichen Herzens haben. Die Aegypter geben vor, daß er ſeine Eyer durch den Schnabel lege, und nur allein in Aegypten leben könne, weil er, wenn man ihn auſſer Land bringt, ſich ſelbſt ausbungert und ſtirbt. Wenn ſeine Eingeweide verſtopfet ſind, ſo eröfnet er ſelbige auf dieſe Art, daß er ſich das Meerwaſſer, mit ſeinem Schnabel in den Leib ſprützet. Die Einwohner ſollen daher das Cliſtiren gelernet haben. Giftiges Gewürme, Scorpionen, Schnecken, Heuſchrecken und andere ſchädliche Inſecten ſind ſeine Nahrungen; wegen der ihm nachſtellenden Kazen, niſtet er auf hohen Palmbäumen, und weil er die geflügelten Schlangen, die der Wind aus Libyen nach Aegypten ſoll getrieben haben, ausrottete, wurde er von den Aegyptern für unverletzlich und verehrungswürdig gehalten.

1

2

3

geſagt habe : ſo halte ich ſolche wegen der Aehnlichkeit mit dem Aegyptiſchen Geſchmack, für eine Arbeit eines Künſtlers aus dieſem Lande. Ich kan auch dieſen lezten Beweis um ſo viel weniger aufgeben, weil mir derſelbe, bey einer öftern Unterſuchung, die ich mit dieſem Stein vorgenommen habe, immer neue Stärke zu bekommen geſchienen hat.

Die vierte Kupfertafel.

Nr. 1. und 2.

Die Iſis, welche man nebſt ihrem Sohne, dem Horus, auf ihrem Schoos, auf dieſer Kupfertafel ſiehet, iſt von Ertz, und einen Schuh hoch. Ob gleich dieſe Arten von Figuren, bey den Aegyptern ſehr häufig anzutreffen waren: ſo iſt es doch etwas ſeltenes, eine Figur von einer ſo anſehnlichen Größe, und ſo vollkommen wohl behalten, anzutreffen. Indeſſen beſitze ich noch eine ähnliche, die noch fünf bis ſechs Linien höher iſt, wovon ich nur den Kopf habe ſtechen laſſen. Derſelbe iſt Nr. 2. befindlich. An dieſem Theil zeigte ſich allein einiger Unterſchied. Die hölzernen Stühle, worauf ſie gegenwärtig beyde ſitzen, ſind weit neuer, als die Figuren ſelbſt. Denn da diejenigen, ſo ſie ehehin hatten, entweder zu Grunde gegangen, oder von ihnen getrennet worden, ſo ſahe ich mich genöthiget, neue an derſelben ſtatt verfertigen zu laſſen. Der Aufſatz dieſer beyden Figuren, verdienet einige Aufmerkſamkeit. Man ſiehet auf demſelben erſtlich einen Vogel, deſſen ausgebreitete Flügel ſich mit ihren Haaren vereinigen. Uber dem Vogel iſt eine Crone von Blättern, aus deren Mitte zwey groſſe Hörner hervorragen, welche die Scheibe des Monds umfaſſen.

Auf der Iſiſchen Tafel und auf andern Aegyptiſchen Denkmalen, erſcheinet die Iſis mehrmalen mit der abgeſtreiften Haut eines Vogels auf dem Kopf. Kircher a) und Pignorius b) haben dafür gehalten, daß dieſes die Numidiſche, oder die Indianiſche Henne ſey, welche um ihrer verſchiedenen Farben willen, für ein Sinnbild von jener Verſchiedenheit angeſehen wurde, die in den Dingen wahrzunehmen iſt, welche die Natur hervorbringt, und die man deswegen oft mit der Iſis vermengte. Die Blätter, womit dieſe Göttin gecrönet iſt, ſind von dem Muſa, ſo eine um Damiate ſehr gemeine Baumſorte iſt, welche Theophraſtus in die Claſſe der Palm-

 bäume

a) Oedip. Aegypt. Synt. I. p. 91.
b) De menſ. Iſiac. p. 33.

bäume geſetzt hat. Wann dieſes der Baum iſt, von dem man geſagt hat, a) daß er alle Neumonden einen einigen Zweig treibe, und daß ſich die Aegypter deſſelben bey ihrer Bilderſchrift bedienet, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſeine Blätter zur Ausſchmückung der Iſis, einer Gottheit, welche von dem Mond nicht unterſchieden war, gebraucht worden ſind. Was die Hörner anlanget, ſo erzehlet Herodotus, b) daß die Aegypter dieſe Göttin mit Ochſenhörnern vorgeſtellt, faſt auf eben die Art, wie die Griechen die Jo abbildeten; Und Plutarchus meldet c) daß Nemnius, auf den Kopf der Iſis, einen Ochſenkopf, ſtatt des Diadems geſetzet, welches ihr Horus eben abgenommen hatte. Gleichwie aber dergleichen Sagen wenig Glauben verdienen: ſo wolte ich vielmehr vermuthen, daß die Ochſenhörner, deren man ſich ſchon in den allerälteſten Zeiten, als eines Sinnbildes einer groſſen Macht bediente, als Bilder gebraucht worden ſind, die Eigenſchaften der Fürſten und der Götter vorzuſtellen. Meine Muthmaſſung gründet ſich auf eine Stelle des Sanchoniathon, d) wo es heißt, das die Aſtarte, das Zeichen der königlichen Würde, das iſt, einen Ochſenkopf, auf ihr Haupt geſetzet habe. Die Beziehung der Iſis auf den Mond iſt allzubekannt, als daß ich eine Urſache von der Scheibe angeben dürfte, die man auf ihrem Kopf ſiehet.

Nr. 3.

Man erblicket hier abermal einen Kopf der Iſis, der ebenfalls von Ertz, und ſehr wohl behalten iſt. Man möchte vielleicht glauben, es ſey derſelbe von dem Rumpf abgebrochen; allein man würde ſich irren. Man erblicket ihn hier ganz und wie er allezeit geweſen iſt, das iſt, wie er zu dem Ende verfertiget worden iſt, um mit einer Scheide von einer andern Materie vereinbaret zu werden. Die innere Einrichtung des Kopfs, die zugleich mit demſelben muß gegoßen worden ſeyn, beweiſet ſolches zur Genüge. Dieſes Bruſtſtück hat fünf und einen halben Zoll in der Höhe; vier Zoll und ſechs Linien in der Breite. Der Aufſaz, welchen die Göttin auf dem Kopf hat, und der eine Art einer Crone zu ſeyn ſcheinet, hat in der Mitte ein viereckiges Loch. Es iſt 8. Linien lang und 5. breit, und diente einen Zierrath zu tragen, der aber nicht mehr vorhanden iſt, wahrſcheinlicher Weiſe aber nichts anders war,

a) Horus Apoll. Hierog. lib. I. c. 23.
b) Herodot. lib. 2. c. 42.
c) De Iſid. & Oſirid.
d) Euſeb. praep. evangel. lib. I. c. 10.

1

2

3

4

war, als Ochsenhörner, die mit der Scheibe des Monds vereiniget gewesen, wie man sie auf den vorhergehenden Figuren siehet. Denn alle Köpfe, welche dergleichen Zierrath tragen, ruhen auf einem solchen Grund.

Die fünfte Kupfertafel.

Alles, was die Einsicht und das verschiedene Verfahren der Alten in den Künsten beweiset, verdienet unsere Aufmerksamkeit, oder vergilt uns wenigstes die Mühe, die man sich gegeben hat, sie wieder hervor zu suchen. In dieser Betrachtung habe ich diese vier kleine Stücke stechen lassen, die ich würde übergangen haben, wenn ich blos auf ihre Gestalten gesehen hätte. Denn ob sich wohl manchmal Varietäten in den Figuren von einer Art finden, welche von den Aegyptern gemacht worden sind, so kan man doch überhaupt sagen, daß diese Verschiedenheiten, nicht allzu beträchtlich sind. Wollte, zum Beyspiel, jemand die Verschiedenheiten, die man an dem Kopfpuz der Isis antrifft, durchgehen, so würde er wenig Anmerkungen zu machen bekommen, und ich zweifle auch, ob sie einen Nutzen haben würden. Denn wie würde man sich ausdrücken, oder eine Erläuterung von solchen Kleinigkeiten geben können, die uns schlechterdings unbekannt sind?

Nr. 1.

Diese Isis, welche zween Zoll und zehen Linien in der Höhe hat, hält den kleinen Horus auf ihrem Schoos. Es ist derselbe in seinem Original eben so schlecht gerathen, als er in der Copie erscheint.

Nr. 2.

Diese zweyte Isis hat zwo Linien weniger, als die vorhergehende. Die eine Figur wird, wie die andere, sitzend abgebildet. Eine Stellung, welche dieser Aegyptischen GOttheit sehr gewöhnlich ist. Der hintere Theil ihrer Sessel, welche von eben der Materie sind, wie die Figur, und die ein ganzes mit denselben ausmachen, ist mit Hieroglyphen gezieret, welches man vielfältig so antrifft.

Nr. 3.

Dieser Zwerg, ist drey Zoll und vier Linien hoch. Ich besitze noch einen, der diesem, in Ansehung der Gestalt und der Materie, vollkommen gleich kommt,

aber nur acht Linien hoch iſt. Der Pater Kircher, a) welcher dieſe Figur anführet, ſiehet ſie für eine Art eines Amulets an, und ich bin nicht ungeneigt, ſeiner Meinung Beyfall zu geben. Denn ſowohl an dieſem Stück, als an den beyden vorhergehenden Figuren der Iſis, befindet ſich noch ihre Schleiffe, oder das Loch, das gleich bey ihrer Verfertigung daran gemacht worden, um ſie entweder an den Hals einer Perſon, oder in den Tempeln, ex voto, wie man zu ſagen pflegte, aufzuhängen.

Nr. 4.

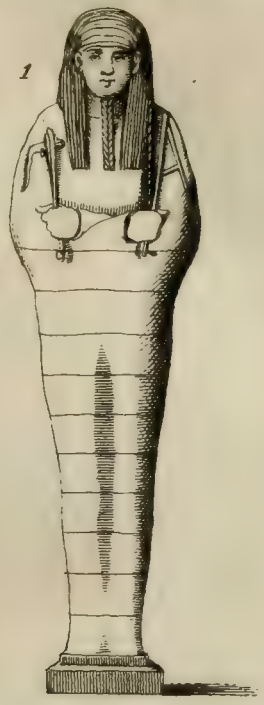
Herr Doctor Shaw b) meldet, daß man unten in den Brunnen, welche auf der Ebene von Saccara gegraben werden, kleine Bilder von gebrannter Erde antreffe, welche der Geſtalt nach, mit den Mumienkäſten übereinkommen. „ Es „giebt, ſagt er, blaue, weiſſe, buntfärbige, oder in Nonnenkleidung. Dieſe Fi„guren ſtehen rings um das Fusgeſtell eines jeden Mumienkaſtens herum, als wären „es lauter Schuzgeiſter oder Bediente. „ Die verſchiedenen Sinnbilder bey dieſen Figuren, als zum Beyſpiel, die Geiſel, der Schäferſtock, das Netz, das heilige Alpha u. d. ſollten uns glaubend machen, es ſey dieſes die Iſis Averruncа oder die Iſis, welche die böſen Geiſter vertreibet.

Die Figur, welcher dieſer Artickel gewidmet iſt, kommt mit derjenigen überein, welche der oben genannte gelehrte Engländer beſchrieben hat. Die Sinnbilder, welche die Eigenſchaften derſelben anzeigen ſollten, ſind nur ſchlechtweg und etwas unkennbar angezeiget. Ich habe ſie aber auf ſehr vielen ähnlichen Figuren angetroffen, die ich in den Händen gehabt, und beſonders auf derjenigen, welche ich auf der folgenden Kupfertafel Nr. 1. vorzuſtellen gedencke. Ich will alſo, wenn ich dieſelbe beſchreiben werde, das nöthigſte davon anzeigen, gegenwärtig aber will ich die Arbeit der vier Stücke, welche auf dieſer Kupfertafel abgebildet ſind, beſchreiben.

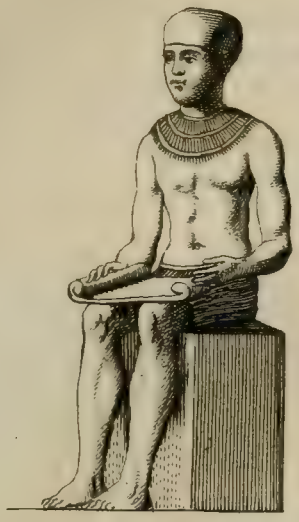
Dieſe Stücke ſind von Thon, und dißfalls haben ſie eigentlich nichts auſſerordentliches an ſich, das mit Mühe verdiente unterſuchet zu werden: denn es giebt eine erſtaunliche Menge von dieſer Art. Allein dieſer Thon iſt mit einem (email) Schmelz bedeckt, welcher in unſern Porcellanfabricken, die Glaſur (couverte) genennet wird. Dieſer Schmelz kommt vollkommen mit demjenigen überein, den wir heut zu Tage, zu dem nemlichen Gebrauch anwenden, und iſt eben ſo hart, als der

a) Oedip. Aegypt. Tom. 2. p. 522.
b) Tom. 2. p. 159.

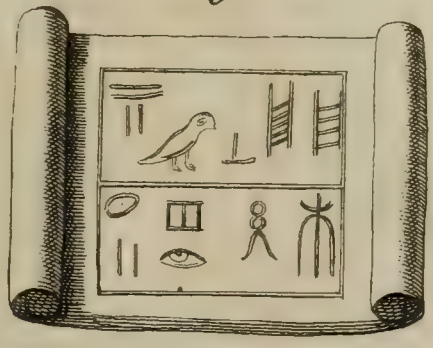
1



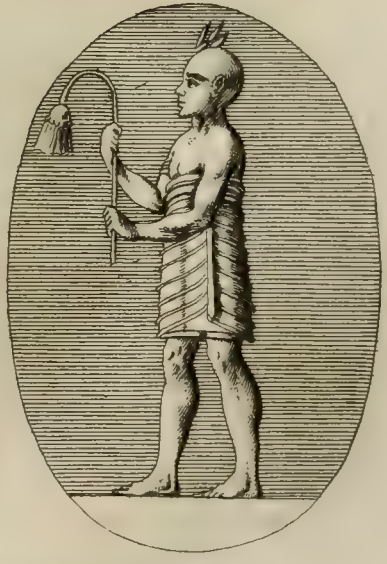
2



3



4



der unsrige. Übrigens ist er noch sehr wohl behalten, und hat die schönste blaue Farbe, die man sich nur vorstellen kan; doch ist er bey der einen Figur blasser, oder dunkler, als bey der andern. Dieses beweiset, daß die Aegypter in ihren Farben gewisse Stuffen beobachteten, und daß sie das Porcellan wohl zu arbeiten, und geschickt zu brennen gewust haben. Hieraus könnte man, wenn man es sonst noch nicht wüste, beweisen, daß die Aegypter auch in der Chymie erfahren gewesen, und solche mit guten Erfolg getrieben haben; wie denn auch einige Schriftsteller glauben, daß sie die Erfinder dieser Kunst gewesen sind.

Die sechste Kupfertafel.

Nr. 1. 2. 3.

Diese Figur von Thon, hat in Ansehung der Gestalt, mit der letztern, auf der vorhergehenden Kupfertafel, eine vollkommene Aehnlichkeit, und ist wegen der Feinheit, mit welcher sie gearbeitet worden, merkwürdig. Man findet wenige, an denen so viel Delicatesse, und eine so grosse Genauigkeit des Meissels angetroffen wird. Ihre Höhe beträgt sechs und einen halben Zoll; von hieroglyphischen Figuren ist nie etwas auf derselben gestanden.

Da ich in dem vorhergehenden Artickel versprochen habe, die Sinnbilder, womit diese Figur ausgeschmückt ist, zu untersuchen, so will ich jetzt mein Versprechen erfüllen.

Die Hände liegen creuzweise übereinander. In der rechten Hand hält sie eine Art eines Triangels und eine Schnur, welche der Doctor Shaw, ganz unrecht, für eine Peitsche angesehen hat. Es ist dieses eigentlich der Strick von einem Netz, oder Garn, welches hinten auf dem Rücken hinab hängt. In der lincken hat sie einen Stecken, der, nach der Meinung des Shaw, einen Hirtenstab, oder vielmehr, wie der Pater Kircher a) geglaubet hat, einen Hacken vorstellet. Da nun, nach der Erzehlung des Plutarchus, die Isis, den Cörper des Osiris, nachdem solcher in das Meer war geworffen worden, vermittelst eines Hacken und eines Garns wieder heraus gezogen: so läßt sich die Ursache leicht einsehen, warum man, dieser Sage zufolge, diese Göttin, mit diesen beyden Werkzeugen abgebildet hat. Dieß ist die Meinung des Pater Kirchers, welcher auch an verschiedenen Stellen des unten angeführten Werkes bemerket, daß diese Art eines Triangels, den die Figur in der rechten Hand hält, ein Monogramma sey, welches aus den Anfangsbuchstaben

a) Oedip. Aegypt. tom. 3. p. 490.

ſtaben zweyer griechiſchen Wörter zuſammengeſetzet iſt, die ſo viel bedeuten, als der gute Genius (Ἀγαθὸς Δαίμων, Agathodaemon) Aus dieſem Geſichtspunct kan man alle die kleinen Figuren von gebrannter Erde anſehen, welche hie und da, in den verſchiedenen Cabineten der Alterthümer angetroffen werden. Sie ſtellen dieſe mächtige Gottheit für, welche, wie ſich Apulejus a) ausdrückt, die Hölle unter die Füſſe trate, und die, wenn ſie zu den Cörpern geſtellet wurde, die böſen Geiſter, wie man glaubte, von denſelben abhielte. Dieß hätte wohl eine einige Figur ausrichten können; dem Aberglauben zufolge aber muſten derſelben mehrere ſeyn, weil man dachte, daß dadurch ihre Kraft würde vermehret werden.

Nr. 2.

Dieſer Aegyptiſche Prieſter iſt von Erz, und hat fünf Zoll und vier Linien in der Höhe. In der Hand hält er eine, mit Hieroglyphen bezeichnete Rolle, welche auf eben dieſer Tafel Nr. 3. etwas gröſſer vorgeſtellet wird. Man kan dieſe Rolle, für eines von jenen heiligen Büchern, oder Schriften anſehen, darinn die Gebräuche aufgezeichnet waren, deren ſich die Prieſter der Iſis bedienten, wenn ſie jemand zu den Geheimniſſen dieſer Göttin einweiheten. Apulejus b) macht folgende Beſchreibung davon.

„ Der Prieſter nimmt aus dem innerſten des Heiligthums gewiſſe Bücher „ heraus, welche mit unbekannten Characteren geſchrieben ſind. Dieſe Bücher „ druckten in einem kurzen Begrif, die Gedancken, durch verſchiedene Figuren von „ Thieren aus, welche ſie den Augen vorlegten; überdiß entzogen ſie ſich der Neu„ begierde der unheiligen, durch gewiſſe Züge, welche den Knöten, den Rädern, „ oder jenen Faſern ähnlich ſind, vermittelſt welcher die Weinreben ſich anhängen, „ und in einander verſchlingen. „

Urtheile ich recht, ſo hat Apulejus bey dieſen Worten, die Hieroglyphen im Sinne gehabt, wie man ſie insgemein auf den Aegyptiſchen Denkmalen antrift, und wie ſie auf dieſer Rolle abgezeichnet ſind. Auf der obern Abtheilung derſelben ſiehet man einen Vogel, der vielleicht einen Sperber vorſtellet, und gegen die Mitte der untern Abtheilung zuerblicket man einen Character, oder einen Zug, welcher durch einen doppelten Knoten zweymahl in einander geſchlungen iſt, und ſich in zwey Enden ſchließt. Dieſe hieroglyphiſche Figur hat öfters noch viel mehr Knöten; und gleichwie

a) Apul. Metam. l. 11.
b) Apul. ibid.

wie man sich derselben in der Bilderschrift sehr häufig bediente, so konnte sie auch leicht die Aufmerksamkeit des Apulejus auf sich ziehen. Die Räder, von denen er redet, sind ebenfalls eine, bey den Agyptern, gewöhnliche hieroglyphische Figur. Man trift sie auf verschiedenen Denkmalen an, die der Pater Kircher angeführet hat. Was jene Verschlingungen anlanget, welche dem Apulejus zufolge, den Häckgen oder Bändern an dem Weinstock gleichen, so hat vielleicht dieser Philosoph, jene mit vielen Krümmungen angefüllten Linien damit anzeigen wollen, welche sehr oft auf den Obelisken vorkommen. Vermöge dieser Erklärung würde die, auf dieser Kupfertafel abgebildete Figur den vornehmsten unter den Priestern der Isis vorstellen, den die heilige Rolle in der Hand hat, deren er sich bey den Einweihungen zu den Geheimnissen bedienete. Herr Warburton a) hat die obige Stelle des Apulejus nicht in diesem Verstand genommen: denn er behauptet, daß in derselben nicht von den eigentlich sogenannten Hieroglyphen, sondern von einer gemeinen Schreibart, die Rede sey, welche unter dem Namen der hierographischen bekannt war, und die darinn bestunde, daß die eigentlichen Hieroglyphen, nur in blosse einfache Züge verwandelt wurden. Ich bin überzeugt, daß dieser gelehrte Engländer, seine Meinung nicht auf das Wort Characteres, dessen sich Apulejus bediente, gegründet habe. Denn dieses Wort wird überhaupt von allen Arten zu schreiben gebraucht, es mag nun solches gleich durch die Buchstaben eines Alphabets, oder durch Hieroglyphen geschehen. Ich könnte zum Beweiß dessen, verschiedene Stellen anführen; ich will es aber bloß bey ein paar Schriftstellern bewenden lassen, die ich unten nennen will. b) Will man aber indessen doch die Erklärung des Warburton, der meinigen vorziehen, so will ich es dabey bewenden lassen, daß ich sage, die Figur, von der hier die Rede ist, stelle einen heiligen Schreiber für, der in den Büchern des Hermes studiret. Diese Bücher, deren an der Zahl zwey und viertzig gewesen sind, waren nach dem Bericht des Heil. Clemens von Alexandrien c) mit verschiedenen Charactern geschrieben. Diejenigen, welche von weltlichen Wissenschaften, als zum Beyspiel von der Cosmographie, Geographie und von den Anfangsgründen der Astronomie handelten, waren in Hieroglyphen geschrieben, und damit beschäftigte sich der heilige Schreiber.

Nr. 4.

Dieser geschnittene Stein stellet einen Priester für. Meine Muthmassung

a) Warburtons Sendung Mosis B. 4. Abschn. 4.
b) Macrob. Plutarch. de Isid. & Osirid.
c) Strom. l. 6. p. 633.

gründet sich auf ein Bas relief, welches man zu Rom, in dem Mateischen Pallast siehet, und welches Pietro Santo Bartoli a) bekannt gemacht hat. Allein, statt daß dieser leztere eine Rolle hält, scheinet der unsrige die Lotusblume mit dem Stiel zu tragen. Apulejus b) berichtet, daß bey einer Ceremonie, wo die Diener der Jsis, mit den Sinnbildern der mächtigsten Gottheiten erschienen, der Priester die Lotusblume getragen habe, welche Pflanze ganz besonders dem Osiris gewidmet gewesen. Sollte aber der Leser mit dieser Muthmassung noch nicht zufrieden seyn, so will ich noch bemerken, daß man in dem Pocock c) eine Abbildung von der Vorderseite des Grabes des Osymanduas bey Theben finden kan, wo eilf Personen, in einem halben Cirkel beysammen sitzen, unter denen diejenige, so in der Mitte sitzet, ein Sinnbild in der Hand hat, welches demjenigen, so auf dem gegenwärtigen Stein vorgestellet wird, vollkommen ähnlich siehet. Die Figur ist auf einen schönen Smaragd geschnitten, der eine sehr blasse Farbe hat. Die Schönheit der Arbeit an diesem Stein, verdienet in Ansehung des Volks, von dem er herkommt, bemerket zu werden. Diese Betrachtung führet mich auf eine andere, welche ich dem Leser unmöglich vorenthalten kan. Ohngeachtet wir eine grosse Menge Aegyptische Steine kennen, welche in die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch beynahe gar keine, an denen die Figuren erhoben geschnitten sind, und die wir pierres camées nennen. Unterdessen sind doch diese zwo Arten von Steinen, allezeit, so zu reden, mit gleichen Schritten fortgegangen, wie man solches aus verschiedenen Ursachen, die uns die Grundsätze der Kunst an die Hand geben, beweisen könnte; sie hätten sich folglich in gleicher Proportion vermehren sollen. Jst es vielleicht nur zufälliger Weise geschehen, das man bißhero mehr von der einen Sorte, als von der andern gefunden hat? Oder sollen wir glauben, daß die mit erhobenen Figuren geschnittenen Steine, weil sie leicht konnten verstümmelt werden, nicht nach dem Geschmack der Aegypter gewesen sind? Die Zeit wird dieses Räzel auflösen können.

Die siebende Kupfertafel.

Bey Erblickung dieser Kupfertafel wird man ohne Mühe erkennen, daß weder der Geschmack der Zeichnung, noch sonst ein Theil der Kunst, mich habe bewegen können, diese drey Figuren von gebrannter Erde in Kupfer stechen zu lassen. Alleine,

a) Admir. Rom. Antiq. tab. XVI.
b) Apul Metam. l. 11.
c) Pococks Beschreib. des Morgenl. 1. Th. S. 178. nach der teutschen Uebersetzung.

1

2

3

Alleine, ausserdem daß dergleichen Stücke, wegen der Gebrechlichkeit ihrer Materie ungemein selten sind, so muß man, nach dem übereinstimmenden Urtheil der Gelehrten, kein einiges altes Denkmal, von was für Beschaffenheit dasselbe auch seyn möchte, ausser Acht lassen. Die Stücke, welche ich gegenwärtig vorstellen lasse, sind sehr wohl behalten. Ich habe sie von dem Herrn von Lironcour, ehmaligen Consul zu Cairo erhalten, der sie mir, nebst noch andern Stücken, welche in dieser Sammlung vorkommen, überschickt hat.

Nr. 1.

Der Aufsatz dieser beyden Kinder ist sonderbar; man trift solchen auch selten auf den Aegyptischen Denkmalen an. Sie sitzen bey einem Gefäße, aus welchem sie etwas heraus zu langen scheinen, um es in den Mund zu nehmen. Es kan zwar gar wohl seyn, daß sich zwischen diesen Figuren und der Religion der Aegypter, nicht das geringste Verhältniß befindet. Es ist aber auch wohl möglich, daß der Künstler, verschiedene Gegenstände, des in seinem Lande üblichen Gottesdienstes vereinigen und aus dem Horus und Harpocrates zwo verschiedene Gottheiten habe machen wollen, welche er hier bey einem mit Nilwasser angefüllten Gefäße sitzend vorstellte. Ordentlicher Weise hält zwar der Harpocrates die rechte Hand an den Mund: allein der Pater Kircher a) hat einen abbilden lassen, welcher die lincke Hand an den Mund hält; und dieser Figur gab er den Namen Horus, weil er glaubte, daß Horus und Harpocrates nicht zwo verschiedene, sondern nur eine einige Gottheit gewesen sind.

Dieses kleine Stuck ist vier Zoll und fünf Linien hoch, und drey und einen halben Zoll breit. Übrigens ist es, wie die beyden folgenden Stücke, noch sehr wohl behalten.

Nr. 2.

Ich zweifle gar nicht, daß man hier den Ochsen Apis, mit dem halben Mond auf dem Kopf habe vorstellen wollen. Er ist mit einer Decke bedeckt, von der man die Falten leicht erkennen kan. Vornen wird er von zwo Figuren getragen, welche ein geschornes Haupt haben, und mit langen Röcken bekleidet sind, die vermittelst eines Gürtels hinauf geschürtzet sind. Die zwo Figuren, welche ihn von hinten getragen, sind ohne Zweifel unter der Decke des Thiers verborgen. Plu-

a) Oedip. Aegyp. tom. 1. p. 153.

tarchus erzehlet, a) daß die Aegyptischen Priester die Gewohnheit gehabt, alle Jahre, um die Zeit der Sonnenwende im Winter, durch allerley traurige Ceremonien, den betrübten Zustand wieder vorzustellen, in welchen die Isis, durch den Tod des Osiris versetzet worden war. Eine von diesen Ceremonien bestund darinnen, daß man dem Volke, das Bild eines Ochsen, als das Sinnbild des Osiris zeigte. Dieses Bild war vorgoldet, und mit einer Hülle von schwarzer Leinwand bedecket. Mit dieser Erzehlung muß man noch eine Stelle aus dem Claudianus vergleichen, worinnen er den Zug des Kayfers Honorius, als er zum viertenmal das Consulat übernahm, und von einigen jungen Leuten von vornehmen Stande, auf den Schultern getragen wurde, mit dem Umgang der Aegyptischen Gottheiten vergleichet, wann man sie aus ihren Heiligthümern heraus holte, um sie dem Volke zur Schau auszustellen. Bey dieser Gelegenheit sagt der Dichter unter andern, daß bey diesem prächtigen Umgang die Statue des Apis, auf einer Art einer Tragbahre von den Priestern sey getragen worden, die in Leinwand gekleidet waren. Ich könnte noch andere Stellen aus dem Macrobius und Apuleius anführen, welche fast eben dieses sagen; diejenigen aber, auf die ich mich bereits beruffen habe, sind schon hinlänglich, unser gegenwärtiges Denkmal zu erklären. Man siehet an demselben die Decke, womit der Ochse, nach dem Zeugniß des Plutarchus, bedeckt war. Die Priester sind theils durch das entblößte Haupt, theils durch die lange Kleidung, von welcher Claudianus redet, kennbar gemacht. Man kan an diesem Denkmal, so gar die Stangen der Tragbahre unterscheiden, die auf ihren Schultern lieget. Übrigens ist die Arbeit an diesem Stück sehr unvollkommen, und ungemein schlecht. Es ist gar kein Verhältniß zwischen dem Thier, und denen die es tragen. Man muß aber bemerken, daß dergleichen Denkmale, weiter keine andere Bestimmung hatten, als diese, daß die Vorstellungen der gottesdienstlichen Gebräuche, auch solchen Personen in die Hände solten geliefert werden, die nicht im Stande waren, einen grossen Aufwand zu machen, und deren Aberglauben man doch auch gern eine Nahrung geben wollte. Das gegenwärtige Stück ist fünf Zoll und fünf Linien hoch, und drey Zoll und sieben Linien breit.

Nr. 3.

Der Gerichtsstuhl, wo man bey den Aegyptern Recht und Gerechtigkeit handhabte, war in Betrachtung der Weisheit der obrigkeitlichen Personen, eben so berühmt, als der Areopagus zu Athen, und der Rath von Lacedämon. Dieses Gericht

a) De Isid. & Osirid. p. 366.

richt bestund aus dreyßig Richtern, über die einer den Vorsitz hatte, den sie selbst erwehleten, und den man den Oberrichter, oder das Haupt der Gerechtigkeit hieß. Er trug an seinem Hals eine goldene Kette, an der ein kostbarer Stein hieng, den man die Wahrheit nennte. Ob dieselbe wirklich darauf abgebildet gewesen, oder ob der Stein selbst, nur ein Sinnbild derselben seyn sollte, ist nicht ausgemacht. Dieser Senat war auf einer von den Mauern des prächtigen Monuments oder Grabmals abgebildet, welches man dem Könige Osymanduas zu Ehren, zu Theben aufgerichtet hatte. Auf demselben werden die Richter ohne Hände vorgestellet, zum Zeichen, daß sie sich nicht sollten von dem Eigennutz beherrschen lassen. Zur Erinnerung aber, daß sich ihr Oberhaupt, bey seinen Urtheilssprüchen nichts als die Wahrheit sollte zur Regel dienen laßen, waren seine Augen steif auf diesen Stein gerichtet, der an seiner Brust hieng. Ich sollte fast glauben, die kleine hier abgebildete Figur von gebrannter Erde, stelle einen Oberrichter vor. Die Kette, die an dem Hals derselben angebracht ist; die Sorgfalt die man angewendet hat, die Arme auszudrücken und die Hände zu verbergen, die wenige Aehnlichkeit, die sie mit andern Aegyptischen Figuren hat, alles dieses ist, meinen Gedünken nach, hinlänglich, diese Erklärung zu unterstützen, und zugleich den Einwurf, daß die Richtung der Augen nicht so beschaffen sey, wie sie seyn sollte, zu widerlegen, oder wenigstens zu schwächen. Denn dazu gehöret schon die Hand eines sehr geschikten Meisters, wenn an einer Figur, eine solche Empfindung ausgedruckt werden soll. Die Ausarbeitung dieses Stucks aber beweiset, daß der Künstler, der solches verfertiget hat, viel zu unwissend gewesen seyn muß, als daß er einen von den Zügen hätte anbringen sollen, welche einen Oberrichter bezeichneten, weil solches weit über seine Kraft war. Ueberhaupt ist das, was ich hier gesagt habe, nur eine bloße Muthmassung. Indessen dürfte man sich aber doch glücklich schätzen, wenn alle andere Muthmaßungen, die man über gewiße Dunckelheiten in den Alterthümern vorzubringen waget, allezeit so viel wahrscheinliches hätten, wie diese.

Diese Figur, welche in einer Hülle steckt, ist sehr kurz, und hat vier Zoll, und sieben Linien in die Höhe. Die drey Löcher, welche an dem Aufsaz befindlich sind, bewegen mich zu glauben, daß sie bestimmt gewesen sey, an einer platten Oberfläche, in einer senckrechten Stellung aufgehangen zu werden.

Die achte Kupfertafel.

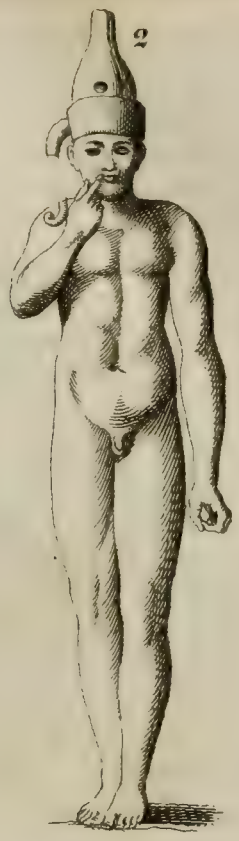
Nr. 1. und 2.

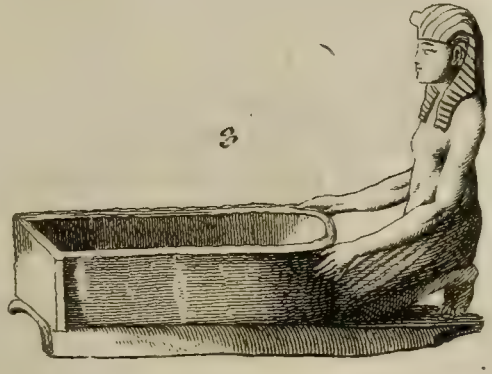
An diesen zwo Figuren des Harpocrates, oder des GOttes des Stillschweigens, die, was die Stellung anlanget, auf das genaueste gezeichnet, in Ansehung der Abbildungen aber, die man sonst davon macht, merklich ausgeschmükt worden sind, erblicket man einige Varietäten, die aber doch auf einerley Art eingerichtet sind. Die erste hat die linke Faust zugeschlossen; der Kopf ist mit einem wohl passenden Aufsaz bedecket. Sie ruhet auf einem Fuß, der zugleich mit der Figur gegossen worden ist. Die zweyte, so eine Mütze auf hat, hält die linke Hand offen, gleich als wenn sie ehehin ein Sinnbild in derselben gehabt hätte. Bey der einen, wie bey der andern, sieht man über dem rechten Ohr, einen krum gebogenen Zierrath, der bis über die Schultern hinab gehet. Er hat die Gestalt einer Handhebe, und kommt derjenigen gleich, die man ordentlich auf dieser Art von Figuren zu sehen bekommt. An der erstern siehet man nichts mehr davon, als nur den untersten Theil, und an der zweyten ist dieser Zierrath halb zerbrochen. Die Alterthumsforscher haben fast gar nichts von diesem Sinnbild gesagt. Selbst Cuper hat in seinem Werk, a) wo er doch alles anführet, was die Alten von dem Harpocrates gesagt haben, nichts davon gemeldet. Dieses Stillschweigen gab mir eine Veranlassung, diese Sache etwas genauer zu untersuchen; ich will deswegen meine Gedancken davon kürzlich eröfnen.

Man muß erstlich bemerken, daß dieser Zierrath auf allen Köpfen des Harpocrates angetroffen werde, und dieses beweiset, daß solcher mit der Art des Aufsatzes keine Verbindung habe. Zweytens ist zu beobachten, daß sich solcher nur allein an den Figuren des Harpocrates und des Horus befindet, die beyde nur eine einzige Gottheit ausmachten. Daraus folget, daß man denselben für ein Sinnbild anzusehen habe, das ihnen allein eigen gewesen ist. Ich hielte dieses Sinnbild anfänglich, für eine übel gebildete und schlecht ausgearbeitete Schlange, die an dem Ohr des Horus hieng, und die ihm gleichsam die Klugheit einflössen sollte, von der dieses Thier das Sinnbild war. Ich gründete mich auf ein Denkmal, welches in dem Cabinet des Paulus Petavius, auf der zwey und zwanzigsten Kupfertafel vorkommt, und eine Isis mit einer Schlange vorstellet, die sich dem

a) Gilb. Cuper. Harpocrat. Tr. ad Rhen. 1687.

1


2


3

dem rechten Ohr des kleinen Horus nähert, der auf dem Schoos dieſer Göttin liegt. Allein ich merkte gar bald, daß der Künſtler, welcher dieſe Figur gezeichnet und geſtochen, ſich durch eine Aehnlichkeit habe betrügen laſſen, die er zwiſchen dieſem Thier und dem Zierrath, von dem ich gegenwärtig rede, zu ſehen glaubte, und der ſich, wie ich bereits erinnert, an allen und jeden Figuren des Harpocrates und des Horus, die man in den Cabineten antrift, allezeit in einerley Geſtalt befindet. Man trift immer einige Stücke an, die beßer ausgearbeitet ſind als andere, und an denen, welche aus den Händen der geſchikteſten Künſtler gekommen, ſiehet der Zierrath, von dem gegenwärtig die Rede iſt, nichts weniger, als einer Schlange ähnlich. Sollte man wohl den Aegyptiſchen Künſtlern den Vorwurf machen dörfen, daß ſie dieſes Thier nicht zu zeichnen gewuſt hätten, da ſie doch ohne Zweifel, eine Fertigkeit darinnen müſſen erlangt haben, maſſen ſie daſſelbe mehr als tauſendmal bey ihrer gewöhnlichen Bilderſchrift abbilden muſten? Sollte man nicht vielmehr Urſache haben, an der Treue des Künſtlers zu zweifeln, den Petavius gebraucht hat, das vorhin angeführte Stuck zu zeichnen? Die Kupfertafeln, die wir in ſeinem Buch antreffen, beweiſen wenigſtens, daß der Künſtler, der ſolche verfertiget hat, ein mittelmäßiger Meiſter geweſen ſeyn müſſe. Ich meines Orts halte dieſe Art des Zierraths für eine Haarlocke, welche man auf der rechten Seite des Kopfs und über das Ohr des Horus und Harpocrates hat herabhängen laßen. Ich gründe meinen erſten Beweis darauf, daß der Zierrath, von dem ich rede, oft wie ein gebundener, und in einander geflochtener Haarzopf gebildet iſt. Ein Muſter davon kan man deutlich an einer Figur des Harpocrates ſehen, welche Cuper a) angeführet hat; ingleichen an ein und andern Figuren, die in dem Werke des P. Montfaucon b) befindlich ſind.

Mein lezter und ſtärkſter Beweis endlich iſt dieſer, daß es eine, durch unzehlige Zeugniſſe ausgemachte Sache iſt, daß Harpocrates, Horus und die Sonne, in dem Religionsſyſtem der Aegypter, nur eine, und eben dieſelbe Gottheit geweſen ſind. Macrobius c) aber ſchreibet: „Wenn ſie der Sonne eine Statue weyhen wollen, ſo ſtellen ſie ſelbige mit geſchornen Haupte für, doch ſo, daß auf der rechten Seite einige Haare ſtehen. Dieſer noch ſtehen gebliebene kleine Theil zeiget an, daß ſich die Sonne niemals zu einer Zeit der ganzen Welt ſehen läſſet; die ab-

a) Harpoc. p. 26.
b) Antiq. expl. tom. 2. pl. 133.
c) Saturn. lib. I. c. 21.

„ abgeschnittenen Haare aber, von denen nur die Wurzeln noch übrig sind, beweisen, „ daß dieses Gestirn, wenn es untergangen ist, auch wieder aufgehen könne. „

Macrobius führet ausser der erst angezogenen Auslegung, noch eine andere an. Ich stehe aber weder für die Richtigkeit der einen, noch der andern. Genug, daß ich damit einen Gebrauch der Aegypter bewiesen habe, woraus ich den Schlus machen kan, daß diese Art des Zierraths, womit der Kopf des Harpocrates öfters ausgeschmücket wird, nichts anders, als ein zusammgeflochtenes Haar sey.

Die zwo Figuren dieser Gottheit, die ich habe stechen lassen, lehren uns auch, daß die Aegypter andern Völkern, die Weise gelernet haben, in die Figuren von Ertz, Augen zu setzen, die von einer andern Materie waren, als die Figur selbst.

Die Figur, welche Nr. 1. abgebildet ist, hat ihre Augen, die aus Silber gemacht sind, noch immer; die andere aber hat sie verlohren. Ich muß gestehen, daß mir dieser Gebrauch, der weder etwas natürliches, noch angenehmes hat, allezeit zuwider gewesen ist, und daß ich auch die Ursache nicht begreiffen kan, wodurch diese Gewohnheit veranlasset worden ist. Soll dieselbe zu einem grössern Pracht dienen? so ist er hier gewis an dem unrechten Ort angebracht. Ist der Geschmack an dem sonderbaren, Schuld daran? so ist er sehr schlecht. Es ist nicht zu läugnen, daß die Mode und die Gewohnheit, eine unbeschreibliche Gewalt haben, und daß selbige zu allen Zeiten, eine fast unumschränckte Herrschaft über den Geist der Menschen ausgeübet; denn so gar die Aegypter konnten ihr nicht widerstehen. Wie hat aber wohl dieses so scharfsichtige Volk, dessen Denkungsart etwas so grosses und vorzügliches hatte, nur das mindeste Vergnügen daran finden können, einen überflüßigen Zierrath zu sehen, den es, bey angestellter genäuern Untersuchung, als eine höchst unschickliche Sache hätte verwerffen müssen? Hätte es nicht merken sollen, daß dieser Zusatz, so klein er auch war, von dem übrigen Theil der Figur zu stark absteche, und der Uebereinstimmung derselben gänzlich entgegen sey? Und was noch mehr ist, so hatte diese Gewohnheit noch eine andere, weit schlimmere Folge, nemlich daß dieses kleine Stückgen Gold oder Silber, durch seinen Glanz die Augen auf sich zog, und dadurch verhinderte, daß man weder die Ordnung, noch das richtige Verhältniß der Theile unter einander in Obacht nahm, deren richtige Proportion doch die ganze Schönheit an einer Figur ausmachen sollte.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch bemerken, daß ich einige Aegyptische Figuren gesehen habe, deren Augen von Gold waren. Nun möchte freylich die braune Farbe der Einwohner Aegyptens, die den Glanz des Weißen ihrer Augen sehr erhob,

hob, die Gewohnheit, welche ich erst getadelt habe, einigermassen rechtfertigen. Allein was die Hetrurier, die Griechen und die Römer anlanget, welche diesen Gebrauch nachgemacht, so kan ich sie nicht entschuldigen. Ich muß zwar gestehen, daß ich sehr wenig griechische Figuren von Ertz gesehen, welche diesen vermeinten Schmuck gehabt. Allein Pausanias a) bestättiget nicht alleine diese Sache, sondern er meldet noch dazu, daß die Griechen an ihren Figuren, so gar die Nägel von Silber gemacht. Diesem mag aber seyn, wie ihm wolle, so ist so viel richtig, daß die Römer, welche sclavische Nachahmer der Griechen in den Künsten waren, diese Gewohnheit ungemein gemisbraucht haben. Sie haben das Lächerliche so weit getrieben, daß sie ihren Figuren, Augäpfel von Rubin und Smaragd eingesezt, und, so gar verschiedenen Thieren, die sie von Marmor abbildeten, Augen von gefärbten Steinen, oder Gläsern gemacht haben. Man wird hievon weiter unten ein Beyspiel sehen.

Die Nr. 2. abgebildete Figur, hat zehen Zoll und drey Linien in der Höhe; die andere aber Nr. 1. hat zwo Linien mehr, wenn der Fuß mitgerechnet wird, welcher zehen Linien hoch, vier Zoll aber und drey Linien breit ist. Bey dieser Gelegenheit kan man auch bemerken, daß die Aegypter ihre Fußgestelle ordentlich sehr lang, aber nicht gar breit gemacht haben.

Nr. 3.

Dieses kleine Denkmal ist von Ertz und vollkommen wohl erhalten. Es ist zween Zoll und zehen Linien lang. In der Höhe aber hat es sechs Linien weniger. Das Original ist vermuthlich von einer weit feinern Ausarbeitung, als die Copie davon anzeiget. Nichts ist aber leichter, als dieses Denkmal zu erklären.

Jedermann, der sich nur einigermassen in den Aegyptischen Alterthümern umgesehen hat, weiß, daß der Sarg, in welchem der Leichnam des Osiris verschlossen war, über das Meer, auf die Küste von Phönizien gebracht worden, und daß die Isis solchen, nachdem sie ihn, nach langen Suchen endlich gefunden, nach Aegypten geführet habe, wo diß ihre erste Beschäftigung war, daß sie den Sarg öfnete, und den darinnen eingeschlossenen Leib des Osiris, mit ihren Thränen benetzte. Hier nun wird diese Göttin so abgebildet, daß sie auf den Knien bey dem ofnen Sarg liegt, und ihre Schmerzen, durch das Anschauen dieses traurigen Gegenstandes zu lindern suchet.

a) Voy. de l'Attiq. c. 24.

Dergleichen Denkmale, welche die Stellen der alten Scribenten, ſo klar und deutlich berichtigen, kommen nicht gar zu häufig vor. Je weniger ſie aber bisher noch bekannt gemacht worden ſind, deſto ſchätzbarer ſind ſie auch.

Die neunte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſe Figur war ehehin ein Eigenthum des Marſchall von Eſtrees, und der P. Montfaucon hat ſolche ſchon in dem Supplement ſeiner erläuterten Alterthümer a) abzeichnen laſſen. Sie ſtellt die Sonne, oder den kleinen Horus, auf der Lotusblume ſitzend für. Dieſe Pflanze wächſt in dem Nil, und ſcheinet ihre Bewegungen, nach den Bewegungen des gedachten Geſtirns einzurichten, indem ſie ſich über das Waſſer erhebt, wenn die Sonne am Horizont erſcheinet, ſich aber wieder in das Waſſer verſteckt, wenn ſie untergehet. b) Dieſes Phänomenon veranlaßte die Aegypter, ihr dieſe Pflanze zu weyhen, und ſie öfters auf der Blume, die ſie hervorbringt, ſitzend vorzuſtellen. c) Ich halte auch dafür, daß man ſie, in den feyerlichen Aufzügen, die zu Ehren der Iſis gehalten wurden, und wobey man die Aegyptiſchen Gottheiten herum zu tragen pflegte, dem Volke, auf einem Thron von dieſer Art gewieſen habe. Spon und Kircher haben einige Denkmale angeführet, d) worauf Prieſter vorkommen, welche die heiligen Bilder ihrer Götter in den Händen halten. Dieſe kleinen Bilder kommen demjenigen ſehr gleich, welches ich hier habe abbilden laſſen, und haben am Ende ebenfalls einen Handgriff, damit man ſie deſto leichter halten und tragen konnte. Dieſes kleine Stück von Erz, hat in allen drey Zoll und neun Linien in der Höhe. Die Blume hat funfzehen Linien im Durchſchnitt, die ſitzende Figur aber iſt einen Zoll hoch.

Nr. 2.

Dieſer Stein iſt ein grüner Jaſpis; er iſt bey nahe viereckigt, an den vier Ecken aber gehet er etwas rund zu. Die Farbe daran iſt einerley. Er iſt ſehr ſchlecht geſchnitten, und der ganze Werth deſſelben beruhet auf dem ſonderbaren der Sache,

a) Tom. 2. pl. 190.
b) Dioſcorid. l. 4. c. 114.
c) Jamblich. de Myſter. Sect. 7. c. 2. Porphyr. apud Euſeb. l. 5. c. 10. Plutarch. de Iſid. & Oſirid.
d) Miſcell. Erud. Antiq. p. 306.

2

3

3

3

1

4

4

Sache, die darauf abgebildet iſt. Es zeiget ſich nemlich auf demſelben ein kleines Schiff, auf dem ſich der Horus, oder die Sonne, auf der Lotusblume ſitzend befindet, wie auf der vorhergehenden Figur; nur mit dem Unterſchied, daß die Stellung an beyden nicht einerley iſt. Er hat hier überdieſes noch einige Sinnbilder, welche ihn noch kennbarer machen. Auf ſeinem Haupte erſcheinet eine mit Strahlen umgebene Kugel, und in ſeiner linken Hand hält er eine Peitſche. Er ſtehet ſo, daß er einem Cynocephalus in das Geſicht ſiehet, ſo eine Art von Affen war, welche die Aegypter in den Tempeln ernährten, um die Zeit der Vereinigung der Sonne und des Monds daran zu erkennen. Denn man gab vor, daß der Cynocephalus, um dieſe Zeit, ſeines Geſichts beraubet ſey, und kein Futter annehme, gleichſam als wollte er dadurch ſeine Betrübniß über die Verfinſterung des Monds an den Tag legen. Dieſen Umſtand berichtet Horus Apollo, a) der zu der Nachricht, die er davon ertheilet, noch etwas hinzufügt, ſo das Denkmal, welches ich gegenwärtig erkläre, noch in ein mehreres Licht ſetzet. Wenn die Aegypter, ſchreibet er, b) die Idee des Neumonds ausdrücken wollen, ſo ſtellen ſie ſolche unter dem Bilde eines aufrecht ſtehenden Cynocephalus für, deſſen Kopf mit einem Diadem gezieret iſt, und der dabey ſeine Hände gen Himmel hebet, und ſein Gebet an die Göttin abſchicket, in der Hofnung den Gebrauch ſeines Geſichts wieder zu erlangen, ſo bald ſie ſich von den Sonnenſtrahlen würde los machen können.

Wie genau ſtimmet nicht dieſes Zeugniß, mit der, auf dieſem Stein abgebildeten Vorſtellung überein? Der Cynocephalus erſcheinet auf demſelben in der Stellung eines bittenden, und um ihn noch kennbarer zu machen, hat man über dieſes auch die Scheibe des Monds, über dem Diadem, womit ſein Kopf gezieret iſt, angebracht. Der Künſtler hat alſo hier den Augenblick andeuten wollen, an welchem dieſer Planet, von dem Sonnenlichte frey wird. Man möchte aber vielleicht die Frage aufwerffen, warum dieſe zwey Geſtirne, auf einem Kahn vorgeſtellet werden? Ich antworte hierauf, daß ſie die Aegypter nie auf einem Wagen, wie ſolches nach der Zeit die Griechen und Römer gethan haben, ſondern allezeit auf einem kleinen Schiff vorzuſtellen gewohnt geweſen ſind. Wer die Gründe und die Urſachen eines ſo ſeltſamen Gebrauchs zu wiſſen verlanget, der kan ſie in dem Werke des Cuper c) antreffen. An den beyden Enden des Fahrzeugs ſiehet man zween Thierköpfe; der eine, ſo bey dem Cynocephalus ſtehet, iſt der Kopf eines Widders; der andere, welcher

a) Lib. I. c. 14.

b) ibid. c. 15.

c) Harpocr. p. 14.

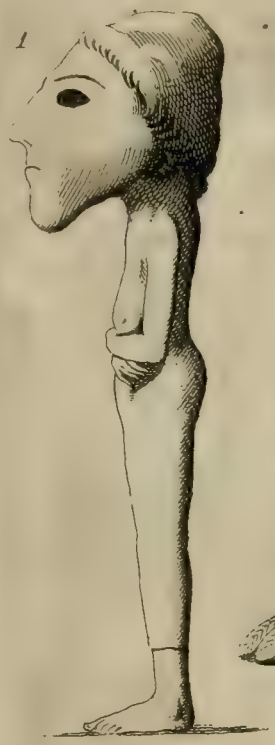
bey der Sonne befindlich, ist ein Ochsenkopf. Wenn diese Köpfe nicht bloße Zierrathen vorstellen sollten, so hat man vielleicht so viel damit anzeigen wollen, daß die Sonne in dem Zeichen des Ochsen, und der Mond in dem Zeichen des Widders sey. Gleichwie aber diese Stellungen niemals, bey dem Neumond zusammen kommen können, so wird man sagen müssen, daß der Künstler, nicht die Zeit, in der sich dieser Planet von der Sonne zu entfernen anfängt, sondern diejenige habe ausdrücken wollen, da sich derselbe dem Punct nähert, in dem er sich in ihren Strahlen verliehret. Die Stellung des Cynocephalus schickt sich ebenfalls sehr gut zu diesem Zeitpunct, und die Traurigkeit, von welcher derselbe alsdann eingenommen zu seyn scheinet, war ein hinreichender Grund, ihn mit furchtsamen Minen, und in einer solchen Positur vorzustellen, als wolle er den Himmel um die Rückkehr eines Gestirns anflehen, dessen Verfinsterung ihn seines Gesichts beraubte.

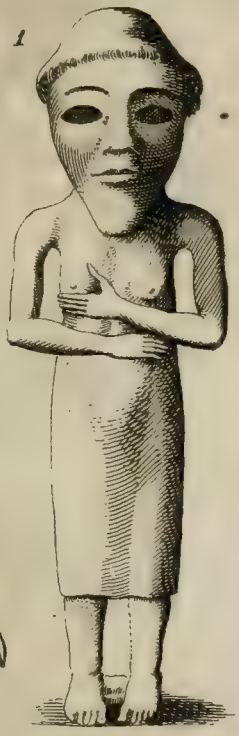
Nr. 3.

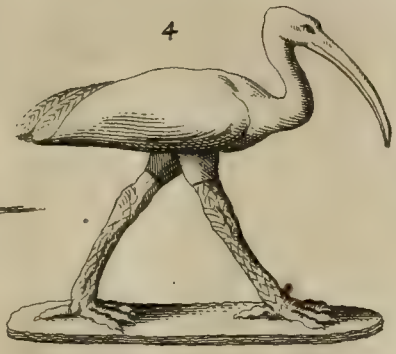
Dieser kleine Scarabäus, welcher der Länge nach durchbohret ist, ist sehr wohl ausgearbeitet. Er stehet auf einem Türckis. Um ihn desto kennbarer zu machen, habe ich ihn von drey verschiedenen Seiten abzeichnen lassen, so alle drey auf der Kupfertafel mit einer Zahl (3) bezeichnet sind. Die hieroglyphischen Zeichen sind hohl geschnitten und sehr wohl zu erkennen. Sie haben statt eines Amulets oder Petschafts dienen können. Die Arbeit an diesem Stück ist sehr schön. Der Türckis aber hat beynahe sein Farbe verlohren; jezt ist er fast grün.

Nr. 4.

Die Gestalt dieses Stücks, so ebenfalls ein Amulet vorstellt, ist sehr sonderbar. Man kan es nicht sehen, ohne aufmerksam auf dasselbe zu werden. Auf der einen Seite erblicket man eine menschliche Figur bis auf die Füsse, die aber einen Wolfskopf hat. Mit der einen Hand hält sie das Tau, und mit der andern einen langen Stecken, dessen oberstes Ende sich erweitert, und die Oefnung einer Trompete vorzustellen scheinet. Dieses erhoben gearbeitete Stück ist von sehr schöner Arbeit. Der andere Theil ist hohl geschnitten. Dieses kleine Monument, so der Länge nach durchbohret ist, hat neun Linien in der Länge; in seiner ganzen Breite aber enthält es nur drey Linien. Ich habe die zwo Seiten desselben abbilden lassen, um die Treflichkeit seines Zuges desto kennbarer zu machen, der mir ausserordentlich wohlgefällt. Es ist dieses Stück von einem grünlichten, sehr harten Stein, dessen Körner


1


1


4

2

3

ner folglich ſehr fein ſind. Ich habe aber nicht erfahren können, weder was dieſer Stein ehehin für einen Namen geführet hat, noch wie er heut zu Tage genennet wird.

Die zehende Kupfertafel.

Nr. I.

Dieſes Denkmal von Ertz hat ſechs Zoll und fünf Linien in der Höhe. Ich mag entweder die Form deſſelben anſehen, oder das Land betrachten, in welchem es, meiner Meinung nach, gearbeitet worden iſt, ſo iſt es eines der ſonderbareſten Stücke. Die Arbeit daran, iſt unläugbar auſſerordentlich plump. Aus der Dicke ſeines Kopfs ſollte man ſchlieſſen, daß ſolcher noch einen andern in ſich enthalte, welcher mit der Gröſſe des Leibes, der Arme und der übrigen Glieder, in einem richtigen Verhältniß ſtehet. Da derſelbe allein zween und einen halben Zoll hoch, und einen Zoll und neun Linien breit iſt, ſo ſcheinet er mir eine Art einer **Larve**, oder eines falſchen Kopfs zu ſeyn, der mit der übrigen Figur in gar keiner Verbindung ſtehet. Ich habe zwar an einem andern Orte geſagt, daß die Aegypter nichts von den Larven ſcheinen gewuſt zu haben; dieſes ſtößt aber meine gegenwärtige Muthmaſſung nicht um. Denn obgleich an dieſem Stück die Augen hohl und ſehr weit offen ſind: ſo hat doch die Figur gar keine Beziehung auf den Gebrauch, wozu die Larven in andern Ländern beſtimmt waren. Ubrigens kan ich, wegen der Ungewißheit, in die mich das ſonderbare dieſes Monuments ſetzet, für meine Erklarung nicht gut ſeyn, die ich davon gebe. Ich überlaſſe alſo dem Leſer die Beurtheilung meiner Gedanken, die ich ihm mittheile. Vielleicht wird man, wenn man alle meine Betrachtungen geleſen hat, das Urtheil fällen, daß dieſe Figur, ein Werk der bloſen Phantaſie ſey. Doch, dem ſey wie ihm wolle, ſo kan ich nicht bergen, daß ich vielmehr glaube, ſie ſtelle eine Larve, oder ein Geſpenſt für. Der Aberglaube in Anſehung dieſer Art von Geiſtern, iſt ſehr alt. Und da die auf dem Rücken zerſtreut liegenden Haare, nach Aegyptiſcher Art gebildet, das iſt, mit der gröſten Simplicität angezeiget ſind: ſo bin ich geneigter, bey meiner geäuſſerten Meinung zu bleiben, als dieſe Figur für eine monſtroſe Ausgeburt der Natur zu halten; maſſen die ſehr tief, und mit Fleiß ausgehohlten Augen, eine ſolche Muthmaſſung gar nicht begünſtigen.

Ich bin im Stand, die Gewähr zu leiſten, daß dieſes Denkmal in Aegypten gefunden worden ſey. Denn man hat es aus dieſem Lande dem Herrn Peiresc

überschickt, der mir ein Geschenk damit gemacht hat. Man wird auch aus der Abbildung, die ich von dieser Figur habe verfertigen lassen, leicht abnehmen, daß sie gänzlich nach Aegyptischen Geschmack gemacht sey; man siehet an demselben die nemliche Lage der Arme, die nemliche Art der Bekleidung, die nemliche Stellung. Unterdessen will ich doch das Alterthum derselben, nicht in eine sehr entfernte Zeit setzen, weil die Füsse, die mit dem Fußgestell zugleich scheinen gegossen zu seyn, von einander stehen, auch die Arme etwas von dem Leib abstehen.

Man könnte vielleicht dieses Stück, für eine Aegyptische, aber nach Römischen Geschmack verfertigte Arbeit ansehen; wenigstens begünstiget der gantze Augenschein diese Meinung. Diejenige, welche darinnen nicht mit mir einstimmig sind, werden vielleicht an dieser Figur, die Vorstellung eines Comödianten, oder eines Possenspielers zu sehen glauben; Und wenn man auch wider diese Meinung die Einwendung machen wollte, daß dieses Denkmal in Aegypten gefunden worden: so würde dieselbe doch dadurch nicht können umgestossen werden, weil es bekannt ist, daß man eine grosse Anzahl von Denkmälern, die bey fremden Völkern gemacht worden sind, in dieses Land gebracht hat. Unterdessen muß ich doch sagen, daß die Comödianten von dieser Art, welche ich gesehen habe, gar wenig Gleichheit mit dieser Figur scheinen gehabt zu haben.

Nr. 2.

Diese Figur von Ertz, welche acht Zoll, weniger zwo Linien hoch ist, stellet nach meiner Meinung, einen Priester für, dessen Mütze mit einer Schlange gezieret ist. In seinen zusammengelegten, oder nahe bey einander liegenden Händen, hielte er ehehin etwas, so aber nicht mehr vorhanden ist. Der Riemen, oder der Zeug, womit die Pflanze Persea, unter dem Kinn fest gemacht war, giebt uns die Art zu erkennen, wie dieser hinten angesetzte Zierrath angemacht worden sey. Dieß ist eine Sache, welche ich niemal gesehen habe, und die man auf dergleichen Figuren allezeit erdichtet hat. Die gegenwärtige gehörte anfänglich dem Herrn Cardinal von Polignac, der solche nebst andern Alterthümern mit aus Rom gebracht hat. Ich habe sie wieder in ihren ehmaligen Zustand versetzet, und sie dadurch der Aufmerksamkeit der Kenner würdiger gemacht, als sie vorhin gewesen war, da sie in meine Hände kam. Die Sache gieng so zu. Ein gewisser Italiänischer Künstler ließ es nicht dabey bewenden, daß er dieser Figur eine Frucht, die einem Granatapfel gleichte, in die Hände gab, und an die Mütze kleine Flügel mach-

machte, sondern er brachte auch in dem Loch, das man über der Schlange siehet, noch eine Art eines Zierraths an. Alles dieses kam mir sogleich verdächtig für. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich diese Stücke untersuchte, überzeugte mich gar bald, daß die einen von Bley, die andern von Kupfer, und von einer neuern Arbeit waren. Die Stücke insgesamt aber waren mit einer Schwärze, die vom Rauch herkommt, so geschickt überzogen, daß man die alten Stücke, von denen, so neuerdings dazu gekommen waren, fast gar nicht unterscheiden konnte. Nachdem aber alles durchs Feuer weggeschaft war, bekam die Figur wieder einen natürlichen Grünspan, und blieb so, wie sie Anfangs war gebildet worden; sie ist aber auch desto sonderbarer, nachdem sie wieder so aussiehet, wie sie allezeit ausgesehen hat. Was die Form anlanget, so ist sie im Gantzen gegossen worden, und die hohlen Augen die sie hat, beweisen, daß dieselbe ehehin von Gold oder Silber müssen gewesen seyn.

Nr. 3.

Dieser Isiskopf, so in der Höhe vier Zoll hat, ist von einer ausserordentlich feinen, und wohl gearbeiteten gebrannten Erde. Sie hat aber nicht einerley Farbe und Eigenschaft mit derjenigen, von welcher ich oben, bey der fünften Kupfertafel geredet habe; und dieses giebt uns einen Beweiß an die Hand, daß die Aegypter, diese Materie auf verschiedene Weise zu bearbeiten gewohnt gewesen sind. Dieser Kopf ist mit einem blauen Schmelz überzogen, der aber nicht so glänzend ist, als derjenige, so an eben diesen Figuren, die ich schon angeführet habe, befindlich ist. Diese Farbe giebt ihm eine so grosse Aehnlichkeit mit dem Türckis, daß ich mir fast zu behaupten getrauete, die alten Schriftsteller hätten nur deßwegen gesagt, daß man in Aegypten, Minen von diesem kostbaren Stein antreffe, weil sie sich durch dergleichen Compositionen haben verführen lassen. Und dieses ist auch um so viel wahrscheinlicher, weil man der vielen Nachforschungen ungeachtet, die man von undencklichen Zeiten her angestellet hat, nicht die mindeste Spur von diesen Minen, in den Gebirgen hat antreffen können, mit denen Aegypten überall umgeben ist. Man weiß aber, daß sich dasjenige, was die Natur in einem Lande hervorbringet, ordentlicher Weise, in demselben niemals völlig zu verliehren pfleget. Dieser Isiskopf ist mit der abgezogenen Haut eines Vogels, dessen Umfang nicht gar groß ist, und mit einem Kranz von Blättern gezieret, von denen ich oben bewiesen habe, daß sie unter die Sinnbilder dieser Göttin gehören. Die Haare an demselben hängen gekräuselt, theils über die Stirn, theils über die Schultern herab, welches mit der

Be-

Beschreibung übereinstimmet, die Apulejus davon gemacht hat. Die Arbeit an diesem, nicht ganz wohl behaltenen Stück, ist ziemlich nachläßig. Ich kan demselben auch kein hohes Alterthum zueignen, vielmehr glaube ich, den Römischen Geschmack daran zu erkennen. Endlich muß ich noch bemerken, daß die Krämer, so mit dergleichen Alterthümern und Curiositäten handeln, diesen Kopf mit einer dicken und glänzenden Rauchfarbe überzogen haben, wodurch er desto leichter für eine Arbeit von Ertz konnte gehalten werden, weil auch die Schwere der Erde, dem Gewicht des Metalls gleich zu kommen schien. Ich kan nicht wissen, was sie sich für Vortheile von diesem Betrug mögen versprochen haben: es ist aber leicht zu erachten, daß sie sich diese Mühe, nicht umsonst werden gegeben haben.

Nr. 4.

Dieser Ibis von Ertz, hat in der Höhe etwas mehr, als vier Zoll, und die Länge kommt mit derselben vollkommen überein. Das Fußgestell, womit diese Figur zugleich ist gegossen worden, ist anderthalb Zoll breit, und beynahe fünf lang. Die gute Erhaltung dieses Stücks, noch mehr aber die Begierde, auch von diesem Thier, ein Stück vorzustellen, hat mich bewogen, dasselbe in Kupfer stechen zu lassen. Denn ausserdem hat es nichts besonders an sich. Zudem weiß jedermann, was der Ibis ist, und was die Aegypter diesem Vogel für Danck schuldig waren. Ich vermuthe daher, daß niemand hier die Wiederholung dessen zu lesen wünschen wird, was in allen alten und neuern Scribenten davon zu finden ist.

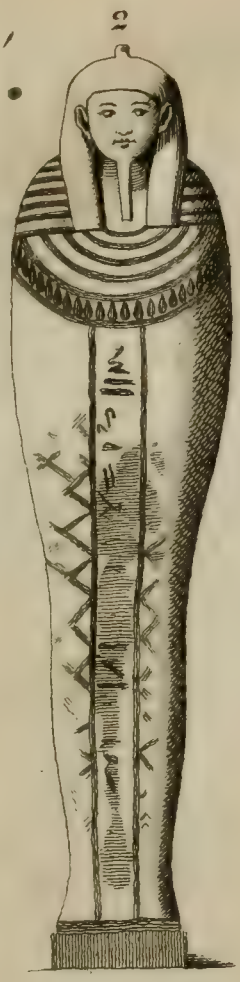
Die eilfte Kupfertafel.

Die drey, auf dieser Kupfertafel abgebildeten Stücke, sind von wilden Feigenbaumholz (Sycomorus) gemacht; welcher Art des Holzes sich die Aegypter bey ihren Begräbnissen, stark zu bedienen pflegten.

Nr. 1.

Dieser Mumienkasten ist noch völlig ganz, und was das Holz anlanget, auch noch wohl behalten. Er ist leer; und so habe ich ihn, von ungefähr, in Paris angetroffen. In der Höhe beträgt er fünf Schuh und acht Zoll; von dem Rücken an, bis auf die gröste Vorstechung des Bauchs ist er einen Schuh und drey Zoll im Umfang dick, und bey den Schultern einen Schuh und zehen Zoll breit.

Und



Und das iſt das auswendige Maas dieſes Stücks, welches uns einen Begrif von der Größe des Holzes geben kan, ſo die Aegypter zu ihren Mumien brauchten. Denn die Theile, aus denen dieſer Kaſten zuſammen geſezt iſt, ſind aus einem Stück gemacht. Der untere Theil an dieſem Stück, iſt nicht ſo dick, wie der obere; und und das iſt eben das Gegentheil von dem, was ſich an der Mumie in dem Muſeo der H. Genovefa befindet, von der ich in einer Abhandlung, welche ich in der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften geleſen, geredet habe. Dieſer Unterſchied beweiſet, daß die Aegypter ihre Mumienkäſten, nicht immer auf einerley Art gebauet, und daß ſie ſich nach dem Maas des Holzes gerichtet, welches ſie dazu gebrauchten, welches ſie aber doch allemal ziemlich dick zu zimmern pflegten. Unterdeſſen habe ich doch einige Käſten geſehen, die aus viel dünnern Dielen gemacht waren, als der meinige, und als der Kaſten der heiligen Genovefa iſt.

Die Hölung oder Tiefe, welche man in dem Kaſten, den ich beſchreibe, gelaſſen hat, befindet ſich in den beyden Stücken oder Dielen, worauf der Cörper zu liegen kam; Man hat ſie mit einem darzu tauglichen Werkzeug hineingemacht. An dem Orte, wo ſie am tiefeſten iſt, iſt ſie nicht gar einen Schuh tief. Die ſolchergeſtalt hohl ausgearbeiteten Dielen, ſind kaum mehr zween Zoll, ſechs Linien dick; an den beyden äuſſerſten Enden aber beträgt dieſe Dicke vier Zoll, acht Linien, und der obere Theil, iſt auf eine ſolche Art zugehauen, daß unten noch Raum genug daſelbſt blieb, die Füſſe der Mumie anzubringen. Die zwey Stücke, das obere und untere, ſind durch ſechs Keule oder Zapfen, von eben dem Holz, mit einander vereiniget und zuſammengefüget. Auf jeder Seite ſind drey derſelben angebracht, die durch die Löcher gehen, welche zu dem Ende daran gemacht ſind. Die völlige Länge der Hölung oder Tiefe, in die der Cörper ſollte gelegt werden, beträgt nicht mehr als fünf Schuh. Die ſchmalen Binden, machten, daß der Leichnam um ein beträchtliches gröſſer wurde, und wenn man auch die Zuſammenſchrumpfung, welche die Verdrockung an dem Cörper verurſachte, in Betrachtung ziehet, ſo verringerte doch ſolche niemals die Höhe des Cörpers. Daher ſollte ich faſt vermuthen, daß dieſer Sarg für eine Weibsperſon müſſe beſtimmet geweſen ſeyn. Man findet zwar auch, wie ich gar wol weiß, Mannsperſonen von einer ſo kleinen Statur. Es haben uns aber die allermeiſten Särge und Mumien, die man in Europa genauer unterſuchet hat, belehret, daß die, ſo am beſten gearbeitet ſind, und die man am meiſten achtet, für Weibsperſonen zubereitet geweſen ſind. Dieß iſt wenigſtens die Meinung der meiſten von denen, die davon geſchrieben haben.

Die Mahlereyen, womit dieſer Kaſten gezieret war, ſind beynahe alle ausgelöſchet, vornehmlich diejenigen, welche auf dem Obertheil befindlich ſind, wo nichts mehr, als noch etwas weniges von der Vergoldung, und von einer blauen Farbe auf einer Schulter anzutreffen iſt; und dieſe Vergoldung iſt noch dazu nur von Kupfer gemacht worden.

Auf dem untern Theil ſiehet man noch einige Zierrathen, die ſchwarz, auf einem grünen Grund gemacht ſind, aber ohne eine Art von Hieroglyphen. Nun fangen auch die Würmer an, ſich über dieſen Kaſten zu machen; daher wir wohl in dieſem Lande, jene Salbe nöthig hätten, wovon Pauſanias ſagt, a) daß ſie zu Charronea, aus Roſen verfertiget worden ſey, und die Kraft gehabt habe, das Holz von den Würmern und von der Fäulniß zu verwahren.

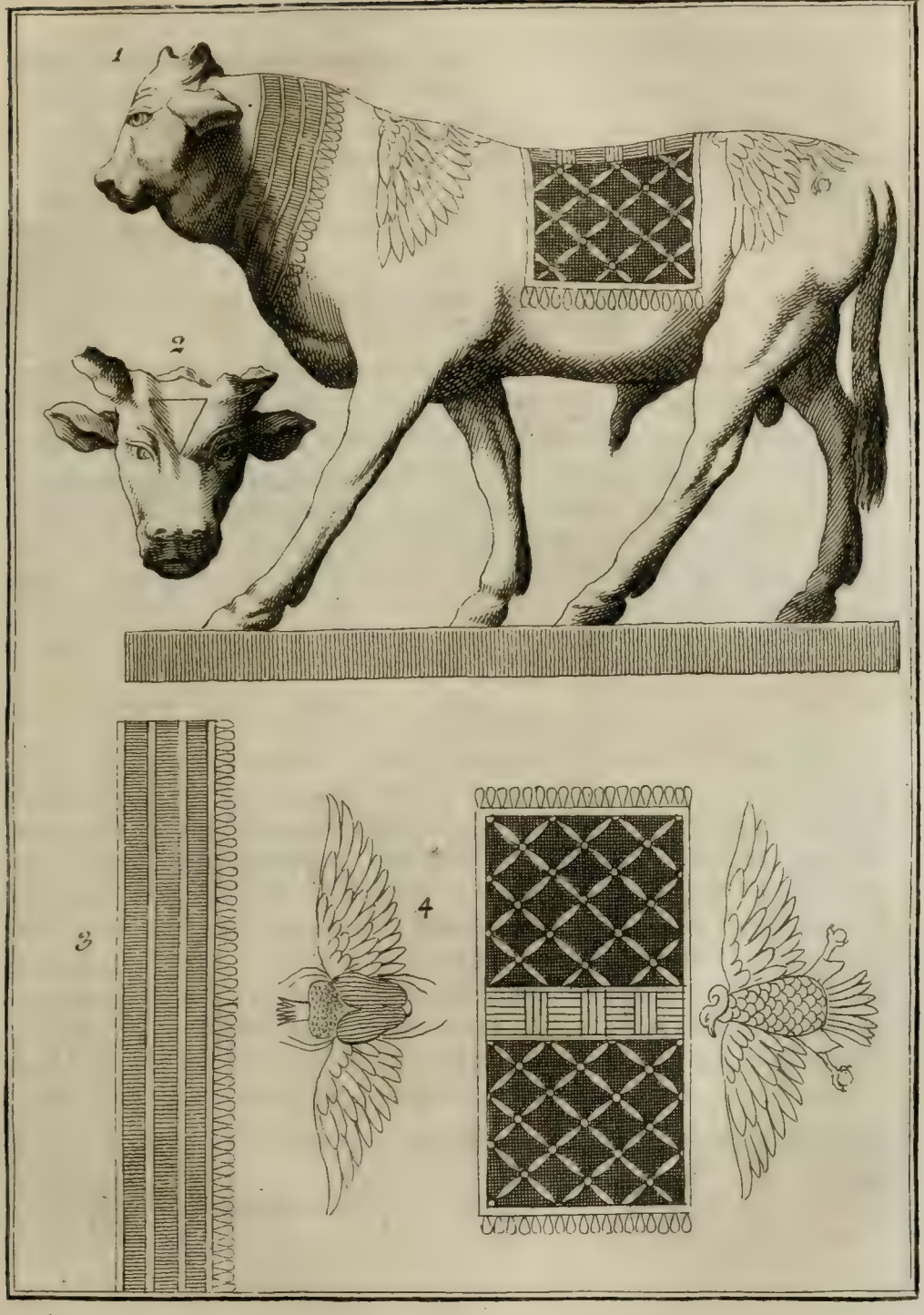
Nr. 2.

Ich beſitze zwo Figuren, welche derjenigen, die hier Nr. 2. vorgeſtellet wird, gleich kommen. Diejenige, welche etwas höher iſt, als die andere, hat dreyzehen Zoll; jene aber iſt nur zwölf Zoll hoch, ohne die Einfaſſung mit zu rechnen, welche einen Zoll beträgt, und dazu diente, daß man die eine, wie die andere, an ein Bret beveſtigen und ſo anmachen konnte, daß ſie gerade ſtehen muſten. Die Mahlerey und Vergoldung, ſo daran geweſen, läßt ſich noch gut erkennen; doch iſt einiger Unterſchied an beyden Figuren, ſowohl in Anſehung der Austheilung der nemlichen Farben, als in der Zeichnung der Zierrathen wahrzunehmen. Endlich ſind ſie beyde auch ſehr maßiv, und aus einem Stück gemacht. Ich glaubte daher, es ſey genug, nur ein einzigs von beyden abbilden zu laſſen. Wir haben oben ſchon erinnert, daß die Aegypter die Gewohnheit gehabt, entweder um mehrern Prachts willen, oder vielmehr aus Aberglauben, bald mehrere, bald weniger kleine Bilder von dieſer Art, um ihre vornehmen Herren und reichen Leute herum zu ſtellen. Man findet auch eine Figur von dieſer Art, bey dem Grab, welches Maillet b) in Kupfer hat ſtechen laſſen, bey dem Haupt einer jeden der vornehmſten Figuren abgezeichnet.

Nr. 3.

Dieſer Kopf, der mir zugleich, nebſt einer von den vorhergehenden Figuren, aus Aegypten, von dem Herrn von Lironcour zugeſchicket worden, iſt eine Larve, wel-

a) Voyage de Beotie p. 317.
b) Voyage d'Egypte p. 276.


1
2
3
4

welche, der Gewohnheit der Aegypter zufolge, nach der Länge, auf die Binden geleget worden, welche das Geſicht eines Todten bedekten. Dieſe Larve iſt aus wilden Feigenbaumholz gemacht, und hat in der Höhe fünf Zoll und vier Linien. Das Hintertheil iſt platt, das Vordertheil aber bauchrund. Die Arbeit des Bildhauers iſt eben ſo ſchlecht daran, als die Mahlerey; weder die eine, noch die andere, verräth einen Geſchmack an den ſchönen Künſten.

Die zwölfte Kupfertafel.

Nichts iſt in Aegypten ſo berühmt, als der Ochſe Apis; und nichts iſt ſonderbarer, als die Merkmale, welche ihn kennbar machen. Aelianus a) giebt vor, daß derſelben neun und zwanzig geweſen; allein er nennet ſie uns nicht mit Namen. Herodotus b) ſagt blos, daß dieſes Thier, bis auf einen weiſſen und viereckigten Flecken, den es an der Stirn hatte, völlig ſchwarz geweſen ſey. Er ſetzet noch hinzu, daß es auf dem Rücken die Figur eines Adlers, auf der Zunge einen Roßkäfer, und in dem Schwanz doppelte Haare gehabt. Dieſe Merkmale ſind hinlänglich, zu beweiſen, daß die, auf dieſer Kupfertafel abgebildete Figur, den Ochſen Apis vorſtelle.

Nr. 1. 2. 3. 4.

Dieſe Figur iſt von Ertz, und beträgt in der Höhe einen Zoll und ſechs Linien, und ſechs Zoll in der Länge. Sie iſt von einem eintzigen Guß. Ich kan verſichern, daß die Arbeit daran ſehr ſchön iſt, und daß ſie über und über, nicht beſſer hätte aufbehalten werden können. Nur ſind die Hörner des Thiers, und der Zierath, ſo ſich zwiſchen ihnen beyden befand, zerbrochen worden. Der Cörper iſt mit einer reich verbrämten Decke bedekt. Man ſiehet an dem Orte, wo der Sattelknopf ſonſt bey den Pferden zu ſtehen kommt, einen fliegenden Käfer; den ich Nr. 4. habe abzeichnen laſſen, ferner auf dem Creutz des Ochſen, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, eine ſehr ſchönes Halsband Nr. 3. und endlich auf der Stirn, oder vornen an dem Kopf, welcher Nr. 4. beſonders und von vornen abgebildet iſt, ein griechiſches Delta, oder vielmehr einen ſehr kennbaren Triangel.

Dieſe unterſcheidende Merkmale, will ich gegenwärtig unterſuchen, und ſie, nach

a) Aelian. hiſtor. animal. lib. 11.

b) Lib. 3. c. 28.

den Zeugnissen der alten Schriftsteller, so deutlich erklären, als es mir möglich seyn wird.

An den Vorstellungen des Ochsen Apis, die ich in verschiedenen Cabineten, mit Fleiß betrachtet habe, oder die in den Sammlungen von Alterthümern bekannt gemacht worden sind, trift man dieses Thier fast allezeit mit einer Decke an. Ein richtiger Beweiß, daß es mit diesem Zierrath bekleidet gewesen, wenn man es öffentlich sehen ließ. Der Adler, den man auf dem Creutz erblicket, befindet sich an der Stelle, an welcher derselbe, nach dem Zeugniß des Herodotus, seyn soll; der Roßkäfer aber, welcher den Geschichtschreibern zufolge, in dem Munde des Ochsen Apis sich befindet, wird hier an dem Orte vorgestellet, wo der Sattelknopf bey den Pferden zu liegen kommt. Die einzige Ursache, die man von diesem Unterschied angeben kan, möchte diese seyn, daß der Künstler, der dieses Sinnbild nicht verstecken wollte, solches, an statt es in den Mund zu setzen, an einem solchem Orte angebracht habe, wo man es sehen, und wo es mit dem Adler, in einem schicklichen Verhältniß stehen konnte. Plinius a) und Ammianus Marcellinus b) melden, daß der Ochse Apis, an der rechten Seite, eine Figur des zunehmenden Mondes gehabt habe; und so wird er auch auf den Müntzen des Hadrianus und Antoninus Pius, so in Aegypten gepräget worden sind, und auf einem Marmor vorgestellet, der in dem Odescachischen Cabinet c) aufbehalten wird. Diesen Zierrath aber erblicket man nicht an unserer Figur, vermuthlich weil solcher unter der Decke verborgen liegt. Man hat aber diesen Abgang damit ersetzet, daß man die Scheibe des Monds, zwischen die Hörner des Thiers, gesetzet hat. Denn man muß erstlich bemerken, daß man auf dem Kopf der Figur, die wir vor uns haben, die Spuren eines andern Cörpers erblicket, der nicht zu den noch vorhandenen Wurzeln der Hörner gehörte; Zweytens muß man sich erinnern, daß beynahe alle Figuren, welche den Ochsen Apis, mit einer Decke vorstellen, allemal zugleich die Scheibe des Monds auf dem Kopf haben. Es ist daher gar nicht wahrscheinlich, daß man sollte vergessen haben, unsere Figur, mit diesem so nöthigen Zierrath auszuschmücken, und dieses ist um so viel weniger zu glauben, da wir wissen, daß die Aegypter wenig Veränderung in den Dingen, die bey ihnen einmal eingeführet waren, vorzunehmen pflegten.

Die Scheibe des Monds, die man zwischen die Hörner dieser gegenwärtigen Figur gesetzet, war versilbert, und sehr fein poliret, und dadurch bekam sie, vermittelst

a) Lib. 8. c. 46.
b) Lib. 22. c. 13.
c) Tom. 2. pl. 98.

telst der schwarzen Farbe des Ochsen, ein glänzendes und majestätisches Ansehen. Die gewöhnlichen Vorstellungen des Apis, kommen übrigens auch mit dem weissen Flecken überein, den die Figur, welche ich erkläre, vornen an der Stirn hatte. Herodotus sagt, daß dieser Flecken viereckigt gewesen; ich glaube aber, es habe sich ein Fehler der Copisten, in den Text dieses Geschichtschreibers eingeschlichen, und daß er, anstatt zu sagen, der Flecken sey viereckigt gewesen, habe schreiben wollen, er habe die Gestalt eines Triangels gehabt. Der Unterschied, so sich zwischen den griechischen Worten befindet, welche diese beyden Begriffe ausdrücken, ist so unmerklich, daß ich diese Verbesserung, gar nicht für eine zu grosse Verwegenheit halte. a) Sie wird noch dazu von zween Gründen unterstützet. Der erste ist, daß alle die Figuren, die ich von dem Ochsen Apis gesehen, auf der Stirn einen Triangel haben, der entweder schlechtweg mit Linien, die manchmal mit Silber beleget gewesen, oder von einem Blat, aus eben dem Metall, welches den ganzen Umfang des Triangels ausmachte, gemacht gewesen ist. Und dieß ist nichts anders, als der weisse Flecken, von dem Herodotus redet; man wird auch nicht in Abrede seyn können, daß bey solchen Gelegenheiten, die Denkmale, die besten Ausleger der Geschichtschreiber sind. Den zweyten Grund nehme ich aus der Götterlehre der Aegypter. Plutarchus b) belehret uns, daß sie die göttliche Natur, mit einem rechtwincklichten Triangel verglichen, von dem die eine Seite den Verstand, die zweyte die Materie, und die dritte die Ordnung abbildete, welche eine Folge der Verbindung des Verstandes mit der Materie war. War nun, nach eben diesem System, der Ochse Apis, ein Sinnbild des Osiris, und war Osiris von diesem Verstande, welcher die Materie fruchtbar gemacht, und der, in Verbindung mit derselben, die Ordnung herfür gebracht, nicht unterschieden: so war wohl nichts natürlichers, als daß man diese erhabenen Begriffe, an dem Ochsen Apis vereinigte, und diesen geheimnisvollen Triangel vornen an seine Stirn sezte; wenigstens läßt sich hievon eine weit wahrscheinlichere Muthmassung angeben, als von dem viereckigten Flecken, dessen Gestalt, keine uns bekannte Verwandtschaft mit den Grundsätzen der Aegyptischen Götterlehre hat.

a) Die Stelle bey dem Herodotus heißt gegenwärtig so: Ἐὼν μέλας, ἐπὶ μέν τῷ, μετώπῳ, λευκόν τετράγωνον, ἐπὶ δὲ τοῦ νώτου αἰετὸν εἰκασμένον. Anstatt der beyden Worte: λευκόν τετράγωνον, kan man lesen λευκόν τι τρίγωνον.

b) De Isid. & Osirid. c. 56.

Die dreyzehende und vierzehende Kupfertafel.

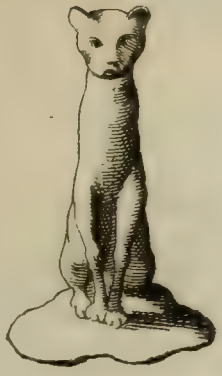
Nr. I.

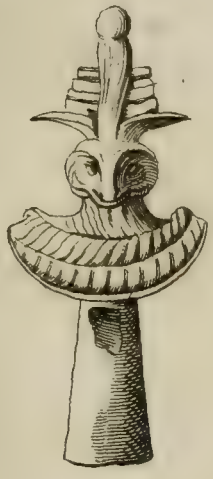
Der Sphinx von Ertz, den man auf dieſer Kupfertafel ſiehet, hätte nicht beſſer erhalten werden können, wenn man die lange Reihe von Jahren in Betrachtung ziehet, die ſeit der Zeit, da er verfertiget worden iſt, verfloßen ſind. Wenn nicht einige Finger, vornemlich an der linken Hand, daran fehleten, ſo wäre die Figur, noch in ihrem vollkommenſten Stande. Wird ſie der Länge nach gemeſſen, ſo trägt ſolche einen Schuh, vier Zoll und acht Linien aus; von dem oberſten Gipfel ihres Haupts, bis auf den Ort, wo ſie ſitzet, ſind ſieben Zoll; und bey dem Creuz iſt ſie drey Zoll und drey Linien hoch. Die Abſicht des Künſtlers war, dieſen Sphinx hohl zu gießen; daher ſind nichts als die Arme maſſiv; indem er aber ſeine Model machte, ſcheinet er ſich wenig darum bekümmert zu haben, ob das Ertz überall eine gleiche Dicke bekommen würde, maſſen daſſelbe an gewiſſen Orten faſt zehen, an andern aber kaum fünf Linien dick iſt. Ich habe wenig Denkmale geſehen, an denen man die große und ſtrenge Art der Aegypter, beſſer kann kennen lernen, als an dieſer Figur; die einigen Arme und Hände ausgenommen, die nicht mit der Schönheit der übrigen Theile übereinſtimmen. Die Hieroglyphen welche an beyden Schultern eingraben ſind, und ſich bis über die Seiten hinab erſtrecken, haben ſo viel ſonderbares, das man ſelten auf den Stücken dieſes Landes antrift. Unterdeſſen iſt es doch keineswegs dieſer Unterſchied, von dem man keine gegründete Urſache wird angeben können, der mit bewogen hat, dieſes Monument unter diejenigen Denkmale zu ſezen, die ein ſehr hohes Alterthum haben; ſondern es iſt vielmehr der Eindruck, welchen der Guß und die Ausarbeitung bey mir gemacht, die man niemand anders, als den Aegyptern zuſchreiben kan, und woran man gar keine Vermiſchung mit einem fremden Geſchmack wahrnimmt.

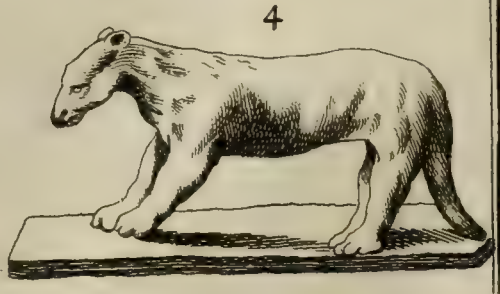
Die Gelehrten ſtimmen darinnen einmüthig miteinander überein, daß die Vereinigung des Haupts von einer Jungfrau, mit dem Cörper eines Löwen, woraus die Sphinxe a) insgemein zuſammengeſetzt ſind, für nichts anders, als für eine ſinnbild-

a) Die Sphinxe der Aegypter, ſchreibet Herr Winckelmann, haben beyderley Geſchlecht, das iſt, ſie ſind vorne weiblich, und haben einen weiblichen Kopf, und hinten männlich, wo ſich die Hoden zeigen. Dieſes iſt noch von niemand angemercket. Ich gab dieſes aus einem Stein des Stoßiſchen Muſei an, und ich zeigte dadurch die Erklärung der bisher nicht verſtandenen Stelle des Poeten Philemon, ap. Athen. Deipnoſ.

1

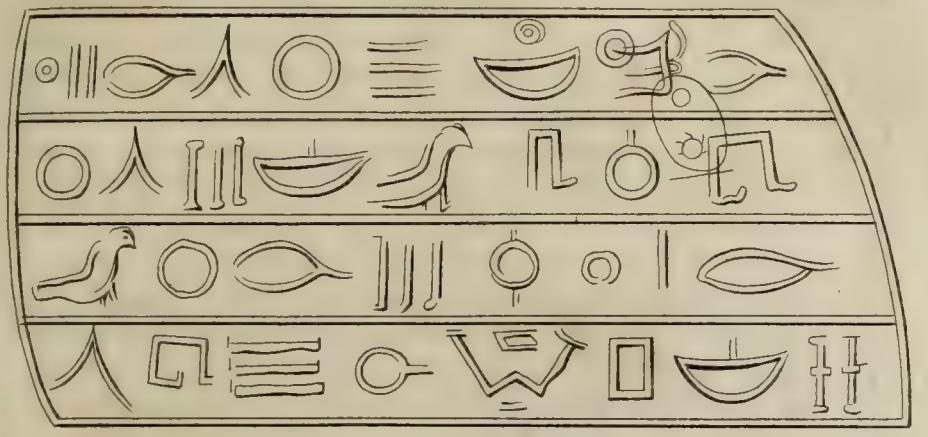

2


3


4

5

Auf der rechten Seite.



Auf der lincken Seite.

ſinnbildliche Vorſtellung der Vortheile anzuſehen ſey, welche die Aegypter von jeher, von dem Zeichen der Jungfrau und des Löwen gehabt haben. Man weiß, daß ſich die Sonne, zur Zeit der Ueberſchwemmung des Nils, in dieſen beyden Zeichen befinde. Es iſt aber wohl nicht daran zu zweifeln, daß man in einem Lande, das ſo voller Aberglauben war, dieſe glückſelige Jahrszeit, durch ein Stück des Gottesdienſtes werde zu heiligen geſucht haben. Wir finden aber kein anders als dieſes, welches wir von der Erkenntlichkeit der Aegypter herleiten könnten. Da noch überdieſes, gedachtes Denkmal ſehr oft wiederholet worden, ſo wird man dieſe Muthmaſſung, für eine richtige Wahrheit müſſen gelten laſſen. Das Denkmal ſelbſt, ſtimmet um ſo vielmehr mit dieſer Idee überein, da der Kopf der Jungfrau ſehr jung iſt, keinen andern Putz hat, als ſeine eigenen Haare, die ſich hier auf dem Rücken des Löwen, durch eine Art eines gedrehten Haarzopfs endigen, und vornen an der Stirn, auf eine ſonderbare Weiſe in Ordnung gebracht ſind. Die runde Oefnung, welche noch oberhalb der Stirn zu ſehen iſt, mochte wohl dazu beſtimmt geweſen ſeyn, daß man einen koſtbaren Stein hineinſetzen konnte. Was aber die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher am meiſten bey dieſem Kopf rege machen kan, iſt eine Kinnbinde, welche nicht veſt gemacht zu ſeyn ſcheinet, und welche in den kleinen Stücken, der Pflanze Perſea, die nach dem Zeugniß des Plutarchus a) der Iſis geweihet war, nicht völlig gleich kommt; Denn dieſer Zierrath iſt glatt und viereckigt, wie ein gehauener Stein, der zu einem Bau beſtimmt iſt; kurz ſo, wie man denſelben auf dem gegenwärtigen Kupferſtich ſehen kan. Ich glaube nicht, daß dieſer Sphinx jemals etwas in den Händen gehalten habe. Vielleicht ſcheinet die Stellung ſeiner Arme und Hände, auf eine ungekünſtelte Art, das Verlangen auszudrücken, daß ſein Gebet, um einen Uberfluß des Nilwaſſers

l. 14. p. 659. B.) welcher von männlichen Sphinxen redet, ſonderlich da auch die griechiſchen Künſtler, Sphinxe mit einem Bart bildeten. Dieſes fand ich auf einer Zeichnung in der groſſen Sammlung der Zeichnungen des Herrn Cardin. Alex. Albani, und ich glaubte, das Stück, wovon dieſe Zeichnung genommen war, ſey verlohren gegangen. Es kam daſſelbe aber nachher in der Garderobe des Farneſiſchen Pallaſtes zum Vorſchein, und iſt eine erhobene Arbeit von gebrannter Erde. Damals hatte ich die Hoden der Aegyptiſchen Sphinxe noch nicht bemerket. Herodotus, wenn er die Sphinxe ἀνδρόσφιγγες nennet, hat nach meiner Meinung die beyden Geſchlechter derſelben anzeigen wollen. S. Winckelmanns Geſchichte der Kunſt. S. 46. u. f.

a) De Iſid. & Oſirid.

waſſers, möchte erhöret werden. Da die, auf den Seiten eingegrabenen Characteren, etwas weiter von einander ſtehen, als es ſonſt gewöhnlich iſt: ſo hat mich dieſer Unterſchied bewogen, ſie, auf der XIV. Kupfertafel beſonders, und zwar faſt nach ihrer eigentlichen Gröſſe abzeichnen zu laſſen. Ein jedes Feld, oder eine jede Abtheilung, welche die Worte in ſich ſchlieſſet, hat in dem Original zehen Linien in der Breite, und die längſte von dieſen Abtheilungen hat ſechs Zoll. Ich muß auch noch eine andere Seltſamkeit, die an dieſem Stücke zu bemercken iſt, anführen. Sie beſtehet darinnen, daß man zu denen bereits auf dem Leib des Thiers gemachten Charactern, nach der Zeit, auf jeder Seite, noch eine andere hieroglyphiſche Figur hinzugethan, welche auf die andern ſcheinet geſtochen worden zu ſeyn, wie unſere Goldſchmidte, ihr Zeichen auf ihre Arbeiten zu machen pflegen. Ich kan zum wenigſten ſo viel verſichern, daß daſſelbe weder zu einer Zeit, noch von einerley Hand gemacht worden iſt, wie die übrigen. Vielleicht war es das Zeichen des Meiſters. Und da ſolches viel ſeichter geſtochen iſt, ſo iſt es auf eben die Art, auf der Kupfertafel, von den übrigen Charactern unterſchieden, und nur mit einem einzigen Zug angezeiget worden. Was die kleine Geſchichte dieſer Figur anlanget, ſo glaube ich ſchuldig zu ſeyn, zu bemercken, daß ſelbige, als ſie vorjungefähr funfzehen Jahren, aus Aegypten an den Herrn von Maurepas geſchickt worden, ſo räudig geweſen ſey, oder daß vielmehr der Grünſpan, eine ſo groſſe Menge von einer ungleichen, und an einigen Orten, wenigſtens fünf bis ſechs Linien dicken Rinde ausgeſtoſſen, daß man das nackende an den wenigſten Theilen erkennen, am allerwenigſten aber, die darauf geſtochen geweſenen Zeichen ſehen konnte. Ich trug alſo kein Bedencken, dieſelbe ſo gleich in das Feuer legen zu laſſen, ſobald ich ſie geſchenckt bekommen hatte. Allein dieſe Operation, welche der Figur ihre vollkommene Reinigkeit wieder gab, hätte beynahe dem Rothgieſſer, dem ich ſie anvertrauet hatte, das Leben gekoſtet. Es gieng von dieſem Ertz ein ſo ſtarcker und übelriechender Dampf, daß derſelbe ohnmächtig davon wurde, daß die Vögel, die er in ſeinem Gemach hatte, davon ſturben, und daß ſich endlich ſeine Nachbarn darüber beklagten. Zum guten Glück hatte dieſer Zufall weiter keine betrübtern Folgen. Acht Tage darauf bekam das Ertz ſeine ſchöne grünlichte Farbe wieder, und ich fand das Stück meiner Aufmerkſamkeit ſo würdig, daß ich es dem Herrn von Maurepas zurück gab, um ſolches zu einem von den ſchönſten Zierrathen in ſeinem Cabinet zu gebrauchen, das iſt, um ſolches über ſeiner Gerichtsſtube aufzuſtellen, wo es ſich noch gegenwärtig befindet.

Nr. 2.

Die Höhe dieser Katze beträgt nur zwey und zwanzig Linien. Dieses Thier ist mit keinem Sinnbild begleitet. Nichts destoweniger stellet es doch eine Gottheit für. Jedermann weiß es, wie hoch dieses Thier, in einigen Gegenden von Aegypten sey gehalten und verehret worden. Es wurde selbiges daselbst, für das Sinnbild der Isis, oder des Monds angesehen. Man glaubte, daß sich zwischen diesem Thier, und zwischen diesem Planeten sehr viele Aehnlichkeiten fänden. Darunter rechnete man vornemlich diese, daß man in den Gedancken stunde, es werffe so viele Junge, als Tage in einem Mondenjahre wären. Man setzte noch hinzu, daß die Würffe dieses Thiers, nach der natürlichen Progreßion der Zahlen, von der einfachen, bis auf acht und zwanzig giengen; das ist, daß es das erstemal nur ein junges, das zweytemal zwey, das drittemal drey bringe, und so weiter fort, bis die Zahl der acht und zwanzig voll wäre. Dieses abgeschmackte Mährgen erzehlet Plutarchus, a) ohne es zu widerlegen.

Nr. 3.

Die Vorstellung dieser zweyten Katze ist emblematisch, und mit verschiedenen aberglaubischen Sinnbildern vermengt, die wir zwar nicht erklären können, die uns aber doch einen Beweiß geben, daß man dieses Thier göttlich verehret habe. Dieses kleine Ertz hat zwey und dreyßig Linien in der Höhe; der Fuß an demselben ist so gemacht, daß es von einem andern cylinderförmigen Cörper konnte getragen werden.

Nr. 4.

Der Ichneumon, jenes Thier, das wegen seiner Antipathie gegen das Crocodil bekannt ist, dessen Eyer es zerbricht, ist eben dasjenige, welches Aelianus die Indianische Ratte nennet, und welches insgemein den Namen der Pharaonsratte führet. Dasselbige wird ganz einfach auf diesem Ertz vorgestellet, das ich aus Aegypten bekommen habe, so drey Zoll und zwo Linien lang, und einen Zoll hoch ist. Es ist nebst seinem Fußgestelle von einem Guß.

a) Plutarch. de Isid. & Osirid.

Nr. 5.

Dieses Thier, welches seine Wirklichkeit, nur in der Einbildung gehabt hat, ist mir zugleich mit dem vorhergehenden zugeschickt worden. Ich habe aber keinen Grund, der mich bewegen könnte, die Gewähr zu leisten, daß es ein Aegyptisches Stück sey. Vielleicht ist es in einem andern Lande gearbeitet, und hernach erst nach Aegypten gebracht worden, wo man sich gar nicht wundern darf, Denkmale von allen Nationen anzutreffen. Die Fruchtbarkeit und die Schönheit dieses Landes, war Reitz genug, Fremde zu sich zu locken, und diese, wenn sie auch das Clima veränderten, änderten doch deßwegen nicht allezeit ihre Weise den Göttern zu dienen, noch ihre Denkungsart. Ich mache hier diese Anmerkung überhaupt, und ohne sie auf die gegenwärtige Figur anzuwenden, von der ich glaube, daß sie vielleicht gar keine Beziehung, auf eine Art eines gottesdienstlichen Gebrauchs gehabt, und etwa nur zu Ausfüllung eines Platzes, an einer Verzierung mochte gedienet haben. Dieses kleine Stück von Ertz ist zween Zoll und drey Linien lang.

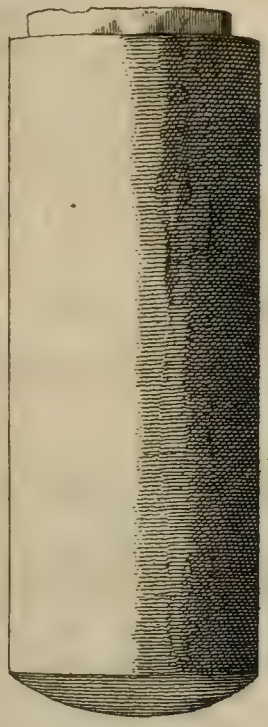
Die funfzehende Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses irdene Gefäß ist einen Schuh und einige Linien hoch, und hat fünf und einen halben Zoll im Durchschnitt. Die Form an demselben ist sehr simpel, aber darum ist sie nicht der bequemsten eine. Der Grund ist von aussen bauchrund, so daß sich also das Gefäß, nicht im Gleichgewicht erhalten kan. In diesem Stück kommt es mit den Amphoris der Römer überein, in denen sie ihren Wein aufbehielten. Unterdessen muß doch dieses ein, in dem Lande gemeines Gefäß gewesen seyn; und vielleicht wurde es gar zu einem Maaß gebraucht. Von ungefähr habe ich zu gleicher Zeit die beyden Köpfe bekommen, die man Nr. 2. und 3. siehet. Sie sind von einerley Arbeit, von einem Brand, und von einerley Erde. Vielleicht mochte der eine, wie der andere, zu einem Deckel dieses Gefäßes gedienet haben. Das eine Stück stellet einen Wolfskopf für, von welchem Thier man selten ein Bild auf den Aegyptischen Denkmalen erblicket; das andere aber ist der Kopf von einem Affen; und dieses Thier trift man auf denselben desto häuffiger an. Diese drey Stücke sind nicht ganz wohl behalten. Sie sind zwar nicht zerbrochen, durch die Länge der Zeit aber sehr abgenutzt; doch ist dadurch ihre Form nicht verändert worden. Alle und jede Gefäße, die dazu bestimmt

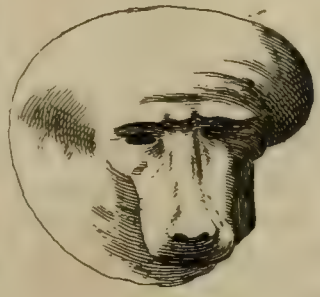
waren,

1



2

3



4

waren, daß man sie mit Nilwasser füllete, stunden bey den Aegyptern in einer vorzüglichen Achtung. Man weiß auch, wie viele Kraft sie dem Wasser überhaupt, und insbesondere dem Wasser aus einem Fluß zueigneten, der sie mit allem Gutem, im Uberfluß versorgte, indem er ihre Felder fruchtbar machte. Selbst diese Deckel belehren uns, daß sie, aus einem sehr lächerlichen Aberglauben, so gar diese Gefäße, dem Schutz gewisser Gottheiten, anzubefehlen pflegten, von denen der Wolf und der Affe, die Sinnbilder waren.

Nr. 2.

Dieser Wolfskopf hat drey Zoll, eilf Linien in der Breite, und drey und einen halben Zoll in der Höhe.

Nr. 3.

Dieser Affenkopf ist nicht so wohl erhalten, als der vorhergehende. Er hat seine Eingelenckung verlohren; vermuthlich hat er aber das nemliche Maas gehabt, wie der vorhergehende. Der zerbrochene Theil macht, daß er das Ansehen hat, als wolle er sich ein wenig abwärts neigen, oder, als wenn er den Kopf mehr auf diese, als auf die andere Seite wendete. So war er aber nicht beschaffen, als er noch ganz war. Die Aegypter sind nie von einer bleyrechten Stellung abgewichen; und auch alle andere kluge Völker, haben diesen Fehler zu vermeiden gesucht.

Nr. 4.

Diesen Ziegelstein, oder dieses Stück von gebrannter Erde, welches sieben Zoll im Viereck enthält, habe ich dem Herrn Pignon, ehmaligen Consul zu Cairo zu danken. Die Erde daran ist weiß, wie bey den vorhergehenden Stücken; allein sie ist von einer weit feinern Sorte; so wie auch die Arbeit daran viel niedlicher ist. Denn ob man gleich an diesem Stück, keinen guten Geschmack der Zeichnung wahrnimmt: so verräth es doch etwas grosses. Man kan nemlich aus der Zeit, die dazu angewendet worden, diesen Isiskopf, zu einem solchen Grad der Vollkommenheit zu bringen, den richtigen Schluß machen, daß das Volk, unter dem derselbe verfertiget worden, alles dasjenige, was es ausarbeitete, müsse geliebet, und alle nur mögliche Sorgfalt, auf alle Werke gewendet haben, die aus seinen Händen kamen. Die allergemeinsten Materien, wurden wie die allerkostbarsten, mit gleicher

Aufmerkſamkeit, und mit gleicher Zierlichkeit ausgearbeitet. Das Haupt der Iſis wird hier mit der abgezogenen Haut einer Numidiſchen Henne vorgeſtellet. Dieſer Kopfpuz, der prächtig in die Augen fiel, war den Aegyptiſchen Königinnen beſonders eigen.

Die ſechzehende Kupfertafel.

Nr. 1.

Das ſonderbare an dieſem kleinen Stück von Erz, macht ſolches ſchäzbar. Es iſt ein Affe, der mit halben Leib vorgeſtellet wird, und aus einer Pflanze hervorſteiget, deren Stengel eine Art eines Poſtiments abbildet. Aus ſeinen ernſthaften Geberden ſollte man faſt ſchlieſſen, daß er einen boshaften Schertz im Sinn habe, wenn man den Aegyptern zutrauen dürfte, daß ſie dergleichen jemals, beſonders bey Dingen, welche ihre gottesdienſtlichen Gebräuche angiengen, gemacht, oder zugelaſſen hätten. Die Geſtalt des Caputrockes, womit er bekleidet, und womit zugleich der Kopf bedecket iſt, findet man auch auf andern Denkmalen dieſes Landes. Das Poſtiment, welches dieſe Figur träget, endigt ſich mit einem Fuß eines Vogels, der mir aber neuerdings, in dieſer Abſicht ſcheinet dazu gekommen zu ſeyn, damit das Stück deſto feſter ſtehen möchte, indem ich mir nicht einbilden kan, daß derjenige, welcher dieſen Fuß an das Poſtiment machen laſſen, die Figur dadurch habe verſchönern wollen. Wenn er den Endzweck dabey gehabt hat, daß man dieſen Fuß für ein Sinnbild der Figur anſehen, und bey Erblickung deſſelben deſto aufmerkſamer werden ſollte: ſo hätte er ſolchen beſſer ausarbeiten, das iſt, nach dem Geſchmack der Aegypter verfertigen ſollen. Hätte nicht dieſer Betrüger, wenn anderſt einer die Hand dabey angeleget hat, bedenken ſollen, daß dieſer Zuſaz, dem Gebrauch dieſes Volks entgegen geweſen, daß ſeine Figuren nie auf dergleichen Füſſe geſtellet hat? Nach aller Wahrſcheinlichkeit hatte auch die gegenwärtige, ehe ſolche geändert wurde, keine gehabt. Sie war dazu beſtimmt, daß man ſie auf die Spitze eines Stocks ſtellte, und in den Umgängen in der Hand trug, wie ich ſolches ſchon oben angemerkt habe, da ich die kleine Figur des Horus beſchrieb, welche auf der neunten Kupfertafel Nr. 1. vorkommt.

Nr. 2.

Dieſes kleine, überaus ſeltene und wohl behaltene Stück von Erz, hat einen

Zoll

1

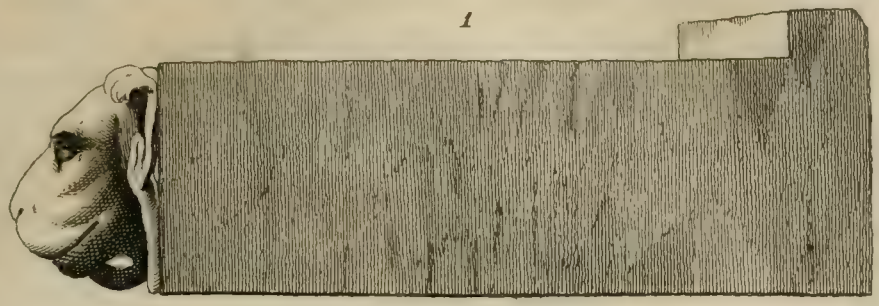
1

3

2

2

1



2

3

Zoll und etliche Linien in der Höhe. Es stellet einen, auf den Hintern sitzenden Cercopithecus für, der in seinen Händen, oder in seinen Pfoten, eine mit Hieroglyphen beschriebene Tafel hält. Dieser Cercopithecus ist eine Art von Affen, so von dem Cynocephalus, von dem ich oben, bey der neunten Kupfertafel Nr. 1. geredet habe, nur darinnen unterschieden ist, a) daß dieser leztere, gröſſer und wilder ist, und daß sein Kopf, mehrere Aehnlichkeit mit einem Hundskopf hat. Auf der Isischen Tafel kommt der Cercopithecus in eben der Stellung, in welcher er hier erscheinet, mehr als einmal für; nur daß er diese Tafel mit Hieroglyphen nicht in den Pfoten hat.

Nr. 3.

Dieser kleine Sphinx von Ertz, dessen Höhe fünf und zwanzig, die Länge aber vierzehen Linien beträgt, ist im ganzen betrachtet, noch ganz wohl behalten, in den kleinern Theilen aber hat er ein wenig Noth gelitten. Man kan nur noch eine Bilderrahm mit Hieroglyphen daran erkennen, die vornen an der Brust angemacht ist. Ich glaube daß er ehehin, auf dem Kopf, eine Lotusblume gehabt habe. Diese Figur sitzet; dahingegen die ordentlichen Figuren von dieser Art zu liegen pflegen. Auch haben mir die Sinnbilder, womit sie gezieret ist, einige Aufmerksamkeit zu verdienen geschienen.

Die siebenzehende Kupfertafel.

Nr. 1. und 2.

Dieses Stück von Ertz, hat in seiner gantzen Länge, neun Zoll und drey Linien, und im Viereck zween Zoll und vier Linien. Das eine Ende desselben endiget sich mit einer aufwärts gehenden Verstechung, oder mit einem Absatz, von dem das eine Eck abgerundet ist; an eben diesem Ende ist auch eine viereckigte Oefnung, die dazu scheinet gemacht zu seyn, daß ein ebenfalls viereckigter Cörper an diesem Orte hineingethan, und mit dem andern zusammengefüget werden konnte. Denn diese Oefnung ist gleichsam der Eingang, zu einer vollkommen runden Höhlung, welche sich inwendig an diesem Stück, das ich beschreibe, befindet, und so lang ist, als das Stück selbst, auch so regelmäßig gemacht ist, daß man gar wohl siehet, daß es keine andere Bestimmung haben konnte. Ist es mir nun erlaubt, hierüber eine Muthmassung zu wagen, so glaube ich, daß dieses Stück von Ertz, eine Art einer Schlüße,

a) Arist. histor. animal. l. 2. c. 8.

oder eines Zapfen gewesen, welcher zur Zusammenfügung eines Stück Holzes, oder eines Stücks, von einer andern Materie, mit einem andern Stück diente. Der am Ende sich befindende Absatz, war zu dem Ende daran gemacht, um es desto besser zu bevestigen. Vielleicht diente es aber auch zur Verschliessung einer Röhre. Ich muß zwar gestehen, daß es nicht leicht ist, sich eine Vorstellung von der Einrichtung dieses Stücks zu machen; unterdessen will ich doch den Grund meiner Vermuthung anzeigen. Die Aegypter pflegten, wie man uns versichern will, zum Angedenken, daß sich die Uberschwemmung des Nils zu der Zeit ereignete, wenn die Sonne das Zeichen des Löwen durchlief, an das äusserste Ende der Röhren und anderer Canäle, welche das Wasser in ihre Bäder, und den Wein in ihre Gefäße leitete, Löwenköpfe zu machen. Dieses will so viel sagen: diese Röhren, und diese Wasserleitungen, waren an ihrer Mündung, mit einem Hahnen, oder Zapfen zugeschlossen, der oben die Figur eines Löwen hatte. Wenn dieses Vorgeben richtig ist, so stellte unser gegenwärtiges Stück, einen solchen Zapfen für. Der Löwenkopf, den man auf demselben erblicket, ist von dem erhabensten Character; und man kan den vortreflichen Geschmack und die grosse Art an demselben, nicht genug bewundern. Es ist dieses ein Werk, welches zu der Zeit verfertiget worden ist, wo die Künste in Aegypten in dem allergrösten Flor stunden. Und ob gleich der Künstler, den ich dieses Stück habe abzeichnen lassen, alle Sorgfalt angewendet hat, die ganze Schönheit desselben deutlich vorzustellen, so muß ich doch bekennen, daß ihm seine Bemühung nur mittelmäßig gelungen ist. Ich habe diesen Kopf, aus einem gedoppelten Gesichtspunct vorstellen lassen; man siehet ihn Nr. 1. erstlich im Profil und in der Verbindung mit dem Cörper, an dem er sich befindet; Nr. 2. aber zeiget er sich von vornen, und mit dem ganzen Gesicht.

Nr. 3.

Ich füge dem vorhergehenden Stück, die Zeichnung eines hohlgeschnittenen Carniols bey, der zwar etwas bleich ist, aber doch noch einen vortreflichen Glanz hat. In Ansehung der Arbeit und des Geschmacks der Zeichnung, kommt er jener Arbeit von eben dieser Art, die ich oben auf der sechsten Kupfertafel Nr. 4. habe abbilden lassen, bey weiten nicht gleich. Dieser Aegypter, oder dieser Priester, denn er scheinet mir eine Art eines Schleyers auf dem Kopf zu tragen, hat auf demselben einen Zierrath, oder eine Pflanze, die wir, wenn wir die Wahrscheinlichkeit und die Gewohnheit zu Rath ziehen, für Blätter von der Lotusblume halten würden. Unterdessen verhindert uns der kleine Umfang derselben, einen sichern Ausspruch davon

1

1

2

2

davon zu thun. Was aber die Figur ſelbſt anlanget, ſo ſtehet ſie auf einem ſehr kleinen Fahrzeug, das ein ſehr ſchlechtes Verhältniß mit der Größe des Mannes hat. Die Zierrathen, welche an dem Ende des Hinter- und Vordertheils dieſes Fahrzeugs angebracht ſind, kommen jenen, die ich auf der neunten Kupfertafel Nr. 2. angeführet habe, nicht gleich. Und dieſes beweiſet, daß ſie hiezu nicht beſonders geweihet, und daß ihre Geſtalt willkührlich geweſen ſey. Ohngeachtet es eben nichts wichtiges iſt, ſo will ich doch bemerken, daß einer von dieſen Zierrathen, bey den Römern acroſtolium a) geheiſſen habe.

Die achtzehende Kupfertafel.

Nr. 1. und 2.

Dieſe beeden Cylinder ſind in Aegypten gefunden worden. Derjenige den ich Nr. 1. habe abbilden laſſen, iſt von einem ſehr ſchönen lapis lazzuli, der wenig von ſeiner Farbe verlohren hat. Er iſt einen Zoll hoch, und hat acht Linien im Durchſchnitt. Der andere Nr. 2. hat fünf Linien in ſeiner Höhe, und ſechs im Durchſchnitt. Der Stein dieſes leztern Stücks, iſt eine Art eines Jaſpis, von einer grünen in das gelblichte fallenden Farbe, die nicht die geringſte Annehmlichkeit hat. Auf dem einem ſowohl, als auf dem andern von dieſen Cylindern, befinden ſich Figuren und Characrere, die hohl geſchnitten ſind, und die völlig um ſie herum lauffen. Man wird ſie unter einem jeden von dieſen Cylindern, im ganzen antreffen. Die Arbeit daran iſt ſehr gleichförmig, und beſonders die, ſo ſich auf dem Nr. 2. abgebildeten Cylinder befindet; und dieſer leztere iſt noch dazu, durch die Länge der Zeit, an etlichen Orten abgewetzet worden. Nicht nur aber die Art der Arbeit, macht es ſehr ſchwer, dieſe beyden Denckmale zu erklären: ſondern auch die Beſchaffenheit, der darauf angebrachten Vorſtellungen, bedecket einen jeden mit ſo vieler Dunckelheit, daß ich dem Leſer, nichts als Zweifel werde vorlegen können. Dieſes einige kan ich mit Gewißheit verſichern, daß der eine, wie der andere, als eine Art eines Amulets gebraucht worden, das man vermittelſt einer Schnur

a) Das Acroſtolium war der höchſte Theil des Zierraths an dem Vordertheil eines Schiffs, ſo κόλος hieß. Es war wie ein Schiffshacke gemacht, und man kan es mit jenen polirten und ſcharf ſchneidenden Eiſen, die den Endtenhälſen gleichen, und welche die Venetianer an das Vordertheil ihrer Gondeln anmachen, vergleichen. Der Zierrath an dem Hintertheil der Schiffe heißt bey den Griechen ἄφλαστον, bey den Lateinern aber aplustrum.

Schnur an den Hals hieng. Sie ſind von oben bis unten durchbohret; und dieſes iſt hinlänglich, meine Vermuthung zu rechtfertigen. Noch eines kan ich mit einigen Schein der Gewißheit behaupten, daß ſie zum Gebrauch der Perſer ſind gemacht worden. Die Nr. 1. abgebildeten Figuren haben lange, fliegende Röcke an, die denen gleich kommen, welche dieſe alten Völker, nach dem Zeugniße der Schriftſteller a) getragen haben. Die Streife, welche auf dieſen Röcken angebracht ſind, erinnern uns an die lebendigen und abwechſelnden Farben, womit ſelbige wirklich gezieret waren. b) Die Bekleidung der Figur, die am nächſten bey den Hieroglyphiſchen Figuren ſtehet, ſcheinet von einem Zeug von aufgeborſteten Haaren zu ſeyn, der vielleicht von jener Art von Röcken geweſen, welche den Perſern unter dem Namen caunacas bekannt waren. c. Auſſer dieſen erſt berührten Umſtänden, können noch folgende Gründe zur Beſtättigung unſerer Vermuthung dienen; daß erſtlich die drey, auf dieſem Stein geſchnittenen Figuren, Bärte haben, und daß man die Aegyptiſchen Figuren, nie auf dieſe Weiſe abgebildet hat; zweytens daß man die Art einer ſpitzigen Mütze, womit die eine von dieſen Figuren bedeckt iſt, auf einem Perſiſchen Denkmal antrifft, welches Herr Chardin anführet, drittens daß die auf dem Stein vorkommende Figur der Sonne, eine ganz natürliche Anſpielung auf den Dienſt iſt, den dies Volck dieſem Geſtirn leiſtete. Ich halte auch den andern Cylinder Nr. 2. für ein Denkmal der alten Perſer, und zwar theils deswegen, weil die darauf vorkommenden Figuren einen Bart haben, wie die, ſo Nr. 1. abgebildet ſind, theils weil man auf einer von dieſen Figuren, eine platte Mütze erblicket, die vollkommen mit einem Kopfputz übereinſtimmet, den man gar oft auf den perſiſchen Denkmalen antrifft; ingleichen einen Rock, (tunicam) der bis an die Schenckel gehet; welches eine Art der Kleidung iſt, die Strabo d) den Perſen zueignet.

Auſſer dieſen Figuren, befinden ſich auf beyden Cylindern, auch einige Hieroglyphen, die ich aber keinesweges für etwas Perſiſches halte. Man trifft ſie allzu oft auf den Aegyptiſchen Denkmalen an; e) ſie ſind auch viel zu ſehr von denen Characteren, die man auf den Ruinen von Perſepolis findet, unterſchieden, als daß ich dießfalls einen Irrthum begehen könnte. Allein, wer kan es uns ſagen, daß

a) Diodor. Sic. lib. 2. Iuſtin. l. 12. Amm. Marc. l. 23.
b) Diodor. Sic. lib. 6. Aelian. de animal. l. 5. c. 21.
c) Schol. in Veſp. Ariſtoph.
d) Lib. 15 p. 734.
e) Voyage de le Brun.

durch was für einen Zufall einige Perſiſche Figuren, zu Aegyptiſchen Hieroglyphen gekommen ſind? Um dieſe Frage zu beantworten, muß man ſich erinnern, daß die Perſer, hundert und fünf und dreyſig Jahre lang, Herren von Aegypten geweſen ſind; b) daß ſie während dieſer Zeit, viele Gebräuche von dieſem Volke angenommen, welches ſie ſich unterwürffig gemacht, und daß ſie die Künſtler deſſelben, mehr als ihre eigene gebraucht haben. Diodorus von Sicilien c) erzehlet, daß die Perſer, nach der Eroberung Aegyptens, dieſelben zu ſich kommen, und ſie jene prächtigen Paläſte haben aufführen laſſen, die ſie zu Suſan, Perſepolis u. ſ. w. hatten. Und das iſt noch nicht genug. Der P. Sicard, d) ein Jeſuit, hat in Aegypten ein Monument angetroffen, auf dem ſich zwar Hieroglyphen befanden, das aber ein Opfer vorſtellte, welches der Sonne, der Schutzgottheit der Perſer, gebracht wurde. Der P. Montfaucon glaubet, daß man es eben ſowohl den Perſern, die, da ſie Herren von Aegypten waren, vielleicht die Aegyptiſchen Hieroglyphen angenommen haben, als den Aegyptern ſelbſt zueignen könne, weil auch dieſe, den Sonnendienſt von den Perſern können gelernet haben. Man mag aber eine Parthey erwehlen, welche man will, ſo wird es allemal dabey bleiben, daß unter beyden Völkern, ſowohl in Anſehung der Gebräuche, als des Gottesdienſtes, und am allermeiſten in Anſehung der aberglaubiſchen Ceremonien, eine genaue Gemeinſchaft geweſen ſey. e)

Ich glaube daher, daß die Perſer, nachdem ſie in Aegypten den Gebrauch gelernet haben, kleine Cylinder, die mit Figuren und mit Hieroglyphen gezieret waren, an dem Hals zu tragen, ſich einige derſelben haben verfertigen laſſen, worauf man, anſtatt der Aegyptiſchen Gottheiten, ſolche Gegenſtände vorſtellte, die entweder aus ihren Geſchichten, oder aus ihrer Götterlehre genommen waren; und daß man auch einige hieroglyphiſche Figuren hinzu gefüget habe, die, weil ſie nach Art der Gebeter eingerichtet waren, dieſen Amuleten, nach der gemeinen Meynung, eine geheime Kraft mittheilen ſollten. Dieſen Gedancken leihe ich einſtweilen den Aegyptiſchen

b) Diodor. Sic. l. 1. p. 41.

c) Lib. 1. p. 43.

d) Mem. des Miſſ. du Levant. tom. 2. p. 269.

e) Ich muß hier bemerken, daß der P. Montfaucon, die Entdeckung dieſes Monuments, ohne allen Grund, dem P. Bernart zueigne. Der zweyte Band der Nachrichten von den Mißionen nach der Levante, ſchlieſſet ſich zwar mit einem Brief von dieſem Mißionair; man trift aber auch einen Brief von dem P. Sicard darinnen an, und in demſelben wird eigentlich von dem Denkmal Meldung gethan, von dem hier die Rede iſt.

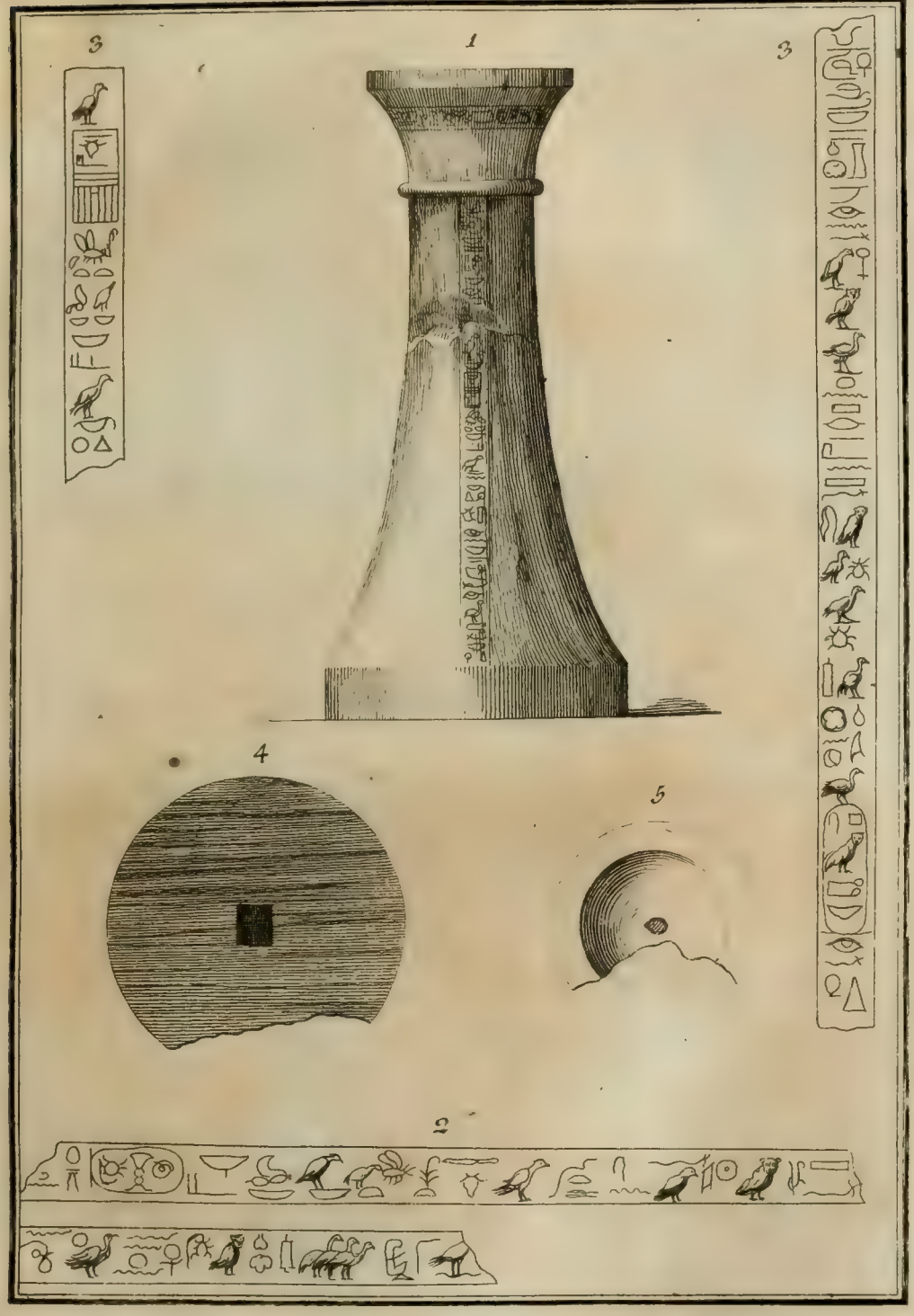
Meiſtern, weil die auf den zween Steinen geſchnittenen Charactere, ſich nicht zu den darauf abgebildeten Figuren reimen, und ſich in keiner natürlichen Ordnung befinden, als nur in Beziehung auf eine Perſon, welche dieſe Figuren an den Hals hieng. Gleichwie aber der Aberglaube keine beſtimmten Geſetze hat, ſo geſchah es bisweilen, daß man gar keine Hieroglyphen auf dieſe Art von Amuleten machte, von denen ich rede. In dem Cabinet der Abtey von S. Germain des Pres, befindet ſich ein ſolches Anhängſtück, welches in Anſehung der Geſtalt, denen die ich vorſtelle, vollkommen ähnlich iſt. Die darauf geſtochenen Figuren ſind perſiſch; aber ohne daß ſich ein Character bey ihnen befindet. Der P. Montfaucon ließ es dabey bewenden, ſolches unter einer Menge Aegyptiſcher Stücke, mit ſtechen zu laſſen, ohne eine Erklärung davon zu geben. Meiner Meynung nach, verfertigten die Aegypter dergleichen Amulete zu ihrem beſonderen Gebrauch, wovon ich jezt einen hinlänglichen Beweis geben will. Nach der Zeit, da die gegenwärtigen Stücke bereits in Kupfer geſtochen waren, habe ich eines erhalten, an dem die Arbeit, den Aegyptiſchen Geſchmack verräth, auf dem ſo gar einige Aegyptiſche Figuren, als z. B. Bilder der Iſis, des Scarabäus u. d. zu ſehen ſind. Ich werde in der Folge bemerken, daß eben dieſer Gebrauch, auch bey den Hetruriern eingeführet worden ſey. Herr Gori a) hat in einem von ſeinen Wercken, ein Stück von Sardonich ſtechen laſſen, welches faſt die nemliche Höhe gehabt haben, und eben ſo durchgebohret geweſen ſeyn muß, wie die beyden Cylinder, von denen in dieſem Artickel die Rede iſt. Es iſt daſſelbe achteckigt. Die Figuren und Sinnbilder, wechſeln auf jeder Seite auf demſelben, ordentlich mit einander ab. Herr Gori glaubte, es ſey zu einem Anhängſtück an den Hals beſtimmt geweſen; und ich gebe ſeiner Meynung um ſo lieber Beyfall, da die Hetruriſchen und Aegyptiſchen Stücke, wenn ſie mit einander verglichen werden, öfters ſolche Gebräuche vorſtellen, die beyden Völkern gemein waren.

Die neunzehende und zwanzigſte Kupfertafel.

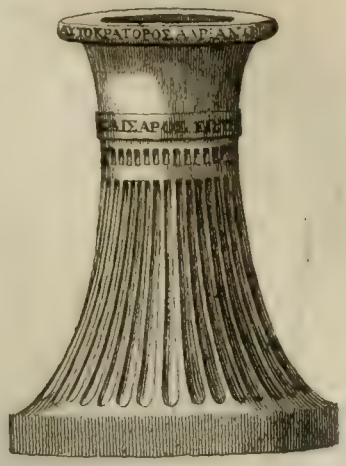
Nr. 1. 2. 3. 4. 5.

Dieſes Denkmal, welches ich ganz von ungefähr in Paris angetroffen habe, iſt von ſchwarzen Marmor. Es iſt mir nicht bald ſo etwas ſonderbares vorgekommen, wie dieſes Stück. Und ich muſte um ſo viel mehr, bey Erblickung deſſelben

a) Muſeum Etruſc. tom. 1. pl. 199.

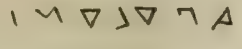

3
1
3
4
5
2

2



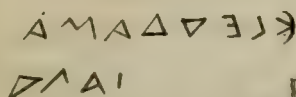
1

3

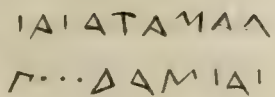


1
ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ ΑΔΡΙΑΝΟ
ΚΑΙΣΑΡΟΣ ΣΩΤΗΡΟΣ

4



5



4

5

ben aufmerksam werden, da ich mich nicht erinnern konnte, jemals ein ähnliches Stück, weder in einem Cabinet, noch in irgend einer Sammlung gesehen zu haben. Ehe ich mich aber mit einer Untersuchung des Gebrauchs einlasse, wozu selbiges, meiner Meinung nach, ehehin mag bestimmet gewesen seyn, will ich solches zuerst beschreiben, und das Maas desselben anzeigen. Dem ersten Ansehen nach sollte man fast glauben, daß es nichts anders sey, als ein blosser Stollen zu einem Geländer; denn der Gestalt nach, kommt es demselben beynahe gleich. Man wird aber gar bald sehen, daß es zu einem weit edlern Gebrauch bestimmet gewesen sey. Die ganze Höhe desselben beträgt zween Schuh, neun Zoll und drey Linien; und in allen seinen Theilen ist es auf seinem Plan vollkommen rund. Gleichwie sich dasselbe aber von seinem Fuß an, bis an den Ort, welcher an dem obern Theil, die Gestalt eines Halses bekommt, nach und nach immer verringert: so hat dieses Denkmal, welches an dem Theil, der auf der Erde ruhet Nr. 4. vierzehen Zoll im Durchschnitt hatte, an dem engsten Ort, der sich mit einem Zierrath, oder mit einem runden Leistenwerk, eines Zolles hoch, endiget, nicht mehr als sechs und einen halben Zoll; von da aber fängt es wieder an, sich auszubreiten, und bis auf eine Höhe von fünf Zoll hinauf zu steigen, solchergestalt, daß der obere Theil des Denkmals, von dem ich Nr. 5. den Grundriß habe abzeichnen lassen, zehen Zoll im Durchschnitt hat. Dieser, einige Zoll tief, ausgeholte Theil, stellet ganz natürlich, eine Art einer Schüssel, oder Opferschale für, in deren Mittelpunct sich ein Loch befindet, so ungefähr drey Zoll tief ist, und von dem ich, in der Folge, die Ursache angeben werde. Indessen kan man sich leicht vorstellen, daß das andere, eben so tiefe Loch, welches sich unten an dem Denkmal befindet, zu keinem andern Endzweck gedienet habe, als solches auf dem Pflaster des Ortes vest anzumachen, wo es vor Alters seinen ordentlichen Platz hatte. Es wäre aber Schade, wenn man seinen Contour nicht recht deutlich hätte in das Gesicht bekommen sollen. Dieses hat mich auch bewogen, dieses Monument auf ein Fusgestell, oder auf ein viereckigts Gesims, das zween Zoll und zehen Linien in der Höhe hat, aufzustellen. Ohngeachtet seines grossen Alterthums, und der Gefahr, welcher es auf dem Wege bis zu uns, unterworffen gewesen seyn mag, ist es nur an einigen wenigen Orten schadhaft. Aber auch diese Brüche hindern uns nicht, von demjenigen zu urtheilen, was es mag gewesen seyn, ehe es diese Veränderungen erlitten hat. Die Hieroglyphen, womit es gezieret ist, sind gegenwärtig noch immer so unversehrt, als wie sie aus der Hand des Kupferstechers kamen. Man kan auch die Zierlichkeit und Feinheit, mit welcher er sie gestochen hat, nicht genug bewundern. Der Künstler hat sie zwischen zwo Parallellinien eingeschlossen, welche gleichsam zwo

Abtheilungen, oder zwey Felder machen, die von gleicher Breite ſind; denn das engſte hat dreyzehen Linien; das andere aber hat nur eine Linie mehr. Die erſte von dieſen Abtheilungen, läuft an dem obern Theil des Denkmals, ein wenig unterhalb der Leiſte, welche den Umfang des obern Theils, oder den Tiſch des Altare bezeichnet, herum. Die andere Abtheilung fängt bey dem Simswerk an, und gehet in einer geraden Linie, bis auf die Leiſte hinab, welche das Ende dieſes Denkmals von unten ausmacht. Ich habe die eine ſowohl, als die andere, beſonders ſtechen laſſen, damit man ſie deſto genäuer möge ſehen können. Das, was von der herumlauffenden Abtheilung, noch übrig iſt, (denn es iſt faſt ein Drittel davon mit dem Marmor, der an dieſem Ort zerſtoſſen iſt, abgeſprungen) wird Nr. 2. vorgeſtellet; Nr 3. aber ſind die Hieroglyphen des ſenkrechten Feldes, in zween Theile abgetheilet, vorgeſtellt; indem die Gröſſe der Kupfertafel nicht erlaubte, ſie auf eine andere Art vor Augen zu legen. Man verliehret aber nichts dabey; denn ich habe dieſe Hieroglyphen eben ſo abzeichnen laſſen, wie ſie ſich auf dem Monument ſelbſt befinden, wo der Bruch des Marmors das Feld abtheilet, und einen Zwiſchenraum macht, welcher eine leere Stelle in der Reihe der Charactern läßt, wie man ſolches leicht auf der Kupfertafel ſehen kan. Noch eines muß ich von der Einrichtung der Charactere ſelbſt bemerken. Einige derſelben gehen auf einer wagrechten Linie fort; und die anderen ſtehen auf einer ſenkrechten Linie. Und dieß ſcheinet mir ein Beweis zu ſeyn, daß die Aegypter, ihre Bilderſchrift, nicht immer auf einerley Weiſe einzurichten gewohnt geweſen. Man trift auch in der That, in Anſehung der Schrift, auf ihren meiſten Denkmalen, verſchiedene dergleichen Varietäten an.

Ich bin überzeugt, daß das gegenwärtige Monument, nichts anders als ein **Aegyptiſcher Altar** ſey. Die Gründe, welche ich jetzt meinen Leſern vorlegen will, werden ſie, wie ich hoffe, hievon ebenfalls überzeugen. **Paul Lucas** a) zeichnete in Oberaegypten ein Denkmal ab, wo man vier Prieſter erblicket, die mit dem Opfer einer Ganß beſchäftiget ſind. Der Altar, auf dem dieſes Thier ſchon geopfert, oder geſchlachtet zu ſeyn ſcheinet, iſt dieſem, welchen ich hier habe in Kupfer ſtechen laſſen, ſo vollkommen ähnlich, daß dieſes einzige Exempel genug wäre, die Sache, welche ich gegenwärtig unterſuche, zu entſcheiden. Allein ich kan noch andere Zeugniſſe anführen, welche dieſelbe in ein noch weit helleres Licht ſetzen. **Herodotus** b) meldet an einem Orte, daß die Aegypter die erſten geweſen ſind, welche den Göttern, Tempel, Statuen und Altäre geweihet; Und an einem

a) Montfauc. Suppl. de l'Antiquité tom. 2. p. 122.
b) Herod. lib. 2. c. 4.

nem andern Orte ſchreibet eben dieſer Schriftſteller, c) daß die Griechen ihre gottesdienſtlichen Gebräuche und Ceremonien von ihnen gelernet haben. Hieraus läßt ſich dieſer richtige Schluß ziehen, daß ſie von ihnen, auch den Gebrauch und die Geſtalt der Altäre gelernet haben. Es kommt alſo jetzt nur auf eine Unterſuchung an, ob die Altäre der Griechen, eine Aehnlichkeit mit demjenigen hatten, den ich vorhin beſchrieben habe.

Unter den Denkmalen, welche der Abt Fourmont, auf ſeiner Reiſe nach der Levante, die er auf Befehl des Königs anſtellete, hat abzeichnen laſſen, befinden ſich fünf Altäre, welche ich hier dem Leſer vorlegen will, damit derſelbe ſelbſt im Stande ſeyn möge, ſie mit demjenigen zu vergleichen, welchen ich den Aegyptern zueigene. Der Nr. 1. erſcheinende Altar, wäre zwar zu dieſer Vergleichung ſchon hinlänglich geweſen. Alleine auſſerdem, daß uns die übrigen belehren, daß die Griechen, in der Geſtalt ihrer Altäre, einen gröſſern Unterſchied zu beobachten pflegten, als die Römer, habe ich mich dieſer Gelegenheit bedienen wollen, etwas weniges von den Entdeckungen zu ſagen, welche wir der Reiſe des Abt Fourmont zu dancken haben. Die beſondern Inſchriften, welche er in Griechenland entdecket hat, und die man noch immer auf der königlichen Bibliotheck aufbewahret, werden niemals anders, als nur ſtückweis, theils in den Abhandlungen der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, theils in beſondern Sammlungen von Alterthümern bekannt gemacht werden können. Es iſt derſelben eine ſo groſſe Menge, und der Unterſchied der Charactere, würde eine ſo ungeheure Anzahl Kupfertafeln erfordern, daß die Koſten, die man darauf wenden müſte, ſie alle ſtechen zu laſſen, die Vortheile ſehr weit übertreffen würden, welche ſich die Wiſſenſchaften davon verſprechen könnten.

Herr Fourmont, der vor kurzem aus Aegypten zurück gekommen iſt, wo er ſich eine Zeitlang aufgehalten hat, um ſich in der Coptiſchen und Arabiſchen Sprache zu üben, und der ſeinen Oncle, den Abt Fourmont, auf ſeiner Reiſe nach Griechenland begleitet hat, gab mir die Verſicherung, daß die fünf, auf dieſer Kupfertafel vorgeſtellten Altäre, auf ihrer Oberfläche ein wenig ausgehölet geweſen; ferner, daß man in der Mitte eben dieſer Oberfläche, ein Loch geſehen, welches etliche Zoll tief war; und daß endlich zwey derſelben, am Rande, einige andere, aber viel kleinere Löcher gehabt, in denen er Bley und Ueberbleibſel von einer Löte angetroffen habe. Ich ſollte faſt glauben, daß die Löcher dazu möchten ge-

c) Ibid. c. 58.

dienet haben, ein weites Becken von Kupfer daran feſt zu machen, oder das Opfer deſto bequemer darauf zu bringen, oder vielmehr die Aſche davon, mit wenigerer Mühe zuſammen zu kehren. Es waren auch Klammern, oder Nägel von Metall daran, an die man die Opfer zu beveſtigen, oder anzubinden pflegte. Das Loch, welches auf dem Tiſch des Aegyptiſchen Altars angemerket iſt, und das ich auf dem Abriß, den ich auf der neunzehenden Kupfertafel Nr. 5. davon machen laſſen, angezeiget habe, mag vielleicht zu eben dem Gebrauch gedienet haben.

Ich will die fünf griechiſchen Altäre, die ich in Kupfer habe ſtechen laſſen, insbeſondere beſchreiben, und zugleich die Erklärung der Inſchriften hinzuſetzen, die man auf denſelben lieſet, welche mir der Abt Barthelemy mitgetheilet hat.

Nr. 1.

Dieſer Altar iſt drey Schuh hoch. Er iſt von weiſſen Marmor, und wurde in der Kirche des Heil. Johannes des Evangeliſten, zu Magoula, nahe bey dem alten Sparta gefunden. Die Inſchrift, die man auf demſelben antrift, möchte dem Buchſtaben nach, alſo lauten: des Kayſers Hadrianus Cäſars Erretters oder Erhalters. Ehe ich den Verſtand dieſer Worte erkläre, muß ich bemerken, daß ſich dieſer letztere Titel, auch auf einer andern Inſchrift eben dieſes Kayſers befinde, ſo zu Smyrna entdecket worden iſt; a) und daß derſelbe alſo nicht hinreichend wäre, zu beweiſen, daß diejenige, welche den Altar erbauet, beſondere Wohlthaten von dem Kayſer Hadrianus empfangen hätten, wenn man nicht anderſt woher wüſte, daß dieſer Kayſer, mehr als einmal, Griechenland durchgereiſet, und ſich auf ſeinen Münzen gerühmet habe, die Provinz Achaja wieder erobert zu haben, welche zu ſeiner Zeit, nebſt andern Ländern, den ganzen Peloponeß unter ſich begrief. Die Griechen legten ihm die ſtolzeſten Titel bey; und bey dieſer Gelegenheit wurde der Name eines Erretters nicht vergeſſen, der aber, bey dem häufigen Gebrauch, den man von demſelben machte, beynahe aufgehöret hatte, für etwas beſonders angeſehen zu werden. Es iſt bekannt, daß Ptolemäus der erſte, König von Aegypten, Antiochus der erſte, die Könige von Syrien, Demetrius der erſte und dritte dieſes Namens, ſolchen, auf ihren Münzen geführet, und daß man ſolchen auch andern griechiſchen Königen, die ſich eben nicht die geringſte Mühe gegeben, ſelbigen zu verdienen, beygeleget habe, und daß endlich in den ſpätern Zeiten, die Griechen dieſen Titel dergeſtalt gemißbrauchet,

a) Voyage de Wheler tom. 1. p. 264.

chet, daß sie sogar einen Nero, mit dem Namen eines Erhalters der ganzen Welt beehret haben. Man möchte zwar glauben, daß sie etwa nur die Worte: Salus generis humani, die sie auf einigen Münzen antraffen, welche zu Ehren der ersten Römischen Kayser zu Rom waren gepräget worden, in ihre Sprache haben übersetzen wollen: Allein man wird doch auch nicht in Abrede zu seyn begehren, daß die Griechen, in dieser Art der Schmeicheley, keine Muster nöthig gehabt haben.

Nimmt man an, daß die obige Inschrift auf dem Altar, noch ganz sey, so lassen sich zweyerley Auslegungen von derselben angeben. Entweder sie will so viel sagen, daß dieser Altar, auf Befehl des Kayfers Hadrianus, zur Ehre einer gewissen Gottheit sey aufgerichtet worden: oder, sie bedeutet so viel, daß er diesem Kayser selbst sey geweihet gewesen. Wenn man jenen Begriff hätte ausdrücken wollen, so würde man nicht unterlassen haben, den Namen derjenigen Gottheit zu nennen, deren Gunst, der Kayser, durch diesen Beweiß seiner Verehrung zu erlangen suchte. Daher scheinet mir auch die zweyte Auslegung, um so viel richtiger zu seyn, weil man daraus abnehmen kan, wie begierig dieser Kayser gewesen sey, noch bey seinen Lebzeiten, Theil an der Ehre der unsterblichen Götter zu nehmen. Die Geschichtschreiber a) erzehlen uns, daß er in der Stadt Athen, sich selbst einen Altar geweihet, und den Griechen die Erlaubniß ertheilet habe, ihm zu Ehren verschiedene Tempel aufzurichten. b)

Allein wir haben gar nicht einmal nöthig, uns weit von Magoula zu entfernen, wo dieser Altar angetroffen worden ist. Der Abt Fourmont hat zwo Inschriften angeführet, die man zu Sparta entdecket hat, auf denen dieser Kayser, den Namen ΘΕΙΟΤΑΤΟΣ, der allergöttlichste, führet. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß die Einweihungsformeln, welche auf den alten Monumenten gebraucht werden, insgemein auf eine andere Art eingerichtet sind, und daß es nicht sowohl heissen sollte, des Kayfers Hadrianus, sondern vielmehr dem Kayser Hadrianus. Allein diese Regel ist doch nicht so allgemein, daß man nicht einige Exempel anführen könnte, welche von derselben abweichen. Sosimus c) meldet, daß man auf dem Marsfeld zu Rom, einen Altar ausgegraben habe, auf dem diese Worte stunden: Des Pluto und der Proserpina. Man verstunde hier das Wort Altar

a) Spart. p. 7.
b) Dio. lib. 69. p. 795.
c) Lib. 2.

Altar darunter, welches auch auf verſchiedenen ähnlichen Monumenten ausgedruckt iſt, auf denen man lieſet: Ara Solis, Ara ventorum, Ara Neptuni u. d. Vielleicht iſt dieſes Wort, auf dem Altar, den man zu Magoula gefunden hat, ebenfalls darunter verſtanden worden; vielleicht iſt es auch ausgelöſchet worden; vielleicht iſt aber auch nicht nur das Wort Altar, ſondern auch der Titel Auguſtus, bey dem Namen Hadrianus geſtanden, den man ebenfalls nicht mehr auf dieſer Inſchrift lieſet, ohnerachtet derſelbe, natürlicher Weiſe, bey dem Worte Caeſar ſtehen ſollte.

Nr. 2.

Dieſer Altar hat keine Inſchriften. Man hat ſolchen in der Stadt Athen gefunden. Er iſt von weiſſen Marmor und drey Schuh hoch.

Nr. 3.

Die Stadt Amyclae, welche Lacedämon gegen Mittag, und nur ungefähr eine Meile davon entfernet lag, hatte in ſeinen Mauern, einen von den allerälteſten und berühmteſten Tempeln von Griechenland. a) Derſelbe wurde gegen das Jahr 1480. vor der gemeinen Zeitrechnung erbauet; b) und noch zu den Zeiten des Pauſanias, welcher um die Mitte des zweyten Jahrhunderts, nach der gemeinen Zeitrechnung lebte, wurde Apollo daſelbſt verehret, als welchem dieſer Tempel geweihet war. c) Der Abt Fourmont hat unter den Ruinen deſſelben, das Verzeichniß der Prieſterinnen angetroffen, welche an demſelben dieneten. Dieß iſt eine von den allerälteſten Inſchriften, die aus dem Alterthum bis auf uns gekommen ſind. Und da ſie nicht nur die Namen dieſer Prieſterinnen, ſondern auch ſo gar die Jahre ihres Prieſterthums in ſich enthält, ſo könnte dieſelbe die Zeitrechnung in ein ungemein groſſes Licht ſetzen, wenn ſie noch ganz wäre. Unterdeſſen kan ſie doch, in dem Stande, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet, der Philologie nützliche Dienſte leiſten. Unter eben dieſen Ruinen hat man auch den dritten Altar entdecket, welcher auf der zwanzigſten Kupfertafel abgebildet worden iſt. Das darauf befindliche Wort ΑΠΟΛΟΝΙ beweiſet, daß ſolcher dem Apollo gewidmet geweſen. Dieſes Wort iſt von der rechten Hand, gegen die Linke zu, geſchrieben worden. Eine Schreibart, welche die Griechen von den Morgenländern entlehnet haben, von denen ſie ihr Alphabet bekamen. Das Wort Apollo, iſt nur mit einem Λ (Lambda) geſchrieben,

a) Polyb. l. 5. p. 367. Edit. Caſaub.
b) Polyb. ibid.
c) Philoſt. de vita Apoll. lib. 3. c. 14.

ſchrieben, ſo wie man es auch gar oft auf andern Inſchriften antrift, die zu Lacedämon gefunden worden ſind. Die O (Omicron) haben die Geſtalt eines Triangels; und eines von dieſen Omicron, vertritt hier die Stelle des Omega, deſſen Gebrauch die Griechen gar ſpäte haben kennen gelernet. Alle dieſe Seltſamkeiten, und verſchiedene andere, die ich noch anführen könnte, bewegen mich zu glauben, daß dieſes Denkmal, acht bis neun Jahrhunderte, vor der gemeinen Zeitrechnung müſſe verfertiget worden ſeyn. Ubrigens iſt es von ſchwarzen Marmor, und hat drey Schuh in der Höhe.

Nr. 4.

Fünf hundert Schritt von dem Tempel des Apollo zu Amyclae, hat der Abt Fourmont einen andern kleinen Tempel entdecket, von dem er, in den Abhandlungen der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, a) eine Beſchreibung mitgetheilet hat. Eine Inſchrift, die mit ſehr alten Buchſtaben, auf dem Vordertheil deſſelben befindlich iſt, belehret uns, daß ſolcher der Göttin Onga, von dem Könige Euroras zu Lacedämon, ungefähr 1500. Jahr vor Chriſti Geburt ſey geweihet worden. Es ſcheinet, als hätten die Phönicier, unter dem Namen Onga, eben die Gottheit verehret, welche bey den Griechen, unter dem Namen der Minerva bekannt geweſen iſt. b) Bekanntermaſſen aber hat man dieſe Gottheit ſehr zeitlich zu verehren angefangen; und vielleicht iſt es Cadmus geweſen, welcher die gottesdienſtliche Verehrung derſelben, in der Stadt Theben angeordnet hat. c) Wir wiſſen aber nicht, ob der Dienſt derſelben, auch in dem mittägigen Theil des Peloponeß ſey eingeführet worden; und da es nicht ſcheinet, daß derſelbe nach Böotien gekommen, ſo iſt die Vermuthung gar wahrſcheinlich, daß ſolcher von den Phöniciern in dieſe Gegend gebracht worden. Zwey Basreliefs, die man in dem Tempel der Onga gefunden, welche Gefäße, Meſſer, Füſſe, Hände, und andere Theile des Cörpers vorſtellen, ſollten uns faſt auf die Gedanken bringen, daß man dieſer Gottheit menſchliche Opfer gebracht habe; wenigſtens belehren ſie uns, daß in ihrem Tempel, zu ihrem Dienſte Prieſterinnen beſtellet geweſen. Man lieſet auf einem von dieſen Basreliefs: ΛΑΓΑΓΕΤΑ ΑΝΤΙΠΑΤΡΟΥ ΙΕΡΕΙΑ. Layageta eine Tochter des Antipater Prieſterin.

a) Tom. 15. p. 402.

b) Steph. Ὄγκαιαι. Heſychius Ὄγγα.

c) Scholiaſt. Aeſchyl. p. 103. Edit. Stanlei.

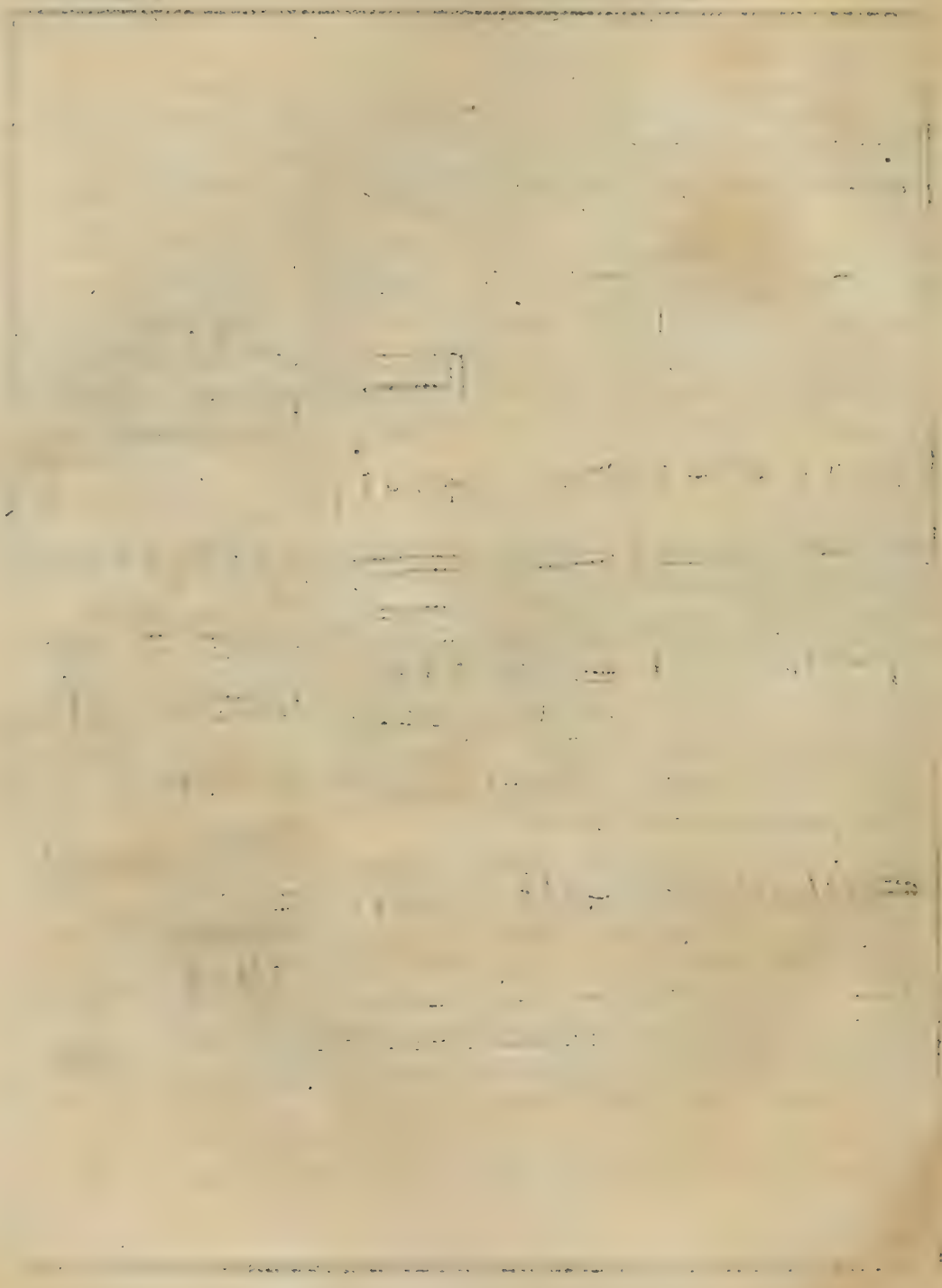
Auſſer dieſen hat das Monument, von dem ich hier rede, nichts dunkles mehr. Es iſt ein Altar, auf dem man die Worte lieſet ΚΛΕΟΔΑΜΑ ΟΓΑΙ, Cleodama der Ongâ; oder Cleodama hat dieſen Altar der Göttin Onga geweihet. Die Inſchrift iſt ſo abgefaßt, daß die zwo Zeilen, wechſelsweiſe, von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten gehen, welche Art zu ſchreiben man βουϛροφηδὸν γραφειν nennet. In dem Worte ΟΓΑΙ, iſt nur ein einziges Γ (Gamma) weil man damals die doppelten Buchſtaben zu vermeiden ſuchte. Da endlich die Inſchrift nach dem doriſchen Dialect abgefaßt iſt, ſo muß ſich der Dativus in dem Worte ΟΓΑ, wieder mit einem A endigen, ſtatt deſſen iſt aber ein I geſetzet worden, welches vor Alters dieſen Nennfall anzeigte, und den man nach der Zeit, durch ein untergeſchriebenes I auszudrücken pflegte. Dieſer Altar, welchen ich für eben ſo alt halte, wie den vorhergehenden, iſt von ſchwarzen Stein, und hat in der Höhe zwey und einen halben Schuh.

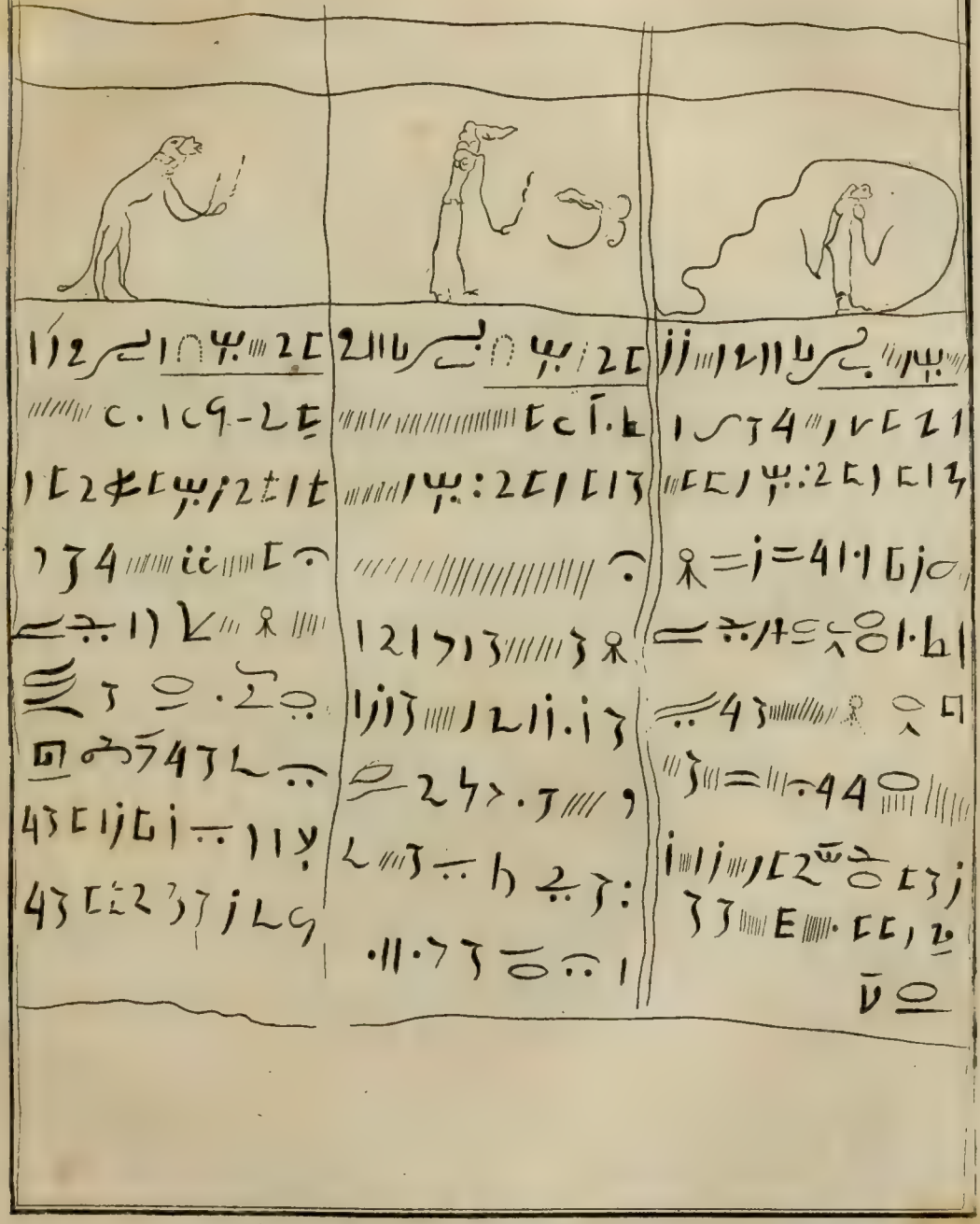
Nr. 5.

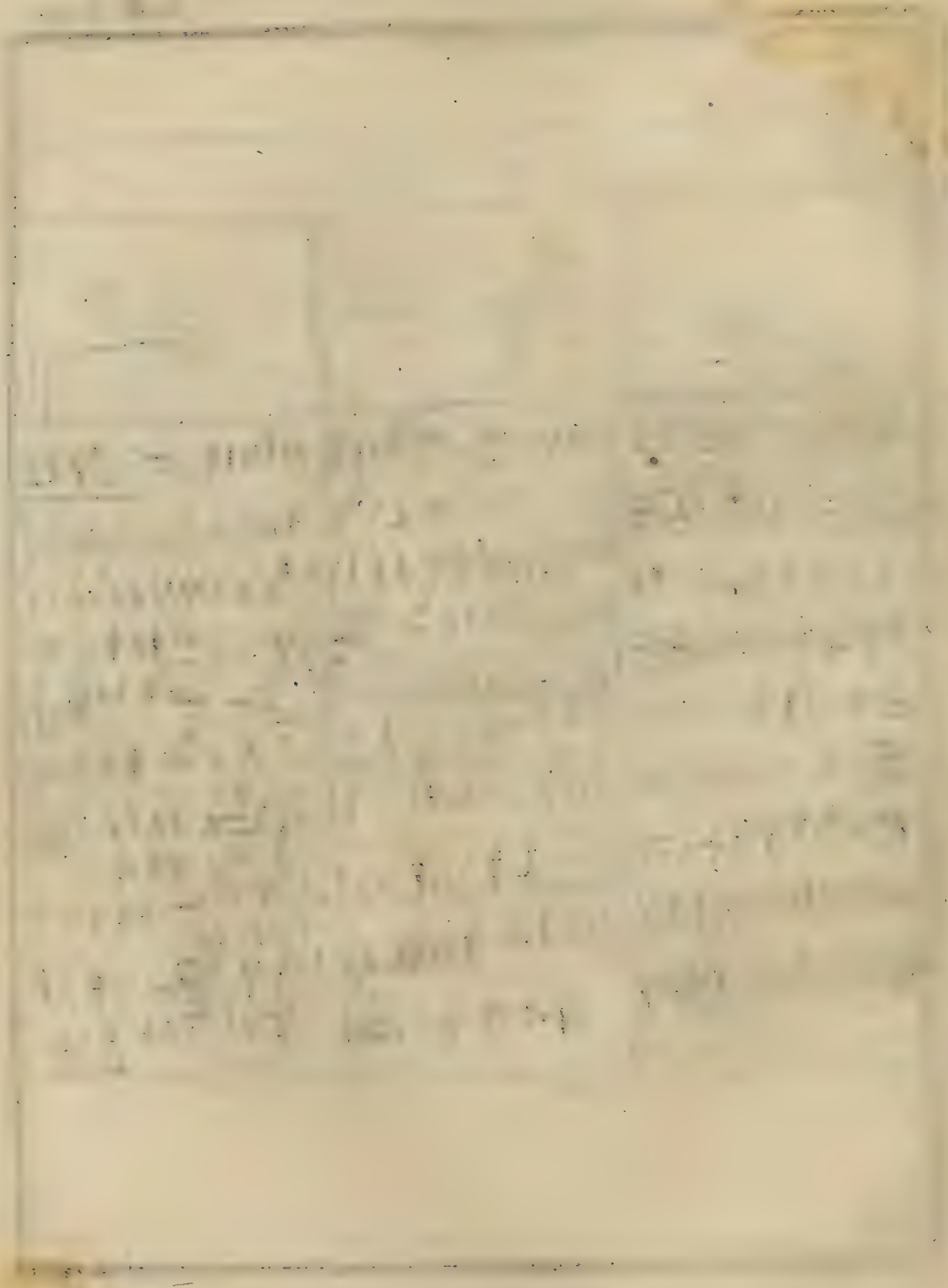
Der hier vorgeſtellte Altar iſt eben ſo hoch, und aus dem nemlichen Stein gemacht, auch an eben dem Ort gefunden worden, wie der vorhergehende. Die Inſchrift darauf iſt nicht mehr ganz; die zwey Worte aber, ſo noch übrig ſind, laſſen vermuthen, daß dieſer Altar der Onga, von einer Demerria, die vielleicht eine Prieſterin ihres Tempels war, ſey geweihet worden.

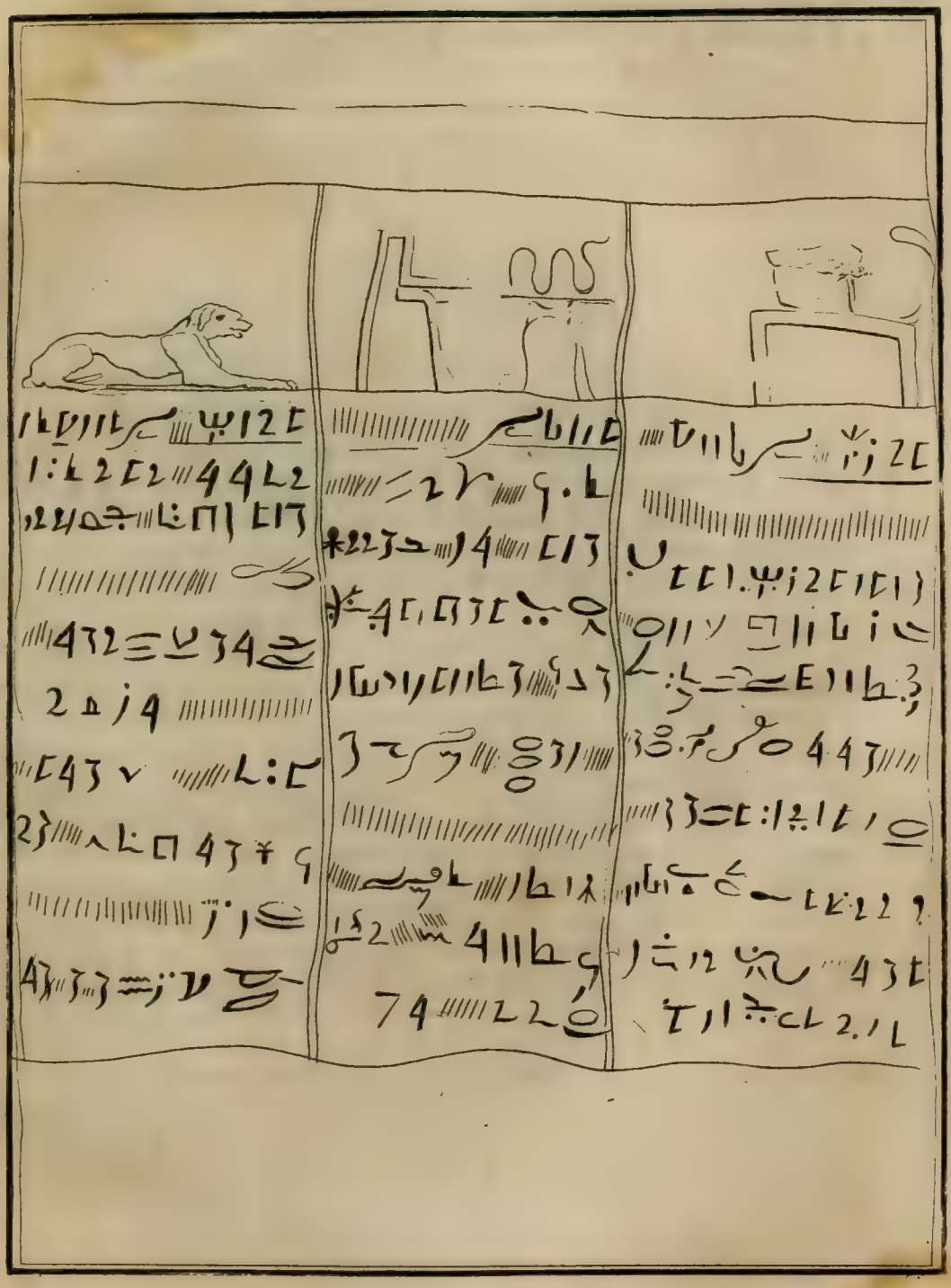
Die ein und zwanzigſte bis ſechs und zwanzigſte Kupfertafel.

Die fünf Kupfertafeln, die ich hier erklären will, ſtellen einen Streif, oder ein Stück von einer Leinwand für, welches mir ehehin zugehöret hat, und das ſich gegenwärtig in dem Cabinet der H. Genovefa befindet. In der Länge hat es zween Schuh, vier Zoll, ſechs Linien; die Höhe beträgt ſechs Zoll, und ungefähr ſieben Linien; denn die Enden deſſelben ſind ausgefranzt, und folglich ungleich. Es iſt in verſchiedene Columnen, oder Felder abgetheilet, deren Stellung man, mit einem einigen Blick beſſer erkennen kan, als aus einer noch ſo genauen Beſchreibung. Es iſt nur auf der einen Seite beſchrieben; die Schrift ſelbſt aber iſt ſchwarz, nur die erſten Worte einer jeden Columne, ſind auf dem Original mit rothen Buchſtaben gemacht; in der Copie ſind ſie unterſtrichen. Die Buchſtaben ſind mit einer ſteifen Fauſt geſchrieben,









ben, welches mit dem Pensel nicht wohl hat geschehen können. Die Abtheilungs- und Absonderungslinien sind nur nach dem Gesicht, und ohne Regel gezogen worden. Die blos mit einem Zug gezeichneten Figuren, sind durch keine Farbe erhöhet worden; ich kan aber versichern, daß sie mit einem solchen Geist, und mit einer solchen Leichtigkeit gemacht sind, daß sich weit lebhaftere Völker, als die Aegypter waren, derselben nicht schämen dürften.

Dieser Streif von Leinwand hat am Ende eine Art einer zierlichen Einfassung, welche ausser verschiedenen Worten, einige roth gemahlte Gefäse und Vierecken in sich schliesset; welche Farbe ohne alle Sorgfalt aufgetragen ist, und vielleicht so viel anzeigen sollte, daß diese Cörper von gebrannter Erde gewesen sind.

Die Figuren, welche über den Columnen gezeichnet sind, gehen von der rechten zur linken Hand; bey der Schrift aber ist es gerade umgewendet. Diejenigen, welche dieses Monument, auch in den kleinern Stücken, noch genäuer wollen kennen ernen, können in dem zweyten Band des Anhangs zu den erklärten Alterthümern, die vier und funfzigste Kupfertafel aufschlagen, wo dasselbe in Kupfer gestochen ist. Allein man darf der Copie, die der Autor davon vorlegt, nicht ganz sicher trauen. Da man dieselbe genäuer untersuchte, hat man gefunden, daß viele Fehler mit untergeschlichen sind. Dieses bewog mich auch, dieses Monument auf das neue bekannt zu machen, und selbiges so genau, als möglich, vorzustellen. Zu dem Ende war es nöthig, selbiges mit dem gröften Fleis durchzustudiren, alle wohl ausgedruckte Buchstaben aufzusuchen, sie in eine gewisse Ordnung zu bringen, und sich derselben zur Entdeckung der übrigen, die nicht leserlich sind, zu bedienen. Wenn ich auch durch wiederholte Versuche nicht im Stande war, einige Worte, von denen nichts, als nur noch etliche schwache Züge übrig geblieben, herauszubringen, so habe ich solche lieber gar übergehen, und ihre Stelle mit kleinen Strichen bezeichnen, als sie unter einer fremden Gestalt vorstellen wollen. Dadurch hat meine Copie mehr leere Stellen bekommen, als auf dem Original befindlich sind: ich habe mich aber bemühet, die verschiedenen Arten der Buchstaben, die man auf demselben siehet, anzuführen; und dieses mag genug seyn.

Nach der Meinung des P. Montfaucon, diente dieses Stück Leinwand zur Bedeckung einer Mumie. Man siehet auch wirklich, daß es mit Hartz überstrichen gewesen ist. Die braune Farbe aber, die es durch diese Zubereitung bekommen, ist gegenwärtig nicht mehr so sichtbar, als ehehin, da es noch mein gehörte. Denn man hat

es vor kurzen, in der Abſicht, es beſſer zu erhalten, auf eine friſche Leinwand geleimet; ohne die erſtere Zurichtung aber würde es ſchwerlich bis in unſere Hände gekommen ſeyn.

Die Aegypter machten bisweilen auf die ſchmalen Binden der Mumien, Hieroglyphen, oder eigentlich ſo genannte Buchſtaben. Der P. Kircher a) hat verſchiedene Trümmer Leinwand, die mit Sinnbildern bezeichnet waren, in Kupfer ſtechen laſſen, welche er mit eben ſo guten Erfolg erkläret hat, als diejenigen, die ſich auf den Obelisken befinden. Auch hat Herr Maillet, franzöſiſcher Conſul zu Cairo, zu Anfang dieſes Jahrhunderts, eine Mumie geſehen, um welche ſich ein Streif von Leinwand befand, der mit Figuren und Characteren gezieret war. Da dieſer Streif in Stücken war zerriſſen worden, ſo ſammelte Herr Maillet, ſechs bis ſieben Ellen aus acht Stücken zuſammen, die er nach Frankreich an den Canzler von Pontchartrain ſchickte. Sie ſind nach der Hand zerſtreuet worden, und ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß das, auf dieſen Kupfertafeln geſtochene Stück, einen Theil davon ausgemacht habe.

Nun will ich meinen Leſern einige Betrachtungen mittheilen, die man mir über dieſes Denkmal an die Hand gegeben hat.

Der P. Montfaucon war überzeuget, daß dieſer Streif Leinwand, einen Aegyptiſchen Calender vorſtelle, und zwar aus dieſem gedoppelten Grunde, weil erſtlich über den zwölf Haupteolumnen ſolche Figuren ſtehen, von denen einige mit denenjenigen übereinkommen, die in dem Thierkreiß der Griechen befindlich ſind; zweytens weil die erſten Worte einer jeden Columne, deswegen roth ſcheinen geſchrieben zu ſeyn, weil ſie die Namen eines jeden Monats anzeigen ſollten. Wir wollen dieſe Gründe kürzlich prüfen.

Man wird ſich erinnern, daß dieſes Stück Leinwand, zur Bedeckung einer Mumie gedienet habe. Dieſes macht die Meinung des P. Montfaucon, ſchon ſehr zweifelhaft. Man dürfte ſich freylich nicht wundern, wenn ein Volk, ſo das allerabergläubigſte auf dem Erdboden geweſen iſt, auf dergleichen Stücke Leinwand, entweder Flüche wider die böſen Genios, oder Wünſche an die zwölf groſſen Götter, die es anbetete, gezeichnet hätte. Allein warum ſollte es einen Calender darauf gemacht haben, der ja eigentlich zur ordentlichen Einrichtung des bürgerlichen Lebens beſtimmt war, und den Todten nicht den allergeringſten Nutzen ſchaffen konnte? Da übrigens dieſer Streif, nur ein Fragment iſt, ſo darf man auf demſelben auch nicht mehr,

als

als nur einen kleinen Theil des ganzen, ſo es vorſtellen ſollte, ſuchen; es iſt auch leicht zu vermuthen, daß unter den andern Trümmern, die verlohren gegangen ſind, einige geweſen ſeyn müſſen, auf denen eine noch gröſſere, oder auch geringere Anzahl Columnen und Abtheilungen, oder Felder geſtanden ſind. Zudem iſt es uns auch nicht bekannt, unter was für einer Geſtalt die Aegypter, die Zeichen des Thierkreiſes vorzuſtellen pflegten; ſo viel aber iſt richtig, daß die oberhalb den Columnen ſich befindende Figuren, ſelbige nicht anzeigen können. Einige derſelben haben einerley Sinnbilder, und die meiſten derſelben befinden ſich auf den Aegyptiſchen Denkmalen, ohne daß ſie die geringſte Beziehung auf einander hätten, oder mit dem Lauf der Sonne, oder mit der Einrichtung des Thierkreiſes in einem Verhältniß ſtünden. Auf den ſchmalen Bändern der Mumien, die der P. Kircher a) bekannt gemacht hat, ſiehet man, unter einer Menge von hieroglyphiſchen Figuren, welche eine gottesdienſtliche Ceremonie anzuzeigen ſcheinen, verſchiedene, die denſelben ähnlich ſind. Auf einem Abraxas, den dieſer gelehrte Jeſuit anführet, b) befindet ſich eine Reihe von eilf, bis zwölf Figuren, von denen einige aufrechts ſtehen, andere aber auf den Krümmungen einer Schlange ſitzen, faſt alle aber die abgeſtreifte Haut von Thieren auf dem Haupt haben. Es iſt zwar wahr, daß ſie der P. Kircher, für die Zeichen des Thierkreiſes angeſehen hat. Da aber dieſe eingebildeten Zeichen, in vielen Stücken von denen unterſchieden ſind, welche nach der Meinung des P Montfaucon auf unſerm Denkmal abgebildet ſind, ſo ſiehet man leicht, daß die Meinungen dieſer beyden Alterthumsforſcher ſo beſchaffen ſind, daß eine die andere widerleget, und daß dieſe Figuren, ſchlechterdings nichts anders vorſtellten, als einige von jenen Fenüs, mit denen die Götterlehre der Aegypter, die ganze Welt angefüllet hatte, und die man unter den allerſeltſamſten Figuren abbildete. Man ſiehet eine andere Reihe ſolcher Figuren, über einer Aegyptiſchen Inſchrift, die der P. Montfaucon bekannt gemacht hat. Es ſind ihrer an der Zahl zwölf; Es wundert mich daher, daß man ſich nicht durch dieſe Zahl habe bewegen laſſen, aus der gedachten Inſchrift einen Calender zu machen.

Will man daraus, daß der Name eines jeden Monats, mit rothen Buchſtaben, zu Anfang einer jeden Columne geſchrieben iſt, einen Beweis hernehmen, daß das Denkmal, welches wir vor uns haben, ein Calender ſey, ſo iſt derſelbe ſehr ſchwach, und nichts iſt leichter, als ſich von dem Gegentheil zu überzeugen. Die Namen der Aegyptiſchen Monate, trift man noch in den griechiſchen Schriftſtellern an,

a) Oedip. Aegypt. tom. 3. p. 424.
b) Tom. 2. p. 161.

ſie ſind uns auch durch die Copten erhalten worden. Und ob wir gleich nicht wiſſen, wie ſie die Aegypter abbildeten: ſo wiſſen wir doch ſo viel, daß ſie ſolche nicht alle auf einerley Art und Weiſe geſchrieben haben. Zum Exempel der Name des Monats Thoth, und der Name des Monats Epiphi, haben keinen Buchſtaben, der ihnen beyden gemein wäre; und die Wörter Pharmuti und Choiac, womit zwey andere Monate des Aegyptiſchen Jahrs angezeiget wurden, ſind offenbar ſehr weit von einander unterſchieden. Nun aber ſind die, auf unſerm Streif Leinwand, roth geſchriebenen Buchſtaben, mit einerley Buchſtaben geſchrieben, wenigſtens iſt die Anzahl derſelben durchgehends gleich. Ich behaupte dieſes nicht ohne Grund, indem ich durch die allerſorgfältigſte Unterſuchung, die ich angeſtellet habe, davon überzeuget worden bin. Ich habe auch alle nur mögliche Verbindungen verſuchet, um die Muthmaſſung des P. Montfaucon zu rechtfertigen; ſie verdiente auch dieſe Aufmerkſamkeit. Denn wenn wir zwölf Worte, aus der Aegyptiſchen Sprache hätte leſen können, ſo würden wir dadurch einen Theil ihres Alphabets bekommen haben. Allein meine mehrmals wiederholten Verſuche, haben mir weiter zu nichts genutzet, als daß ich jezt das Recht habe, meine Unwiſſenheit, ſowohl in Anſehung der Inſchrift, als der Figuren, womit ſie begleitet iſt, offenherzig zu geſtehen.

Mich dünckt, daß man einen weit gröſſern Nutzen von dieſem Denkmal haben würde, wenn man, ſtatt deſſen, daß man eigenſinnig fortfähret, durch dieſe Finſterniß zu dringen, ſich die Mühe geben möchte, vermittelſt deſſelben, auf den Urſprung der Kunſt zu ſchreiben zurück zu gehen, und der Entwicklung und dem Fortgang derſelben, auf dem Fuß nachzufolgen; wenn man ſich es endlich angelegen ſeyn lieſſe, die Form der alten Buchſtaben, und das Land, wo man ſolche zu gebrauchen angefangen hat, kennen zu lernen. Dieſe und andere dergleichen Unterſuchungen, werden nie ein Licht, durch die Zeugniſſe der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller bekommen. Dieſe hatten oft ſelbſt, eine gar geringe Kenntniß von den Alterthümern ihres Landes, und ſammelten nur bloß gewiſſe Traditiones, und thaten alſo weiter nichts, als daß ſie die Zweiffel vermehreten, denen man gar gerne, die allertiefeſte Unwiſſenheit vorziehen würde. Will man alſo einiges Licht bekommen, ſo muß man zu den Denkmalen ſeine Zuflucht nehmen. Wenn dieſe deutlich reden werden, ſo werden die alten Schriftſteller gar leicht mit ihnen übereinſtimmen.

Vor Anfang dieſes Jahrhunderts, wuſte man noch nichts von der gemeinen Art zu ſchreiben unter den Aegyptern. Die meiſten Critici vermengten ſolche bald mit

mit der, bey den alten Hebräern gewöhnlichen Art zu schreiben, bald mit den Hieroglyphen. Seit dieser Zeit aber sind uns verschiedene Fragmenten in die Hände gekommen, die uns bestimmtere Begriffe gegeben haben; es ist auch zu hoffen, daß uns die ferneren Untersuchungen, noch eine grössere Anzahl derselben verschaffen werden. Wir wollen so kostbare Ueberbleibsel, mit aller nur möglichen Sorgfalt aufheben, und sie, nach dem Beyspiel eines von unsern neuern Gelehrten zu nützen suchen, welcher die Frage von dem Alterthum der Buchstaben, in ein ungemein helles Licht gesetzet hat. Herr Warburton a) hat uns den Irrthum benommen, vermöge dessen man glaubte, daß die Aegyptischen Priester, die Hieroglyphen zu dem Ende erfunden hätten, um ihre Wissenschaft, oder ihre Weißheit darunter zu verbergen. Er hat drey Hauptepochen in der Kunst, seine Gedancken schriftlich zu entdecken, fest gesetzet. In der ersten Epoche war die Schrift weiter nichts, als eine blosse Vorstellung der Gegenstände, eine wahre Mahlerey; in der zweyten bestunde sie in nichts, als Hieroglyphen, das ist, in einer abgekürzten Mahlerey, wo man, anstatt einen Gegenstand ganz und völlig vorzustellen, nur einen gewissen Theil, oder eine Beziehung desselben u. s. w. abbildete. Endlich nun, den in der dritten Epoche, die in ihren Zügen veränderten Hieroglyphen, die Elementen zu einer gemeinen Art zu schreiben. b) Solchergestalt waren die eigentlich sogenannten Aegyptischen Buchstaben, im Grund nichts anders, als Hieroglyphen, die denen, so auf den Obelisken vorkommen, gleich waren, aber aus Nothwendigkeit

a) Warburtons göttliche Sendung Mosis. B. 4. Abth. 4.

b) Ich verlange weder zu behaupten, daß die zweyte Art der Schrift, im Grund mit der dritten einerley, noch daß die eine, eine nothwendige Folge der andern sey. Da die Hieroglyphen vorstellende Zeichen der Begriffe waren, so sind sie wesentlich von den Buchstaben unterschieden, die nichts anders, als vorstellende Zeichen der Töne sind. Wenn man zwey blosse Hieroglyphen zusammen setzet, so wird kein Wort heraus kommen, sondern nur ein mehr zusammengesetzterer Hieroglyph, der mehr als einen Begriff vorstellen soll. Soll ein Hieroglyph zu einem Buchstaben werden, so muß er schlechterdings seine Natur verändern. Daher wenn ich sage, daß die Aegyptischen Buchstaben ihren Ursprung von den Hieroglyphen haben: so will ich damit weiter nichts sagen, als dieses, daß man bey der Erfindung der gemeinen Schrift, schon bekannte Hieroglyphen genommen habe, um sich derselben als eines Stoffs zu dem neuen Alphabet zu bedienen, und daß di- Aegyptischen Buchstaben beynahe die Gestalt, aber nicht die Bedeutung der Hieroglyphen behalten haben. Dieses ist derjenige Gesichtspunct, aus dem ich hier den Grundsatz des Herrn Warburton, wie ich dencke, habe ansehen müssen.

keit, und durch die Gewohnheit einfacher gemacht und verringert worden sind. Herr Warburton hätte diese vortrefliche Theorie so einrichten können, daß sie jedermann würde faßlich gewesen seyn, wenn er auf eine Columne eine Reihe von Hieroglyphen, und auf die andere, die davon hergeleiteten Buchstaben gesetzt hätte. Allein die Grenzen, die er sich bey seinem Wercke vorgeschrieben, hinderten ihn ohne Zweifel, sich damit einzulassen. Doch dem sey wie ihm wolle, so werden doch alle diejenigen, welche den Ursprung der Künste und der menschlichen Wissenschaften aufsuchen, die Richtigkeit des Systems dieses gelehrten Engländers einsehen, und sich überzeugen können, daß die Aegyptischen Buchstaben nichts anders, als verstellte Hieroglyphen sind. Wir haben die besten Hülfsmittel zu einer solchen Untersuchung. Die Sammlungen der Alterthumsforscher, bieten uns verschiedene Aegyptische Denkmale an, auf denen sich Hieroglyphen befinden: und dieser einige Streif Leinwand, den wir hier mittheilen, kan uns einen hinlänglichen Begrif von der gemeinen Art zu schreiben geben. Es ist selbiger getreu nach dem Original copiret worden, und enthält beynahe alle Buchstaben des Alphabets, und diejenigen, die man darauf nicht antrift, finden sich auf andern Denkmalen, die ich sogleich anzeigen will.

Erstlich auf einem Streif Leinwand von einer Mumie, den Herr Maillet nach Franckreich geschicket hat. Herr Rigord von Marseille ließ solchen stechen, und machte ihn, nebst einer ziemlich langen Abhandlung in den Memoires de Trevoux (Jun. 1704.) bekannt.

Zweytens auf einer Inschrift, welche den zweyten Theil der erklärten Alterthümer einverleibet worden ist. Siehe die CXL. Kupfertafel daselbst.

Drittens auf einer andern Inschrift, die in dem Anhang zu den erklärten Alterthümern T. II. Kupfert. LIV. befindlich ist.

Viertens habe ich die Copie einer vierten Aegyptischen Inschrift in Händen, die auf einer Rolle von Leinwand gefunden wird, welche ein Liebhaber seltener Sachen zu Marseille in seinem Cabinet aufbewahret.

Alle diese Denkmale legen uns eine Art zu schreiben vor Augen, die so ziemlich mit einander übereinstimmet. Wenn man die einen, mit den andern zusammen hält, so wird man ein Verzeichniß von Characteren zusammen bringen können, die bey den Aegyptern im Gebrauch gewesen sind. Um aber dieses Verzeichniß nicht zu sehr zu vergrössern, muß man bemercken, daß in der Schrift von der wir

reden,

reden, bisweilen mehrere Buchstaben über einander gesetzet, und daß ein andermal einige Buchstaben, nur durch eine gewisse Art von Accenten und Puncten von einander scheinen unterschieden zu seyn. Auf diese sonderbaren Dinge muß man wohl Acht haben; man wird auch finden, daß nach der Verringerung der Anzahl, wozu sie Gelegenheit geben, das Verzeichniß der Aegyptischen Charactere, doch noch immer zahlreich genug bleiben wird, welches vielleicht davon herkommen mag, weil einerley Buchstabe, nach der Verschiedenheit des Orts, wo er in einem Worte zu stehen kam, auch eine etwas veränderte Gestalt bekam. Da es uns aber hier nicht sowohl um die Entdeckung des Aegyptischen Alphabets, als um den Beweiß zu thun ist, daß solches von den Hieroglyphen hergekommen sey, so ist es zu diesem Ende schon genug, wenn man eine genugsame Anzahl einzelner Buchstaben bekommt, um sie mit den Figuren zu vergleichen, welche auf den Aegyptischen Denkmalen vorkommen. Und da kan ich versichern, daß man zwischen denselben, die genaueste Verbindung, und die deutlichsten Beziehungen auf einander wahrnehmen wird. Will man sich hievon noch mehr überzeugen, so darf man nur die sechs und zwanzigste Kupfertafel N. 1. ansehen. Ich habe daselbst, auf einer besondern Columne, eine Reihe Hieroglyphen stechen lassen, die meistentheils von Obelisken genommen sind; auf einer gleich daneben stehenden Columne aber, habe ich die Aegyptischen Buchstaben vorstellen lassen, welche von diesen Hieroglyphen herkommen. Man wird also, zum Exempel, finden, daß der erste Hieroglyph, welcher ein kleines Fahrzeug vorstellet, einen Buchstaben herfürgebracht habe, dessen Bedeutung, nach den Puncten, oder Zügen, so vornen waren, hat verschieden seyn können; daß der dritte Hieroglyph, welcher für das Bild einer Thür gehalten wird, indem er seine Rundung verlohren, den Buchstaben gebildet hat, der ihm gleich kommt, daß aus der vierten Figur eines Menschen, oder Thiers, so auf den Hintern sitzet; ein Buchstabe geworden ist, an dem nichts, als die Lineamenten des urspringlichen Sinnbildes übrig geblieben sind; endlich daß die Schlange, welche so oft auf den Aegyptischen Denkmalen erscheinet, sich Nr. 19. in einen Character verwandelt hat, an dem das Auge, die Bogenweiß gemachten Krümmen dieses kriechenden Thiers, noch erblicket. Man wird ferner finden, daß auch einige andere Hieroglyphen, als der zweyte, fünfte, sechste, eilfte, der dreyzehende u. s. w. zu der gemeinen Schreibart, ohne die mindeste Veränderung gebraucht worden sind.

Uebrigens ist dieß nur ein flüchtiger Versuch von einer Arbeit, die noch viel weiter könnte getrieben werden, und bey der man vielleicht noch verschiedene an-

dere Beziehungen entdecken würde, als die ſind, die ich zwiſchen gewiſſen Buchſtaben, und gewiſſen Hieroglyphen angegeben habe. Ueberhaupt aber beweiſet die Unterſuchung der Aegyptiſchen Buchſtaben, ihren Urſprung ganz ſichtbar; und je mehr man demſelben nachforſchet, deſto mehr wird man von der Richtigkeit der Meinung des Herrn Warburton überzeuget.

Man kan aber den Grundſatz dieſes Schriftſtellers, weiter, als bey dieſer erſten Gattung von Buchſtaben, mit Nutzen anwenden. Man kan ſolchen auch bey einer andern Gattung der Aegyptiſchen Schreibart gebrauchen, die uns die Denkmale vorlegen, und wovon man auf der ſechs und zwanzigſten Kupfertafel Nr. 2. ein Muſter finden wird. Es iſt ſolches eine Inſchrift, die ſchon von Herrn Rigord a) und von dem P. Montfaucon, b) aber nicht getreu und genau genug bekannt gemacht worden iſt, und von der ich, eine weit genauere Copie, nach dem Original mittheile, das ich in dem Cabinet des ehmaligen Preſidenten von Mazaugues geſehen habe. Man trift ſehr viele, die derſelben ähnlich ſind, an den Felſen des Bergs Sinai an, und Pocock c) hat derſelben mehr als achtzig in ſeiner Reiſebeſchreibung angeführet. Allein er hätte uns ſagen ſollen, daß einige von dieſen Inſchriften, Arabiſch ſind, und daß man auch öfters einige Worte aus dieſer Sprache darauf antreffe, die ohne Ordnung mit Aegyptiſchen Worten vermenget ſind. Unterdeſſen, ob gleich Pocock alles, ohne Wahl und ohne Unterſchied, copiret hat, ſo dienet doch ſeine Copie zur Unterſtützung meiner Meinung. Die Schrift iſt darauf nach einer natürlichen Ordnung eingerichtet; man ſiehet jene Arten von Puncten, Accenten und Zügen nicht, welche auf unſerm Streif von Leinwand ſtehen: mit einem Wort, ſie kommt mit der Schreibart der Inſchrift, die ich hier vorbringe, ſehr genau überein.

Nimmt man dieſe gedoppelte Art der Buchſtaben an, ſo iſt man hierinnen mit den Alten eins, d) welche zwo Arten der Aegyptiſchen Schriften angeben; eine, welche ſie die prieſterliche nenneten; die andere, welche unter dem Namen der gemeinen bekannt war. Die erſtere, die den gottesdienſtlichen Gebräuchen gewidmet, und die Geheimniſſe der Götterlehre, unter einem Vorhang zu verſtecken tauglich war, muſte ohne Zweifel ſehr ſchwer zu leſen ſeyn; und dieſe iſt es vermuthlich, welche auf den ſchmalen Binden der Mumien gebraucht wurde; die zweyte aber muſte viel ſimpler und bekannter, oder geläuffiger ſeyn. Und dieſe wurde nach meiner Meinung, auf den meiſten Inſchriften, die man auf dem Berg Sinai findet, und auf der Inſchrift gebraucht, die ich auf der ſechs und zwanzigſten Tafel habe in Kupfer ſtechen laſſen.

Ich kan nicht ſagen, ob von dieſen beyden Arten von Schriften, eine von der andern ſey gebildet worden. Doch kommt es mir ſo vor, daß ſie einige Buchſtaben mit einander gemein gehabt; und daß ſie, als warum es mir jezt eigentlich zu thun iſt, ihren Urſprung gleichermaſſen von den Hieroglyphen genommen haben.

Dieſer

a) Mémoir. de Trévoux. Juin. 1704.
b) Antiq. explic. Tom. II. pl. 54.
c) Beſchreibung des Morgenlandes Th. 1. S. 236. nach der teutſchen Ueberſetzung.
d) Herod. lib. II. c. 36.

Dieser lezter Satz ist oben schon, in Ansehung der ersten Art der Aegyptischen Buchstaben bewiesen worden: er wird auch, wie ich glaube, in Ansehung der zweyten richtig seyn, wenn man auf die Nr. 3. auf der sechs und zwanzigsten Kupfertafel abgebildete Schrift acht haben wird, wo man auf einer Columne einige Aegyptische Buchstaben vorgestellet hat, die aus der Inscription Nr. 2. genommen sind; und in einer andern Columne, die sich auf die erstere beziehet, die Hieroglyphen, welche den Stoff zu diesen Buchstaben hergegeben haben. Man mag also die Aegyptischen Charactere, von einer Seite ansehen, von welcher man will, so wird uns alles zum Beweise dienen müssen, daß sie von den Hieroglyphen herkommen; wodurch denn der Grundsatz des Herrn Warburton vollkommen bestätiget wird.

Ist dieser Punct einmal richtig gemacht, so wird man untersuchen müssen, ob die Buchstaben der Phönicier, von den Buchstaben der Aegypter gebildet worden sind. Diese Frage ist aber um so viel schwerer zu entscheiden, da die Denkmale der Phönicier noch weit seltener sind, als die Aegyptischen. Es ist uns nicht mehr, als eine einige Inschrift von ihnen bekannt, die noch dazu nicht in Phönicien selbst gefunden worden ist. Wir haben einige zu Tyrus, Sidon, in Sicilien, zu Carthago, auf der Insel Maltha geprägte Müntzen, mit solchen Charactern, welche in Ansehung der verschiedenen Länder, einige Veränderung scheinen gelitten zu haben. Unterdessen scheinen sie überhaupt eine grosse Verwandtschaft mit den Aegyptischen zu haben; zum Beweis dessen, beruffe ich mich auf die Denkmale, von denen ich geredet habe, und insonderheit auf die Inschrift auf der sechs und zwanzigsten Kupfertafel. Diese Schrift siehet der Phönicischen so ähnlich, daß Herr Rigord a) keinen Anstand genommen hat, ihr diesen Namen beyzulegen. Der P. Montfaucon aber, und der P. Calmet haben besser davon geurtheilet, indem sie solche für eine Aegyptische Schrift erkläret haben. In der That ist sie auch unter einem Aegyptischen Bas relief gestochen; und was noch mehr sagen will, so ist kein Buchstabe darauf, der sich nicht auch auf unserm Streif Leinwand, und auf den Inschriften des Berges Sinai befände.

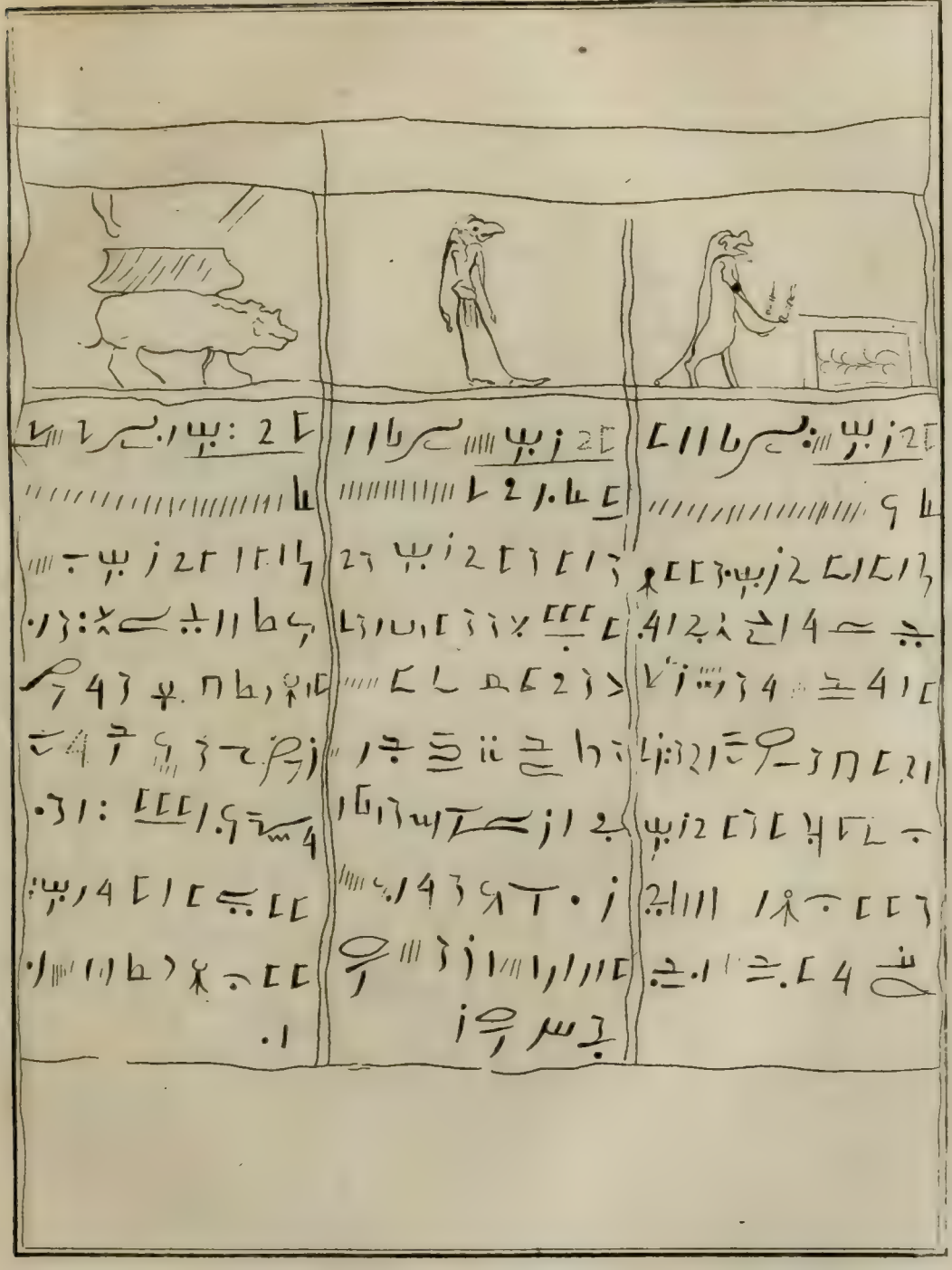
Man wird mir demnach erlauben, dieses als einen fast erwiesenen Grundsatz anzunehmen, daß die Aegyptischen Buchstaben, ihren Ursprung von den Hieroglyphen hergenommen; und als eine sehr wahrscheinliche Muthmassung, daß sie hinwieder den Stoff zu den Phönicischen Buchstaben hergegeben haben. Die Griechischen kommen von den einen, oder von den andern her. Demnach scheinen die Buchstaben, von den Aegyptern zu den Phöniciern, zu den Griechen, zu den Lateinern, u. s. w. gekommen zu seyn.

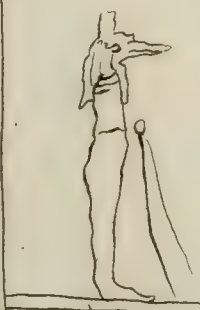
Hieraus folget, daß nichts so sehr den Verstand der Aegyptischen Art zu schreiben erleichtern würde, als die Kenntniß der Phönicischen Charactere, von denen man uns mit einigen Alphabeten beschencket hat, womit man aber nichts erklären kan. Vielleicht ist man in der Folge der Zeit glücklicher. Wenigstens habe ich

a) Mémoir. de Trévoux Juin. 1704.

zween wichtige Gründe, dieses zu hoffen. Erstlich weil das Phönicische, mit dem Samaritanischen, sowohl in Ansehung der Grundsätze der Sprache, als in Betrachtung der Gestalt der Buchstaben, sehr genau übereinkommt; zweytens weil man auf einigen in Phönicien geprägten Münzen, den Namen einiger Städte in der Landsprache glaubet ausgedruckt zu sehen. Wenn sich dergleichen Denkmale vermehren; wenn man mehrere Namen, von vielen verschiedenen Städten darauf antrift, bey denen eine richtige und gewisse Auslegung statt findet, so wird man sich schmeicheln dürfen, endlich ein ächtes Phönicisches Alphabet zu bekommen; und alsdann wird man sich mit guten Erfolg an die Erklärung der Aegyptischen Art zu schreiben machen können, von der man auf der Kupfertafel Nr. 2. ein Fragment findet. Unterdessen zweifle ich doch noch, ob der Erfolg, völlig mit den Bemühungen, die man darauf wenden möchte, übereinstimmen wird. Um das Alphabet einer Sprache wieder zu finden, die man nicht mehr redet, muß man zum wenigsten wissen, daß diese Sprache einige Verwandtschaft mit einer von denen habe, die wir kennen. Wie würde man sonst die Wörter auflösen, oder verbinden können? Wie würde man die Anzahl der Buchstaben bestimmen können, die man zusammensetzen muß, um ein einiges Wort heraus zu bringen? Nun scheinet die Aegyptische Sprache, von der noch gar viele Worte, in den alten Schriftstellern und in der Coptischen Sprache übrig geblieben sind, wesentlich von der Phönicischen unterschieden gewesen zu seyn, woraus nothwendig folget, daß es uns an den nöthigen Stützen fehlet, vermittelst deren wir uns bis zu derselben erheben, und einen Verstand von den Charactern erlangen könnten, deren sie sich bedienten.

Scheinet aber dieses in Ansehung der Schrift richtig zu seyn, welche auf der sechs und zwanzigsten Kupfertafel Nr. 2. angeführet worden ist, so muß die Sache noch weit richtiger in Ansehung der Buchstaben seyn, die auf unserm Streif Leinwand erscheinen. Gleichwie dieselben noch weniger Aehnlichkeit mit dem Phönicischen haben, und gar viele Abkürtzungen darauf vorkommen: so würde man ungleich mehr Mühe haben, sie zu verstehen; und ich weiß nicht, ob ich nicht gar sagen soll, daß alle Bemühungen der Gelehrten vergebens seyn werden, jemals etwas von dieser Schrift zu lesen. Dadurch gedencke ich aber keineswegs, ihren Untersuchungen und ihrer Hofnung, Grentzen zu setzen Der Fortgang, den man in diesem Theil der Critik machen wird, mag auch beschaffen seyn, wie er will: so werde ich schon zufrieden seyn, wenn die Schwierigkeiten, welche ich gegenwärtig nur mit wenigen berühret habe, denenjenigen, die ihre Bemühungen umsonst anwenden sollten, zur Entschuldigung, jenen aber, die nicht vergebens gearbeitet, zur Vergrößerung ihres Ruhms und ihrer Verdienste dienen werden.



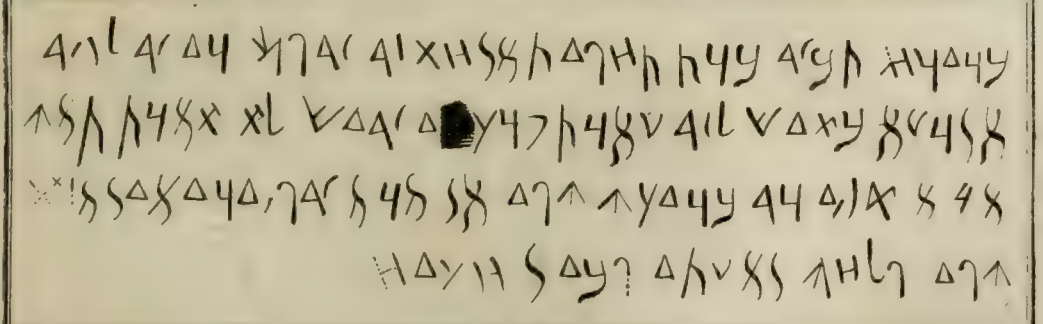


Nr. 1.

Hieroglyphen.	Buchstaben.	Hieroglyphen.	Buchstaben.
1.		12.	
2.		13.	
3.		14.	
4.		15.	
5.		16.	
6.		17.	
7.		18.	
8.		19.	
9.		20.	
10.		21.	
11.		22	E

Nr. 2.

Aegyptische Inschrift.

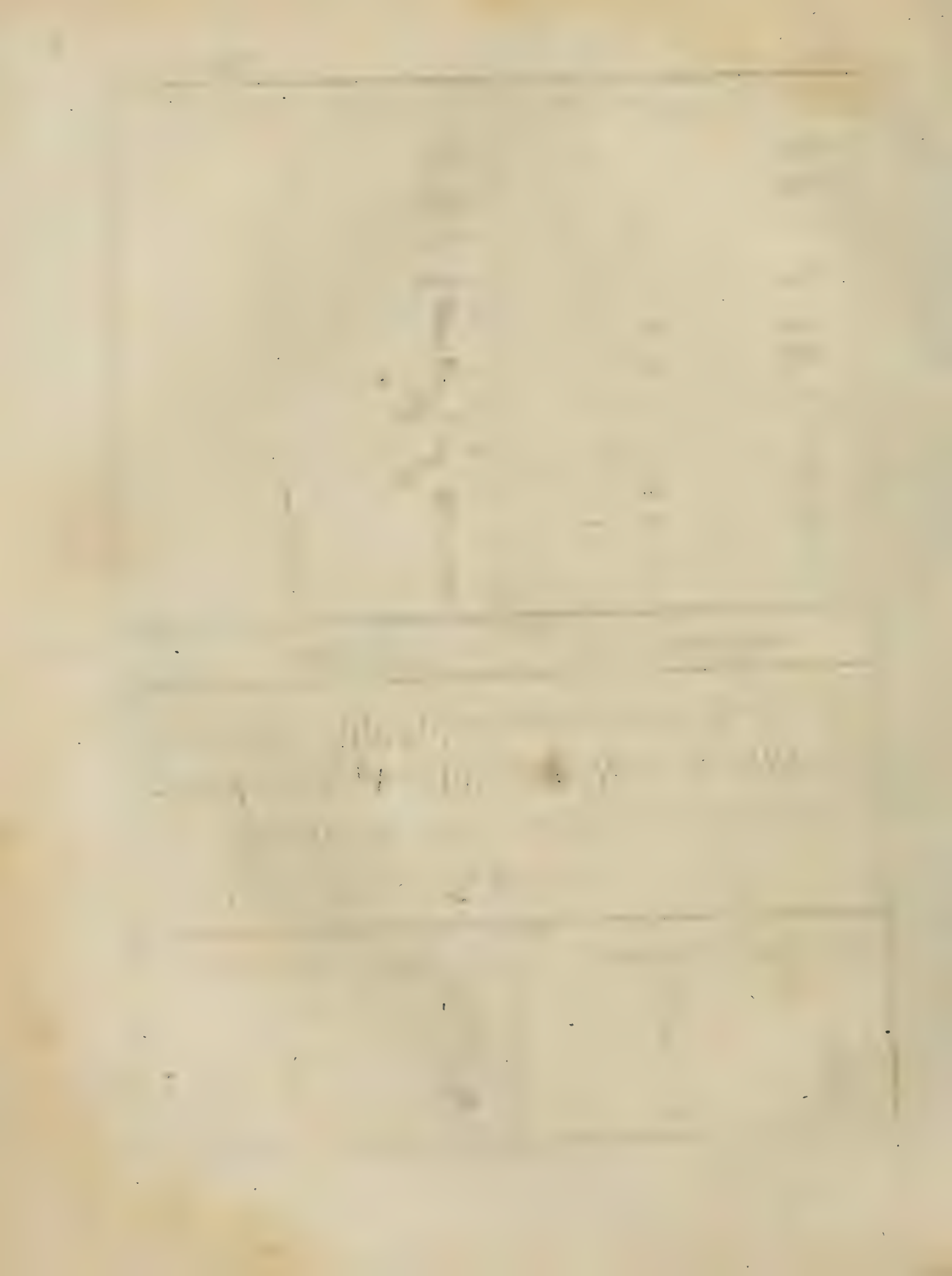


Nr. 3.

Hieroglyphen.	Buchstaben.
1.	H
2.	
3.	X
4.	

Nr. 5.

Hieroglyphen.	Buchstaben.
5.	
6.	
7.	



Hetruriſche
Alterthümer.

Sammlung
von Aegyptischen, Hetruriſchen, Griechiſchen und Römiſchen
Alterthümern.

Zweyte Abtheilung.

Von den Hetruriern.

Ich würde dieſe zweyte Abtheilung meines Werkes, mit einer Unterſuchung von dem Urſprung der Hetrurier anfangen, wenn mir nur das Alterthum, die nöthigen Hülfsmittel dazu nicht verſagte. Allein, keiner von ihren Geſchichtſchreibern, iſt bis auf unſere Zeiten gekommen; und wenn wir die Inſchriften anſehen, welche wir noch von ihnen haben, ſo ſind ſie uns entweder ganz unverſtändlich, oder ſie dienen uns aufs höchſte dazu, daß wir uns einen unvollkommenen Begriff von der Sprache, die ſie redeten, machen können, und einige bey ihnen üblich geweſene Gebräuche, kennen lernen.

Einige wenige Spuren, welche wir von den Hetruriern, in den alten Scribenten antreffen, die wir noch beſitzen, beweiſen, daß ſie ein beherztes, daß ſie ein

mächtiges, daß ſie ein Volk geweſen, welches eine Zeitlang die Oberherrſchaft über das Meer gehabt. a) Der Pracht und Überfluß verminderte, in der Folge der Zeit, ihre Macht auf eine merkliche Art. Sie wurden dadurch immer ſchwächer, und ſtuffenweis vorbereitet, das Joch zu tragen, welches ihnen endlich die Gallier und Römer auflegten. b)

Der Aberglaube herrſchte im höchſten Grad unter ihnen. Ihre tägliche Beſchäftigung beſtund darinnen, daß ſie entweder aus dem Flug der Vögel, künfftige Dinge vorherſagten, oder daß ſie den Willen der Götter in den Eingeweiden der Opfer zu erforſchen ſuchten. Sie überlieſſen ſich ohne Schranken den Luſtbarkeiten und Schauſpielen, c) welche einen Theil ihrer Religion ausmachten, und die ſie, am erſten unter allen Völkern, durch die Zweykämpfe ihrer Fechter, mit Blut beſudelten.

Indeſſen liebten ſie doch auch die Künſte d), auf die ſie ſich, mit dem glücklichſten Erfolge legten. Nach der Meinung des Herrn Buonarotti, hatten ſie die Kenntniß derſelben, den Aegyptern zu danken; e) woraus er zugleich den wahrſcheinlichen Schluß ziehet, daß die Hetrurier, von dieſem alten Volke abgeſtammet ſeyen. So ungewiß dieſes iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß es gar nicht ſchwer ſey, dasjenige Land kennen zu lernen, welches die Quelle und die Mutter der Künſte geweſen iſt. Strabo f) ſagt, daß die Mauern an den Aegyptiſchen Tempeln, mit Stücken von Bildhauerarbeit gezieret geweſen, die den allerälteſten Werken der Griechen und der Hetrurier gleich kamen. Zu dieſem Zeugniß kommt noch dieß, daß beyde Nationen, die eine, wie die andere, die Gewohnheit gehabt, auf ihren Denkmalen, Greiffe und geflügelte Löwen vorzuſtellen, und die Inſchriften, auf die Statuen ſelbſt zu graben, und daß uns endlich, die über dem Grab des Porſena g) aufgeführten Pyramiden, nicht den mindeſten Zweifel, an dem genauen und wechſelsweiſen Umgang der Aegypter und der Hetrurier, übrig laſſen. Den gewiſſen Zeitpunkt davon, kan man zwar nicht ſicher beſtimmen: doch muß ſolcher, ohne Zweifel, auf ſehr ſpäte Zeiten zurück geſetzet werden. So viel aber kan man mit Gewis-

a) Diodor. Sic. l. 5. p. 316.
b) Athen. l. 4.
c) Liv. lib. 7. Tert. de Spect. c. 2. Athen. l. 4. p. 153.
d) Athen. c. 15. p. 700.
e) Supl. à Demſter p. 103.
f) Strabo l. 18. p. 806.
g) Plin. l. 36. c. 13.

Gewisheit sagen, daß ſich die Hetrurier, von dem Geſchmack, und von den Gebräuchen, die ſie anfänglich von ihnen angenommen, wieder entfernet haben. Sie beobachteten in ihrer Religion einige ihnen beſonders eigene Ceremonien, und bedienten ſich bey ihren Künſten einer ſolchen Art, die den Aegyptern unbekannt war. Daher bemerket man auch an ihren Denkmalen, die nach dieſer vorgegangenen Veränderung gemacht worden ſind, nichts mehr von der Aegyptiſchen Manier. Der Geſchmack und die Gewohnheiten der Griechen ſind auch veränderlich geweſen: und wenn uns die Geſchichte, nicht von dem Urſprung und Fortgang ihrer Kenntniß belehrte, die dieſem Volke, die Bewunderung der ſpäten Nachwelt erworben hat, ſo würde der Umgang deſſelben mit den Aegyptern, noch zweifelhafter ſeyn, als derjenige iſt, den die Hetrurier mit eben dieſem Volke gehabt haben.

Warum, wird man vielleicht fragen, findet man aber bey den Hetruriern, die doch ſo viele Gebräuche von den Aegyptern lerneten, keine Spur von der Balſamirung und von andern Ceremonien, die bey dieſem Volke eingeführet waren, um das Angedenken der Todten zu ehren? Ohne Zweifel ſind ſie nie in Hetrurien angenommen worden. Und dadurch verliehrt auch, wie es ſcheinet, die Meinung derjenigen alle Wahrſcheinlichkeit, welche die Hetrurier für eine Aegyptiſche Colonie gehalten haben. Denn die neuen Völker haben allezeit die vornehmſten Gebräuche derjenigen Nation beybehalten, welcher ſie ihren Urſprung zu danken hatten.

Nach dieſen allgemeinen Anmerkungen, will ich jezt etwas weniges von den Künſten melden, welche von den Hetruriern getrieben wurden, und wovon wir an den unzählbaren Denkmalen, die bis auf uns gekommen ſind, die ſchönſten Beweiſe in den Händen haben.

In Hetrurien wurde eine Ordnung der Architectur zu eben der Zeit erfunden, da die Griechen eins worden waren, ſich an vier Ordnungen zu binden, die ſie uns hinterlaſſen haben. Eine Erfindung von dieſer Art, iſt die Frucht einer unläugbaren Anlage zur Architectur. Soll ſich dieſelbe veſt ſetzen, ſo wird eine lange Reihe von Jahren dazu erfordert; und um ſelbige in Aufnahme zu bringen, muß man erſt ſehr viele prächtige Gebäude aufführen, an denen dieſelbe glücklich angebracht iſt. So gros alſo das Anſehen desjenigen geweſen ſeyn mag, der die Ordnung, von der ich rede, erfunden hat, ſo iſt doch zu vermuthen, daß ſie nicht eher von der ganzen Nation befolget worden ſey, bis man wirkliche Beweiſe, von dem glücklichen Erfolge derſelben geſehen hat. Hieraus läſſet ſich leicht der Schlus ma-

chen, daß die Hetrurier, den erforderlichen Verſtand müſſen gehabt haben, die Architectur zur Vollkommenheit zu bringen, und daß, wenn ſie ordentlich eingerichtete Gebäude aufgeführet, ſolches eine Folge ihres guten Geſchmacks geweſen ſey.

Alle und jede Denkmale, die von den neuern Scribenten angeführet werden, welche von dieſer Nation geſchrieben haben, wie zum Beyſpiel Dempſter, Buonarotti, Gori, und die Academie zu Cortona, beweiſen, daß die Hetrurier, in allen Theilen der Bildhauerkunſt, und ſelbſt in der Kunſt in Stein zu ſchneiden, erfahren geweſen ſind. Und nichts kan dasjenige, was ſie von dieſem Volk behauptet haben, beſſer beweiſen, als eine Stelle aus dem Plinius, a) wo dieſer Geſchichtſchreiber behauptet, daß zwey tauſend Statuen zu Bolſena geweſen ſind. In eben dieſem Capitel redet er auch von einer Statue des Apollo, die funfzig Schuh hoch war. Mit einem Worte, die alten ſowohl, als neuern Scribenten melden, daß eine beträchtliche Menge von Werken, von Bildhauerarbeit, in Hetrurien anzutreffen geweſen, und ich zweifle gar nicht, daß die einen, wie die andern von der Schönheit dieſer Denkmale haben gerühret werden müſſen. Unterdeſſen haben ſie uns doch keine umſtändliche Nachricht von demjenigen gegeben, was ſolchen Werken eigentlich einen vorzüglichen Werth gab. Sie hätten uns, zum Beyſpiel, eine genäuere Beſchreibung von der vortrefflichen Arbeit an den Gefäſen machen, die Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit derſelben anzeigen, und uns mit der angenehmen Manier, mit der ſie ausgearbeitet worden, beſſer bekannt machen ſollen. Denn welche Reinigkeit bemerket man nicht an ihren Formen? Welche Weisheit in einigen von ihren gemeinſten Zierrathen? Was für eine Leichtigkeit in den Arbeiten von Thon? Welche Richtigkeit in der Stellung ihrer Handheben oder Henkeln? Alle dieſe Theile, an denen ein, durch das wahre, ausgebildeter Geſchmack herrſchet, ſind viel zu oft wiederholet worden, als daß wir ſie einem bloſſen Zufall zuſchreiben dürften. Die Hetrurier würden nie, ſo viele unnachahmliche Stücke zum Vorſchein haben bringen können, wo ſie nicht eine vollkommene Kenntniß der Kunſt und die glücklichſte natürliche Anlage dazu gehabt hätten. Und daher hat auch alles, was aus ihren Händen gekommen iſt, einen Originalcharacter, wodurch es ſich von den Werken andrer Völker auf eine merkliche Art unterſcheidet.

Was die Mahlerey anlanget, ſo können wir zwar keine Denkmale aufweiſen, die von ihnen verfertiget worden ſind. Unterdeſſen iſt es doch richtig, daß ihnen dieſe Kunſt nicht nur bekannt geweſen, ſondern daß ſie auch häufig von ihnen getrieben

a) Lib. 34. c. 7.

Nürnberg bei A. W. Winterschmidt.

trieben worden ſey. Die einfacheſten Arbeiten, bahnen ordentlich den Weg zur Verfertigung anderer, die ſchon zuſammengeſezter ſind. Da es nun unter ihnen die geſchickteſten Kupferſtecher, und die berühmteſten Bildhauer gab: ſo iſt gar kein Zweifel, daß ſie nicht auch in der Mahlerey was groſſes ſollten gethan haben. Die Zeichnungen, welche wir auf ihren Vaſen, und auf dem gröſten Theil ihrer Arbeiten von Thon erblicken, ſind auf eine ſolche Art ausgeführet, daß ſie gewiſſermaſſen unveränderlich ſind. a) Man ſiehet zwar an denſelben nicht mehr, als auf das höchſte drey bis viererley Farben; ſie laſſen uns auch nur eine ganz platte Mahlerey, ohne einige Verſchieſſung wahrnehmen. Unterdeſſen beweiſen ſie dannoch, daß die Mahlerey auch in Hetrurien, nach der Gewohnheit anderer Völker, getrieben worden ſey. Denn man muß eine Kunſt vollkommen inne haben, alles ſchöne, und alle Theile derſelben aus dem Grund verſtehen, wenn man Beweiſe davon zum Vorſchein bringen will, die nicht nur an und für ſich gut ſind, ſondern ſich auch zu der Materie ſchicken, die man dazu anwendet; und deren Verſchiedenheit ſo gros iſt, daß die eine, ſchlechterdings anders bearbeitet werden muß, als die andere. Dieß ſind die Betrachtungen, die man wird anſtellen müſſen, wenn man die Werke von gebrannter Erde, mit Aufmerkſamkeit betrachtet hat, die von den Hetruriern bis auf uns gekommen ſind.

Man kan es demnach dieſem Volke nicht abſprechen, daß es einen richtigen und entſchiedenen Geſchmack an den Künſten gehabt habe. Will man ſich hievon überzeugen, ſo darf man nur die Mannigfaltigkeit, und den Unterſchied betrachten, der nach und nach in ihrer Art zu zeichnen aufgekommen iſt, noch mehr aber ihre alte und beſtändige Gewohnheit, die Erde und den Marmor zu bearbeiten, und die Metalle zu güſſen und fein auszuarbeiten. Zum Beſchluß bemerke ich noch, daß Arimnus, einer von ihren Königen, ſeinen Thron, in den Tempel des Jupiter Olympius geſchickt habe, und daß er der erſte unter den Fremden geweſen ſey, der ſich durch ein ſolches Opfer berühmt gemacht hat. b)

Die ſieben und zwanzigſte Kupfertafel.

Nr. I.

Dieſe Figur von Erz, deren Höhe vier Zoll und fünff Linien beträgt, hat eine Art einer Kapuze auf dem Kopf, und eine Weſte bedecket den halben

a) Siehe die Erklärung dieſer Arbeit unten bey der XXIX. Kupfertafel. Nr. 1.
b) Pauſ. Voyage d'Elid. l. 5. c. 12.

den Leib derſelben. Herr Gori a) hat eine ſolche Figur ſtechen laſſen, deren Kapuze, auf jeder Seite verlängert iſt, und an welcher die Weſte, oder das Unterkleid bis an die Ferſen gehet. Da dieſes die gewöhnliche Kleidung des Landvolkes war, ſo vermuthete er, dieſe Figur von Ertz, ſtelle diejenige Gottheit für, welche über ihre Feldarbeiten geſetzt war. Diejenige, welche ich beſitze, iſt von einem ſehr hohen Alterthum. Dieſes beweiſet die plumpe Arbeit und der ſchlechte Geſchmack des Künſtlers zur Genüge. Ich habe ſolche aus einem dreyfachen Geſichtspunct abzeichnen laſſen, um das ſeltſame ihrer Bekleidung recht deutlich vorzuſtellen. In das Fußgeſtell, welches ſehr klein und mit der Figur zugleich gegoſſen worden iſt, ſind, dem Aberglauben der Hetrurier zufolge, von dem ich unten reden werde, drey Löcher gebohret.

Nr. 2.

Dieſe Figur, welche den Hercules vorſtellet, iſt ſechs Zoll und eine Linie hoch. Sie iſt ſehr wohl erhalten, und mangelt ihr nichts, als die Attributen, oder Sinnbilder, welche ſie ehehin in den Händen hielte. Ob gleich die Arbeit an derſelben, eben ſo beſchaffen iſt, wie an der vorigen, ſo iſt ſie doch neuer, als jene. Ich beſitze noch eine andere Figur, welche nur zween Zoll hoch iſt; und in dem königlichen Cabinet trift man noch zwo, oder drey an, die aber wenig von dieſer unterſchieden ſind. Keine aber kommt denen vier Figuren gleich, welche in dem Hetruriſchen Muſeo auf der ſiebenzigſten Kupfertafel abgebildet worden ſind.

Die acht und zwanzigſte Kupfertafel.

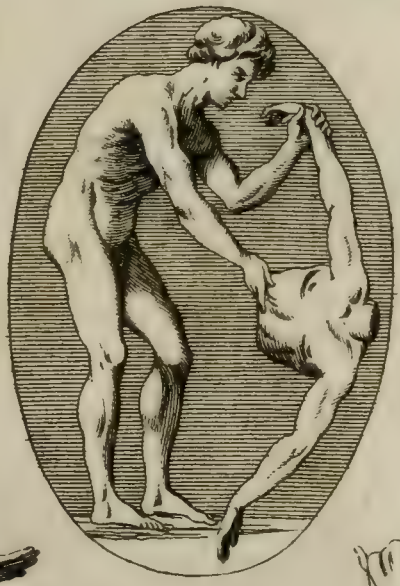
Nr. 1.

Aus der ſchlechten Zeichnung an dieſer Figur erkennet man, daß ſie zu einer Zeit müſſe verfertiget worden ſeyn, da die Kunſt noch in dem Alter der Kindheit ſtunde: der Guß daran aber iſt von einer ſolchen Schönheit, die des gröſten Meiſters würdig iſt. Man verſtunde damals die Weiſe noch nicht, die Falten an den Bekleidungen auszudrücken; und anſtatt der Zierrathen, womit man dieſelbige ausſchmücken wollte, ließ man es blos bey einigen Puncten bewenden, dergleichen man an dieſem Stück von Ertz ſiehet. Ich halte ſelbiges für eine von den älteſten Figuren, die wir von den Hetruriern haben. Die Abſonderung der Arme von dem Leib, und die auseinander ſtehenden Schenkel, eine Art der Action und der Bewegung, die

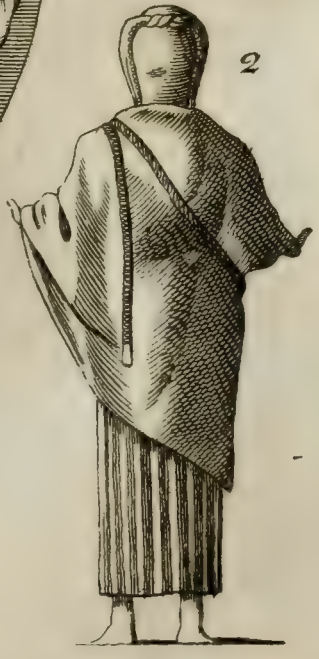
b) Muſ. Etruſc. XCVII.

1

1


3

2


2

die man an dieſer Figur wahrnimmt, ſelbſt die Puncte, welche die Falten an dem Kleide und die Zierrathen anzeigen ſollen, der Geſchmack der Zeichnung, der Character des Kopfs und des Putzes auf demſelben, mit einem Worte, alles was man daran ſiehet, iſt ziemlich weit von dem Aegyptiſchen Geſchmack entfernet. Daher glaube ich, daß dieſe Figur, und alle andere, welche mit derſelben übereinkommen, weit eher verfertiget worden ſind, als die Hetrurier eine Gemeinſchaft mit Aegypten gehabt haben.

Dieſes Stück von Erz iſt fünf Zoll und fünf Linien hoch. Dem Anſehen nach ſcheinet ſolches eine Gottheit vorzuſtellen, welche unter die allerälteſten muß gezehlet werden, die man in dem Hetruriſchen Muſeo antrift. Sie kommt der Arbeit und der Geſtalt nach, mit ihnen vollkommen überein. a) Herr Gori nennet ſie eine Juno. Diejenige aber, welche bey dieſem Gelehrten, die Dea Volumna oder Volturna heißt, und die er für eine eigene Gottheit der Hetrurier hält, ſiehet der gegenwärtigen noch ähnlicher. Ich finde zwar nichts, das der Meynung des Herrn Gori entgegen ſtünde; unterdeſſen führet er doch auch keinen Beweiß für dieſelbe an.

Uebrigens ſind es die offenen Augen des kleinen Denkmals, welches ich hier anführe, nicht alleine, womit ich mir das Vorgeben dieſes Alterthumsforſchers, in Anſehung der zugeſchloſſenen Augen derjenigen Figur, die er abbilden laſſen, zu widerlegen getraue. Er behauptet nemlich, daß es dem Dädalus nicht möglich geweſen ſey, die verſchiedenen Schwierigkeiten zu überwinden, die er in der Bewegung und in dem Ausdruck der Figuren fand, und daß er unter andern die Oefnung der Augen auf das ſorgfältigſte zu vermeiden geſucht habe, weil er nicht im Stande geweſen, ſelbige an ſeinen Bildern vorzuſtellen. Allein dieſe Muthmaſſung werde ich nie zugeben, weil ein jedes Land ſeinen Dädalus hat, und weil derjenige, der in Griechenland lebte, einen ſchlechten Einfluß auf die Hetrurier hatte. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß die Griechen, alle andere Völker dergeſtalt übertroffen haben, daß ihre ſeltenen Talente bey jedermann Beyfall gefunden, und daß es ihnen leicht geweſen ſey, andern alles weis zu machen, was ſie nur ſelbſt von ſich haben ſagen wollen. Allein dieſer Vorzug, den ihnen niemand abſprechen wird, verblendet doch die Kunſtrichter nicht, die im Stande ſind, eine Sache richtig zu beurtheilen. Da der Menſch von Natur zur Nachahmung geneigt iſt; da die Augen

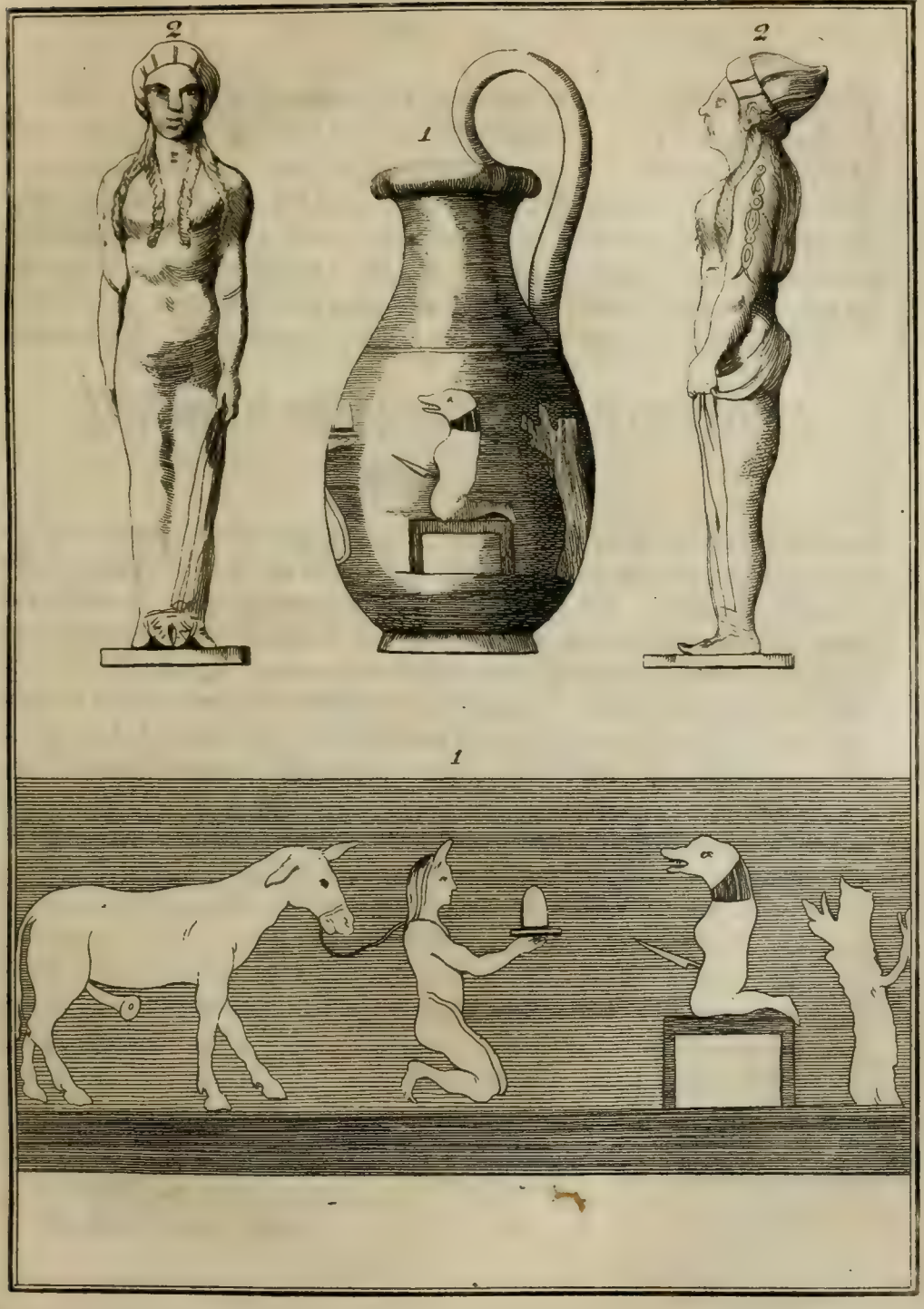
a) Siehe die XXVII. Kupfertafel.

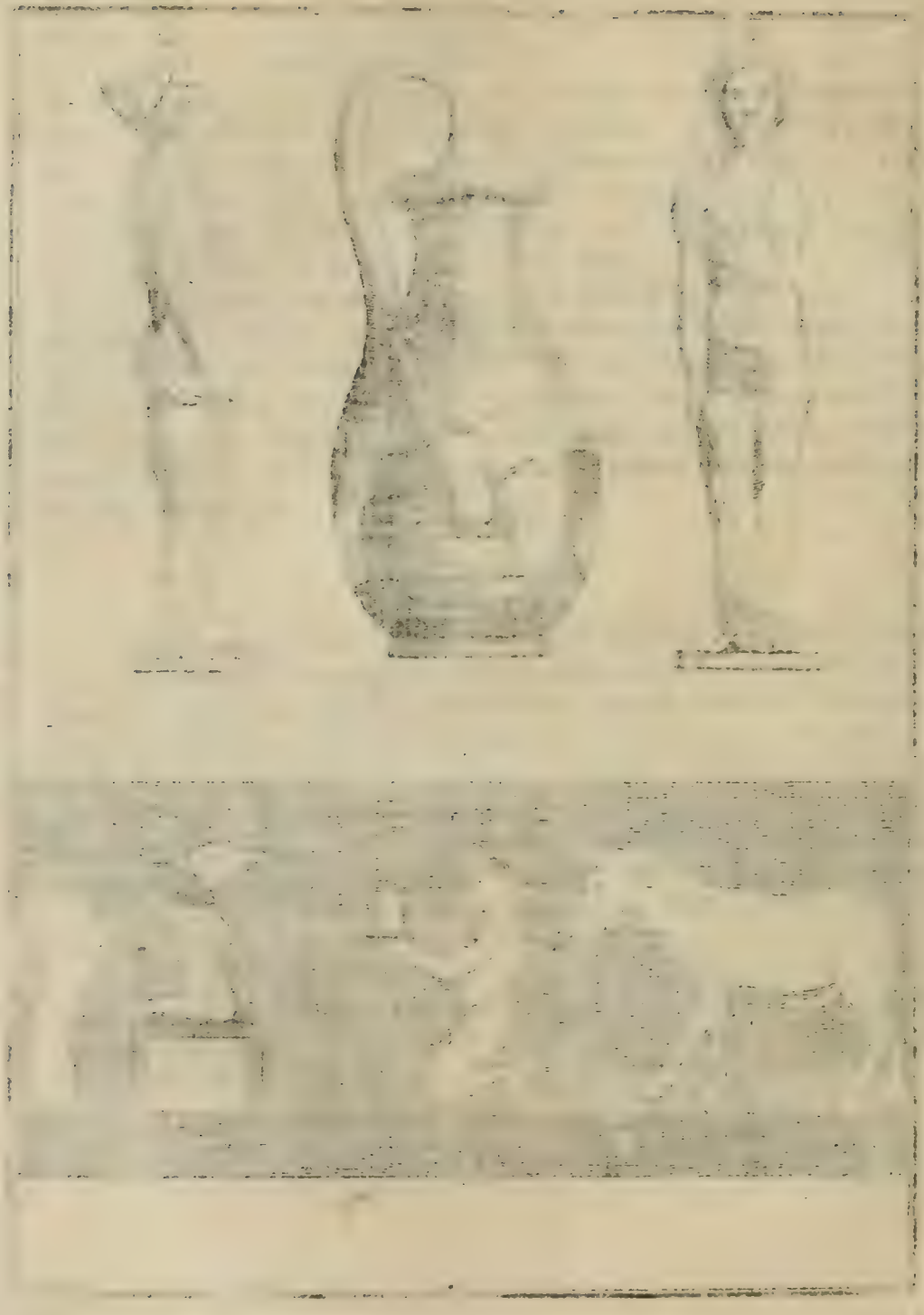
dasjenige ſind, was uns am erſten in das Geſicht fällt, weil ſie gleichſam der Spiegel der Seele ſind, ſo haben ſich die Bildhauer allezeit angelegen ſeyn laſſen, ſie vorzuſtellen. Sie ſind zwar darinnen oft unglücklich geweſen; dem ohngeachtet haben ſie ſich doch allezeit Mühe gegeben, ſie abzubilden. Zum Beweiß deſſen, haben wir gar nicht einmal nöthig, uns auf die Mumienkäſten zu beruffen, auf denen die Augen allezeit offen abgebildet wurden, ohngeachtet ſie daſelbſt billig hätten zugeſchloſſen ſeyn ſollen. Selbſt die ſchlechteſten Zeichnungen der wilden Americaner, ſtellen ſie ſo für, wie man ſie ordentlicher Weiſe ſiehet, nemlich offen. Auſſer dieſen Beyſpielen, die uns die Erfahrung an die Hand giebt, wiſſen wir auch dieſes, daß die Menſchen, in den erſten Schritten ihrer Entdeckungen, immer einander nachfolgen, und ſich immer gleich ſehen, und das, was wir von den Geſchichten der Welt wiſſen, ſetzet uns in den Stand, von dem Fortgang zu urtheilen, den der Geiſt in den Künſten gemacht, von denen einige, mehr als einmal verlohren gegangen, und auf eben die Art wieder erfunden worden ſind, wie man ſie anfänglich erfunden hatte.

Nr. 2.

Dieſer Figur von Erz, deren Höhe vier Zoll und neun Linien beträgt, eigne ich kein ſo gar hohes Alterthum zu, wie der vorhergehenden. Die Arbeit iſt an derſelben ſehr gut, und der Guß unvergleichlich. Der Kopfputz, die Bekleidung, und die Zierrathen, womit dieſelbe eingefaßt iſt, alles dieſes verdienet eine beſondere Aufmerkſamkeit. Je achtſamer man aber die Hetruriſchen Figuren unterſucht, deſto mehr ſichtbare Verſchiedenheiten bemercket man an denſelben, in Anſehung der Zeit, wenn ſie verfertiget worden ſind. Und dieſes iſt ein hinlänglicher Beweiß von der Liebe, von dem Genie, und von dem Geſchick, ſo dieſes Volk zu den Künſten gehabt hat. Man mag aber den Fortgang der Hetrurier in den Künſten, von einer Seite anſehen, von welcher man will, ſo wird dieſe Figur unſere Bewunderung allezeit verdienen, wir mögen nun die Zeichnung in den kleinen Stücken, oder die Ausführung des Guſſes und des Meißels anſehen. Ich habe ſie von hinten und von vornen abbilden laſſen, und beyde Figuren ſind auf dieſer Kupfertafel mit Nr. 2. bezeichnet.

Nr. 3.


2
1
2
1



Nr. 3.

Dieſer, auf einem ſchwarzen Agat geſchnittene Stein, welcher mitten hindurch einen weiſſen Streif hat, und der in der Sprache der Kunſt, ein Agathe barrée genennet wird, iſt ein Beweis, daß die Hetrurier, in allen Arten der Künſte erfahren geweſen ſind. Die Kunſt, die Bilder hohl einzugraben, erfordert eine ungemeine Wiſſenſchaft, und iſt ſehr ſchwer in der Ausübung. Dieſer nackende Menſch, welcher den Rumpf eines Cörpers hält, an dem ſich die beyden Arme noch befinden, gehöret unter die Stücke, bey denen man es bey der bloſſen Beſchreibung muß bewenden laſſen. Vielleicht aber ſtellet dieſes Bild eine Art einer Straffe für.

Die neun und zwanzigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſes kleine Gefäß von gebrannter Erde, iſt bis zu dem höchſten Theil der Handhebe, fünf Zoll hoch. Die Breite aber beträgt zween Zoll, und eben ſo viel Linien. Die Figuren, womit es gezieret iſt, ſind auf dieſer Kupfertafel, unter eben dieſer Nr. beſonders abgebildet, und auf das genaueſte vorgeſtellet worden. Die Hauptfigur lieget auf den Knien, und ſcheinet einer unbekannten Gottheit, die Erſtlinge von den Feldfrüchten zu opfern. Hinter ihr ſtehet ein Eſel, den ſie an der Halfter hält. Es iſt ſchwer zu errathen, von was für einem Volk dieſes Gefäß herkomme. Wenn man auf der einen Seite, aus dem Geſchmack der Zeichnung, aus der ſeltſamen Geſtalt der Gottheit, und aus der vollkommenen Gleichheit der darauf angebrachten Vorſtellung mit einem Aegyptiſchen Denkmal, das der P. Montfaucon a) bekannt gemacht hat, ſchlieſſen ſolte, daß dieſes Gefäß unter die Aegyptiſchen Alterthümer gehöre: ſo ſcheinet auf der andern Seite die Arbeit der Erde uns zu nöthigen, ſolches unter die Hetruriſchen Denkmale zu zehlen. Deßwegen hat auch Herr Gori b), indem er ein Gefäß anführet, auf dem man faſt eben dieſe Vorſtellung erblicket, ſich kein Bedencken gemacht, ſelbiges für ein Denkmal dieſes Volkes auszugeben, und den Schluß daraus zu ziehen, daß ſelbiges von den Aegyptern, die Kunſt, Arbeiten von gebrannter Erde zu verfertigen und auszuzieren gelernet habe. So ſinnreich aber dieſe Muthmaſſung iſt,

a) Antiq. expl. t. 2. p. 12. Pl. 139.
b) Muſ. Etruſc. pl. 161.

ſo zweifle ich doch daran, ob die Aegypter dieſen Gebrauch, den ihnen dieſer gelehrte Italiäner zueignet, gehabt haben. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß alle ihre Gefäße, nur eine einzige Farbe haben. Ich glaube demnach, daß ſowohl das Gefäße, welches auf der gegenwärtigen Kupfertafel abgebildet iſt, als dasjenige, welches Herr Gori hat, in Hetrurien verfertiget worden, und daß man ſelbige aus der Urſache, weil ſie nach Aegypten ſolten geſchickt werden, mit ſolchen Vorſtellungen gezieret habe, die nach dem Geſchmack der Aegypter geweſen ſind. Ich könnte von dieſer Vermuthung Gelegenheit nehmen, von der Achtung, in welcher die Hetruriſchen Manufacturen ſtunden, ingleichen von der Handlung zu reden, die ſie nach Aegypten getrieben: ich will aber eine wichtigere Sache berühren, und ſo viel es mir möglich ſeyn wird, die Beſchaffenheit der Arbeit beſchreiben, die wir an dieſem Gefäße wahrnehmen. Wenn man ſich eine Vorſtellung von derſelben machen will, ſo muß man vor allen Dingen bemerken, daß der Grund ſchwarz, die Figuren aber roth, beyde Farben aber, durch eine weiſſe Farbe erhoben, oder heraus getrieben ſind. Die Hetrurier ſcheinen zu allen ihren Arbeiten eine ausgeſuchte Erde, das iſt, einen reinen und feinen Thon, von dem ſie durch das waſchen, den Sand und die groben Theile zuvor abgeſondert, gebraucht zu haben. Ohne Zweifel ſind dieſe irdene Gefäße auf der Drehbank, oder auf der Scheibe gemacht worden, ſo daß dieſe Arbeit, ingleichen auch die Zubereitung der Materie, eben diejenige iſt, die bey unſern Arbeiten von Porcellan beobachtet wird.

Ich habe zwo Arten von Erde an ihren verſchiedenen Wercken bemerkt. Die eine iſt ſchwarz, die andere aber iſt weiß. Doch hat man die letztere nicht ſo oft gebraucht, als die erſte. Je genäuer man dieſe Wercke anſiehet und unterſuchet, je mehr wird man überzeugt, daß ſie mit der gröſten Sorgfalt ausgebeſſert worden ſind, ehe man ſie in das Feuer brachte. Wenn nun dieſe Stücke ſolchergeſtalt zubereitet waren, ſo wurden ſie ſehr leiſe gebrennet, um dasjenige zum Vorſchein zu bringen, was wir Biſcuit nennen, über welches man nachgehends die Decke, oder den Schmelz ziehet. Wenn man die Stücke mit dieſer Decke überzöge, ehe man ſie brennet, ſo würde ſie in die Erde hineindringen, oder ſie würde ſich viel mehr in ihre kleinen Oefnungen, oder Poros hinein ſencken, und alsdann würde es ſchwer ſeyn, ſie gehörig zu erheben, oder heraus zu treiben, wie ſolches doch in der Bearbeitung der allerſchönſten Wercke dieſes Landes nöthig war. Wären die Gefäße zu einer andern Zeit, mit dieſer Decke, oder Glaſirung überzogen worden, ſo hätte ſolches auch gehindert, die Zeichnungen, womit dieſe Wercke gezieret ſind, mit einer

ner ſo groſſen Zärtlichkeit des Werckzeugs zu verfertigen. Wenn die Erde aber gebrannt iſt, ſo iſt ſie nicht mehr ſo ungleich und viel dicker, und die Decke hängt ſich nicht allzuveſte an, wenn ſie nur ein mittelmäßiges Feuer bekommen hat; alsdann kan man ſie leicht herab nehmen, oder vielmehr ausſchneiden, ohne daß ſie die mindeſte Spur von ſich zurück läßt. Dieſe Decke, oder Glaſirung war von einem Bolus, der ſehr viel eiſenhaltiges bey ſich führet, gemacht. Und dieſes iſt eben diejenige Erde, welche wir bey unſern Porcellanarbeiten brauchen, und die unter dem Namen der maganeſia vitriariorum bekannt iſt. Dieſe Erde bekommt auch durch den Brand eine ſehr dunckelrothe Farbe, die man aber gar leicht, durch die geringſte Vermiſchung mit einer andern Farbe, oder Erde ſchwarz machen kan. Dieſe Materie hat ſehr wohl zubereitet und gerieben werden müſſen, damit ſie ſich ausbreitete, und in dem Pinſel flüßig wurde, wie der Schmelz. Ehe die Hetrurier aber dieſe Decke auftrugen, pflegten ſie zuvor ihre Wercke zu benetzen, oder ihnen eine röthliche Farbe zu geben, die aber doch helle war, und der Farbe, die unſere gebrannte Erde hat, ziemlich gleich kam. Dieſe Vorſicht gebrauchten ſie zu dem Ende, um die natürliche und weißlichte Farbe ihrer Erde zu verbeſſern, welche diejenige Würckung nicht hat, die ſie an ihren ſchönſten Wercken liebten. Eine genaue Unterſuchung mehrerer Hetruriſcher Stücke kan uns von dieſem Unterſchied vollkommen überzeugen, und die ganze Sache auf dem Grund vor Augen legen. Wenn nun die Erde ſolchergeſtalt zubereitet war, ſo folgte alsdann die hauptſächlichſte Arbeit, in Anſehung der Art ſie auszuführen. So bald die ſchwarze, oder rothe Decke trocken war, ſo muſte der Mahler, oder vielmehr der Zeichner, ſeine Zeichnung nothwendig abdrucken, oder durchpauſſen; und nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten, konnte er hiezu nichts anders gebrauchen, als ein ſehr dünnes Blech von Kupfer, welches alle Umriſſe annahm, und ausgeſchnitten war, wie man heut zu Tage eben dieſe Bleche macht, um die Buchſtaben und die Zierrathen zu drucken. Darauf nahm derſelbe ein ſcharfſchneidendes Inſtrument zur Hand, womit er die allerfeineſten Züge durch das Ausſparen, wie wir es nennen, zu machen im Stande war. Denn er nahm von allen den Orten, die helle bleiben ſolten, die ſchwarze Decke hinweg; welche Art zu verfahren ich mit nichts beſſern, als mit der Weiſe vergleichen kan, nach welcher wir unſere Holzſchnitte verfertigen. Alsdann unterſchied ſich die rothe Farbe, und brachte auf das ſchönſte, die Figuren, die Zierrathen, und alles, was man vorſtellen wolte, zum Vorſchein. Man darf den gröſten Theil dieſer Stücke von gebrannter Erde nur anſehen, ſo wird man dieſe Art zu verfahren gewahr.

Wenn nun endlich dieſe Wercke ſo weit fertig waren, ſo bekamen ſie den zweyten Brand, welcher aber etwas ſtärcker war, als der erſtere.

Ich kan die Unterſuchung dieſer Wercke nicht beſchlieſſen, ohne einige allgemeine Anmerkungen darüber beyzufügen. Man hat ſie nicht allezeit mit gleicher Sorgfalt gearbeitet; man findet auch einige, deren weislichte, und oft ſchlecht gebrannte Erde, die erſte rothe Farbe wieder bekommen hat. Andre giebt es, deren Erde gut gebrannt und wohl gearbeitet iſt, und die nur mit der rothen Farbe bedecket ſind, welche entweder den Grund, oder die Zierathen bildet; und dieſe ſcheinen mir die ſeltenſten zu ſeyn. Nicht alle ſchwarze Farben, ſind gleich ſchön. Es giebt einige, die matt und ohne allen Glanz ſind, wieder andere aber, welche durch das matte und polirte, gewißermaſſen dem Schmelz unſers Porcellans gleich kommen. Die weiſſe Farbe, die ſie allemal mit dem Pinſel auf den Grund, wie auf den aufgedeckten Raum auftrugen, hat keine Haltung. Es iſt ſolche eine Art einer Kreide, die in Anſehung der Dauer, den Farben, von denen ich eben geredet habe, nicht gleich kommt. Daher kam es ohne Zweifel, daß ſie ſolche ſehr ſparſam und am öfteſten an den Theilen des Kopfputzes, der Armbänder, oder an den Zierathen brauchten, wenn ſie die Lichter heller machen wollten. Die Hetrurier verſtunden die Kunſt nicht, dieſe Farbe durch das Feuer aufzutragen.

Ich muß hier noch etwas von der Untreue und von dem Betrug gewiſſer Artiſten bemercken. Ich beſitze einige Gefäſſe, die einen vollkommenen ſchwarzen Firniß haben, der im Feuer geweſen und ſehr feſt iſt, auf den man einige Figuren von rother Farbe, blos mit dem Pinſel gemacht hat, und die beynahe völlig ausgelöſcht ſind. Dieſe Wercke koſteten weit weniger Mühe und Fleiß; und man muß ſchon ein guter Kenner ſeyn, wenn man nicht betrogen werden will. Sie ſahen eben ſo aus, wie die übrigen, wenn ſie aus der Hand des Meiſters kamen. Man hat ſie nicht ohne Abſicht gemacht, und das iſt, meiner Meynung nach, eine würckliche Betrügerey. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo brauchten doch die Hetrurier keine andere Farben, als die ſchwarze, rothe und weiſſe. Endlich iſt auch gar nicht daran zu zweifeln, daß ſie ſich, um die Schönheit und Genauigkeit ihrer Stücke zu erhalten, zugedeckter Töpfe (die man heut zu Tage Gazettes nennet,) bedienet, in denen man die Stücke bey dem Brand, vor aller äuſſern Luft zu bewahren ſuchet.

Dieſe Unterſuchungen haben mich demnach überzeuget, daß dieſe Wercke mit eben der Sorgfalt gearbeitet worden ſind, wie das Porcellan. Sie haben auch, wenn

wenn man gleich ihr Alterthum in keine Betrachtung ziehet, eben den hohen Werth, wie dieſes. Unterdeſſen überzeuget uns die Menge derſelben, die man findet, von dem Uberfluß dieſer Manufacturen, und von dem Geſchmack, welchen alle Völker zu jener Zeit an den Wercken hatten, die ſie zum Vorſchein brachten. Was die Materie anlanget, ſo macht man ſich zwar insgemein keinen vortheilhaften Begrif von derſelben. Es iſt aber genug, wenn ich ſage, daß man damals nichts vollkommeners wuſte, als dieſe gebrannte Erde, und daß man die allerberühmteſten Künſtler zur Bearbeitung derſelben gebraucht habe.

Nr. 2.

Dieſe Figur von Erz, welche vier Zoll und ſieben Linien in der Höhe hat, iſt hier von vornen, und im Profil abgezeichnet. Sie kommt gewißermaſſen mit den Aegyptiſchen Figuren überein: doch iſt ſie von denſelben, durch gewiſſe kennbare Merkmale unterſchieden, welche die Gebräuche und Gewohnheiten der Hetrurier verrathen; dergleichen iſt das zuſammengeflochtene Haar, welches ganz nachläßig auf die Bruſt herab fällt, die Mütze womit das Haupt bedecket iſt, die zierliche, und die an dem Ende heraus getriebene Bekleidung der Beine, endlich die Falte des Rocks, ſo die Figur mit der Hand hält. Alles dieſes bezeichnet und bemercket die Zeit, zu der die Hetrurier mit den Aegyptern bekannt worden ſind, und belehret uns, daß ſie bey ihren Wercken, immer etwas von demjenigen angebracht, was ſie bey dieſem Volcke wahrgenommen. Wenn wir einen von ihren Geſchichtſchreibern, oder zum wenigſten nur eine Reiſebeſchreibung hätten, in der wir eine umſtändliche Beſchreibung ihres Landes finden könnten, dergleichen uns Pauſanias von Griechenland hinterlaſſen hat, ſo würden wir ohne Zweifel, eine Nachricht von dem Anfang und Fortgang ihrer Künſte haben, wir würden finden, daß dieſes Volck anfänglich die Kunſt nicht verſtanden habe, ſeinen Figuren von erhobener Arbeit, eine Bewegung und Action zu geben, noch ſie, mit auseinander ſtehenden Schenckeln vorzuſtellen.

Die hier abgebildete Figur iſt zwar ſehr alt, aber in einem Jahrhundert gemacht, wo man in der Kunſt noch nicht weit gekommen war. Herr Gori, a) welcher auch eine ſolche Figur anführet, die der meinigen faſt gleich kommt, glaubte anfänglich, ſie ſtelle die Göttin Ancharia für. Da uns aber andere Denkmale bekannt

a) Muſ. Etruſ. T. 1. p. 5.

bekannt ſind, worauf dieſe Göttin mit Namen genennet iſt, und wo ſie mit dem Zügen einer Furie mit Flügeln, und mit einem zweyſchneidigen Beil vorgeſtellet wird, ſo wird man wohl die erſte Auslegung des Herrn Gori fahren laſſen, und dieſe Figur in die Claſſe derjenigen ſetzen müſſen, die uns unbekannt ſind. Zum Beſchluß muß ich noch melden, daß dieſe Figur ſehr maſſiv, und durch einen Mann gegoſſen worden, der in dieſer Kunſt ſehr erfahren geweſen iſt; ferner daß ſie auf einem viereckigen Fußgeſtell ſtehet, und mit vier Löchern durchbohret iſt, die dazu dienten, daß man ſie aufhalten und verhindern konnte, die Flucht nicht zu nehmen. Ein Aberglaube, der bey den Hetruriern ſehr gemein war, und von dem wir bald noch ein Beyſpiel antreffen werden.

Die dreyßigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſes kleine Gefäß von gebrannter Erde, von dem wir nicht wiſſen können, wozu es etwa möchte gebraucht worden ſeyn, hat nur eine einige Oeffnung, durch welche man eine flüßige Materie hinein und wieder heraus bringen konnte. In der Mitte gehet ein Loch durch, welches eine Linie im Durchſchnitt, mit dem innern Theil aber keine Communication hat. Man kan auch keinen Grund von der Beſtimmung deſſelben angeben. Die Form dieſes Gefäßes iſt artig; es iſt mit einer vollkommenen Genauigkeit, und mit einer großen Richtigkeit gemacht. Die Form des Gefäßes iſt rund. Im Durchſchnitt hat es vier Zoll, fünf Linien, und in der Höhe beträgt es, bis zu dem höchſten Ort ſeines Henckels, einen Zoll, zwo Linien. Der ſchwarze Firniß, womit es bedecket iſt, hat eine auſſerordentliche Schönheit, und die Arbeit iſt ſchätzbarer daran, als die Zeichnung der Figuren, womit es gezieret iſt. Sie ſind auf dieſer Kupfertafel, unter eben dieſer Numer 1. beſonders abgebildet worden, und ſtellen einen bewafneten Mann für, welcher einen Eber, der bereits von einem Pfeil getroffen iſt, ſeinen Wurfſpieß vorhält. Dieſer Umſtand ſollte mich auf die Gedancken bringen, daß man hier die Jagd jenes wilden Ebers zu Calydon habe vorſtellen wollen, welcher die vornehmſten Helden Griechenlands beygewohnet haben. Die Mythologen verſichern zwar insgeſammt, daß derſelbe von dem Meleager ſey getödtet worden; Apollodorus a) aber erzehlet

a) Lib. I.

2
1
1
1
3
VIVE

erzehlet, daß ſolcher die erſte Wunde von der Atalanta bekommen, und daß ihn dieſe Princeßin, mit einem Pfeil in den Rücken getroffen habe. Da der Künſtler, nur einen Augenblick von der Action vorſtellen konnte, ſo bildete er den wilden Eber ſo ab, wie er bereits eine Wunde hat, und in der Wuth den Meleager anfallen will, der ihn aber mit feſten Fuß erwartet. Man könnte aber auch, ohne ſo weit in die fabelhaften Zeiten zuruck zu gehen, die auf dieſem Gefäße gemachte Vorſtellung, für eine bloſſe Abbildung einer von den Jagden anſehen, die bey den Hetruriern ſehr gewöhnlich waren. Doch dem ſey, wie ihn wolle, ſo iſt ſo viel richtig, daß die Figur des Jägers ſehr ſchlecht gerathen iſt. Man wird auch aus der Vergleichung, mit verſchiedenen andern Figuren, die man in dieſer Sammlung antrifft, bald gewahr werden, daß die Hetrurier ihre Manieren ſehr oft geändert haben.

Nr. 2.

Dieſes Gefäß, ſo ebenfalls von gebrannter Erde iſt, hat mit dem vorhergehenden einerley Proportion, und diente vielleicht zu eben dem Gebrauch. Unterdeſſen iſt es noch ſonderbarer, wegen des leeren Raums, der ſich in der Mitten deſſelben befindet, und der einen Zoll im Durchſchnitt hat. Es konnte ſolches folglich noch weniger flüßige Materie in ſich faſſen, als das vorhergehende. Ubrigens iſt nicht der mindeſte Zierrath daran, und die Farbe iſt blos ſchwarz.

Nr. 3.

Dieſen Carniol halte ich für eines von den ſchönſten Denkmalen, das wir noch von den Hetruriern haben. Herr Gori a) hat ſolchen bereits in Kupfer ſtechen laſſen, allein der Abdruck, den er davon bekannt gemacht hat, iſt nicht genau. Es ſtellet derſelbe den Achilles für, deſſen Name, mit Hetruriſcher Schrift, auf dem Stein befindlich iſt. Mit der einen Hand hält er ſeinen Schild, und mit der andern eine Art von Stiefeleten, welcher zur Bedeckung des Vordertheils der Beine dienten. Es ſcheinet dieſes Stück habe zur Waffenrüſtung der Alten gehöret, und Homer habe ſolches öfters mit einem Worte bezeichnet, welches die Ueberſetzer insgemein durch Beinharniſch (cuiſſart) geben. Den Beweiß deſſen, was ich ſage, ſoll eine Stelle aus dem Homer abgeben Da dieſer große

a) Muſ. Etruſc. T. I. Pl. LXIX. No. 11.

Dichter den Achilles mahlen wollte, a) wie er ſich anſchicket, den Tod des Patrocles zu rächen, ſo ſagt er, daß dieſer Held ſeine ſchöne Beinkleidung genommen, und ſie mit ſilbernen Spangen, oder Häften, an ſeine Beine beveſtiget habe. Wenn man die acht und zwanzigſte Kupfertafel dieſer Sammlung Nr 1. anſiehet, ſo wird man bemercken, daß die Stifeleten, von denen ich rede, würcklich durch Riemen, und vermuthlich durch Spangen, beveſtiget geweſen ſind. Dieſe Stifeleten waren insgemein von einem Ochſenleder, und bisweilen von Kupfer gemacht. Die Stelle aus dem Homer lautet ſo:

„ Achilles ergreift voller Wuth und Ungedult die Waffen, die ihm Vulcanus „ gemacht hatte. Er legt den Beinharniſch an, (cuiſſars,) bedecket ſeine „ Bruſt mit ſeinem glänzenden Harniſch; nimmt das Wehrgehenck, woran ſein „ fürchterlicher Degen hieng, und bewafnet ſeinen Arm mit jenem undurchdring„ lichen Schild, welcher einen Glanz von ſich wirft, der dem Licht des Nachtge„ ſtirns gleich kommt = = = = Achilles machet einen Verſuch unter dieſen Waffen, „ um zu ſehen, ob ſie ihm bequem ſind, und ob ſein ſchmeidiger Cörper darunter „ ſeine völlige Freyheit behalte „ b).

Ohne Zweifel hatte der Steinſchneider, da er dieſe Vorſtellung abbilden wollte, die Beſchreibung des Homer vor Augen. Indem es ihm aber genug zu ſeyn dünckte, nur den Geiſt, und die vornehmſten Stücke davon anzubringen, ſo nahm er ſich einige Freyheiten, um ſeinen Gegenſtand, nicht mit zu vielen Dingen zu beladen. Er ließ den Curaß und das Wehrgehenck hinweg, weil ſie ihn würden gehindert haben, das Nackende der Figur zu zeichnen, und derſelben eine zierliche Stellung zu geben. Und ſo müſſen alle große Künſtler die Gegenſtände, die ihnen die Dichter an die Hand geben, bearbeiten. Sie müſſen ſolche auf einer Seite vorſtellen, die für ihre Kunſt die günſtigſte iſt, und wo ſie, auf eine geſchickte Art, das ganze, durch einen einigen Theil anzeigen können. Der Künſtler, den wir dieſen Stein zu dancken haben, hat bey dieſer Gelegenheit bewieſen, daß die Hetrurier, die Kunſt hohl in Stein zu ſchneiden, bis zur höchſten Vollkommenheit getrieben haben, und daß ihnen alles feine in dieſer Art der Arbeit, bekannt geweſen ſey. Dieſer Carniol könnte weder beſſer erhalten, noch auch ſchöner ſeyn. Er hat die Geſtalt eines Scarabäus, und da dieſes Thier bey den Aegyptern heilig war,

a) Ilias I. 19.
b) Ilias I. 19.

1

1

3

2

2

war, wie ſie denn ſolches ſehr oft abbilden lieſſen: ſo folget daraus, daß die Hetrurier einige Gebräuche von ihnen entlehnet haben. Übrigens waren die Steine von dieſem Form zu dick, als daß ſie an dem Finger getragen werden konnten. Sie waren aber ordentlicher Weiſe, in der Mitte, der Länge nach, durchbohret. Ich glaube alſo, daß die Hetrurier ſolche als Amulete gebraucht, und daß ſie, wenn ſie ſelbige an den Hals hiengen, die Freyheit behalten haben, ſolche abzudrucken, wenn ſie ihr Siegel irgendwo hinſetzen wollten.

Ich ſchenckte dieſen ſchönen Stein dem Herrn Grafen von Thoms, als er das letztemal zu Paris war. Vermuthlich hat derſelbe ein gleiches Schickſal mit den übrigen Alterthümern gehabt, die er in ſeinem Cabinet aufbehielte.

Die ein und dreyßigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Unter den verſchiedenen, bey den Hetruriern gewöhnlichen Tänzen, war auch einer, wo man mit allen Stücken, die zur Waffenrüſtung gehörten, bekleidet war, und der zu den Ceremonien der Religion gehörte. Herr Buonarotti und Herr Gori, haben dieſes aus verſchiedenen Denckmalen bewieſen. Und dasjenige Stück, ſo ich gegenwärtig anführe, giebt uns einen neuen Beweiß davon an die Hand. Es iſt ſelbiges eine Figur von Ertz, die auf dem Haupt einen Helm, auf der Bruſt einen Curaß, und an den Beinen Stifeleten hat. Dieſe Rüſtung ſcheinet ſich zu nichts, als zum Streit zu ſchicken. Allein die Stellung der Figur kündiget weit friedfertigere Geſinnungen an. Wenn man auf das muntere und lachende Geſicht dieſer Figur Acht hat, auf dem nichts als Freude abgebildet iſt, wenn man überleget, daß das Alter derſelben überhaupt, nicht mit der Art, wie ſie bewafnet iſt, übereinſtimme, ſo wird man dieſelbe ohne Anſtand für einen Tänzer erklären. Die Waffen, und die Zierrathen, womit ſie ausgeſchmücket iſt, ſind ſtarck erhoben gearbeitet; und dieſes läſſet mich vermuthen, daß ſie nur von Tuch, oder von einer Materie geweſen ſind, deren Schwere keine Beläſtigung verurſachte. Uber dem Helm befindet ſich ein Thier, das ich für eine Löwin halte. Es hat daſſelbe aber den Kopf verlohren. So mangelt auch der Figur der kleine Finger an der rechten Hand. Die Augäpfel, in die man nur ganz kleine Steine hat hineinbringen können, ſind hohl. In beyden Händen hatte ſie ohne Zweifel ehehin Attributen,

die aber nicht mehr vorhanden ſind. Ich muß hiebey geſtehen, daß mir, ſo oft ich das Geſpräch des Lucianus von dem Tanze leſe, bey dieſer Figur allezeit die Pantomimen in das Gedächtniß kommen, von denen uns dieſer Schriftſteller eine ſehr umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen hat. Nach ſeiner Meynug, kam dieſe Art des Tanzes, aus Italien; und man dürfte wohl ſagen, ohne daß man zu weit mit ſeinen Muthmaſſungen gienge, daß ſelbige urſprünglich von den Hetruriern herſtamme.

Der Geſchmack der Zeichnung an dieſer Figur iſt nicht der beſte, und die Art der Arbeit hat etwas auſſerordentliches. Ich halte eines, wie das andere, für weit jünger, als der Geſchmack und die Manier iſt, ſo an den meiſten Stücken herſchet, die vor dieſem hergehen. Unten werde ich von den Stiefeleten reden, womit die Beine dieſes Tänzers bedecket ſind. Hier erinnere ich nur noch dieſes, daß er gerad und bleyrecht auf dem lincken Fuß ſtehet, in der Action eines tanzenden und lauffenden, und daß die Einrichtung der ganzen Figur, nach dieſer Bewegung gemacht ſey. Dieſe Figur hat acht Zoll und ſechs Linien in der Höhe, und iſt ohne Plinte gegoſſen worden, welches vermuthlich deswegen geſchehen iſt, damit ſie nach eigenen Belieben auf einen Seulenfuß konnte geſtellet werden. Ubrigens iſt ſie, mit vieler Sorgfalt ausgebeſſert worden.

Nr. 3.

Dieſe Tänzerin, die ebenfalls von Ertz, und von zwo Seiten vorgeſtellet iſt, hat mit ihrer Plinte, oder mit ihrem Bildgeſtell, das zugleich mit der Figur gegoſſen worden iſt, fünf Zoll und ſieben Linien in der Höhe. Dieſes Stück gehöret nicht unter die Anticken, unterdeſſen verdienet es doch, theils wegen des Guſſes, theils wegen der Gravüre ſeiner Zierrathen, eine Stelle unter den Hetruriſchen Denkmalen. Man findet auch an ſelbigem, ohne viele Mühe, die meiſten von jenen Merckmalen, die von dem gröſten Theil der Alterthumsforſcher feſt geſetzet worden ſind, um an denſelben dieſe Gattung der Anticken zu erkennen, daß ich mich alſo entſchloſſen habe, ſolches in Kupfer ſtechen zu laſſen. Man trift auch verſchiedene Stücke von dieſer Art, in den meiſten Europäiſchen Cabineten an.

Ich könnte mich, zu meiner Entſchuldigung, daß ich mich mit dieſem Stück von Ertz betrügen laſſen, theils auf den Ort beruffen, wo ich ſelbiges angetroffen

troffen, theils könnte ich auch anführen, daß man aus demſelben eine groſſe Seltenheit gemacht hat. Allein ich will es blos dabey bewenden laſſen, daß ich anzeige, auf was Weiſe ich aus dem Irrthum gebracht worden bin. Ich bekam nemlich eine beträchtliche Anzahl Japaniſcher Figuren zu ſehen, an denen ich ohne Mühe, den nemlichen Geſchmack der Zeichnung wahrnahm, einen gleichen Guß bemerckte, und endlich eine vollkommene Uebereinſtimmung der Arbeit antraf. Dieſes melde ich hier zu dem Ende, damit ſich diejenigen, die ſich auf das Studium des Alterthums legen, nicht angewöhnen, voreilig einen Ausſpruch von einem Stück zu thun, ehe ſie alle nur mögliche Unterſuchungen angeſtellet haben.

Nr. 3.

Dieſes Gefäß, oder dieſe Art eines kleinen Krugs, iſt neun Zoll hoch, und hat im Durchſchnitt ein wenig mehr, als vier Zoll. Ich beſitze noch dreyzehen ſolche Stücke, welche von verſchiedener Höhe, von drey bis zu eilf Zoll ſind. Nur ein einiges darunter iſt ſchwarz. Die übrigen ſind nach allen denjenigen Arten ausgezieret und gearbeitet, welche die Hetrurier, bey ihren Wercken von gebrannter Erde zu beobachten pflegten. Ich habe dieſes Stück den übrigen, nicht wegen ſeiner Geſtalt vorgezogen, denn ſie ſind alle, nach ihren verſchiedenen Gröſſen, gleich ſchön, ſondern weil mir die darauf vorkommenden Figuren ſonderbar zu ſeyn geſchienen haben. Solte man hier nicht das Angedencken eines Athleten haben erhalten wollen, der in einem gewiſſen, in Griechenland gebräuchlichen Spiel, oder in einem von jenen, die man in Hetrurien hielte a), den Sieg davon getragen hat? Das Pferd, der Palmzweig, die nackende Geſtalt der Figur, die Mütze womit das Haupt bedeckt iſt, alles dieſes giebt dieſer Erklärung einige Wahrſcheinlichkeit. Es iſt wahr die Mütze, oder der Hut ſcheinet Flügel zu haben. Allein da die Hetruriſchen Künſtler gewohnt waren, viele von ihren Gottheiten ſolchergeſtalt abzubilden: b) ſo kan es gar wohl ſeyn, daß ſie auch einen von ihren Bürgern, der ſich durch ſeine Behändigkeit berühmt gemacht, mit dieſen Flügeln vorſtellen laſſen. Hiezu kommt noch, daß Herr Baudelot, c) da er ein altes Basrelief erklärte, auf dem ſich eine faſt ähnliche Vorſtellung fand, die Figur ebenfalls für einen Athleten gehalten hat.

a) Buonarotti & Dempſter p. 70. Gori Muſ. Etruſc. tom. 2. p. 374.

b) S. Winckelmanns Geſchichte der Kunſt. S. 87.

c) Mem. de l'Acad. des Belles Lettres tom. I. p. 193.

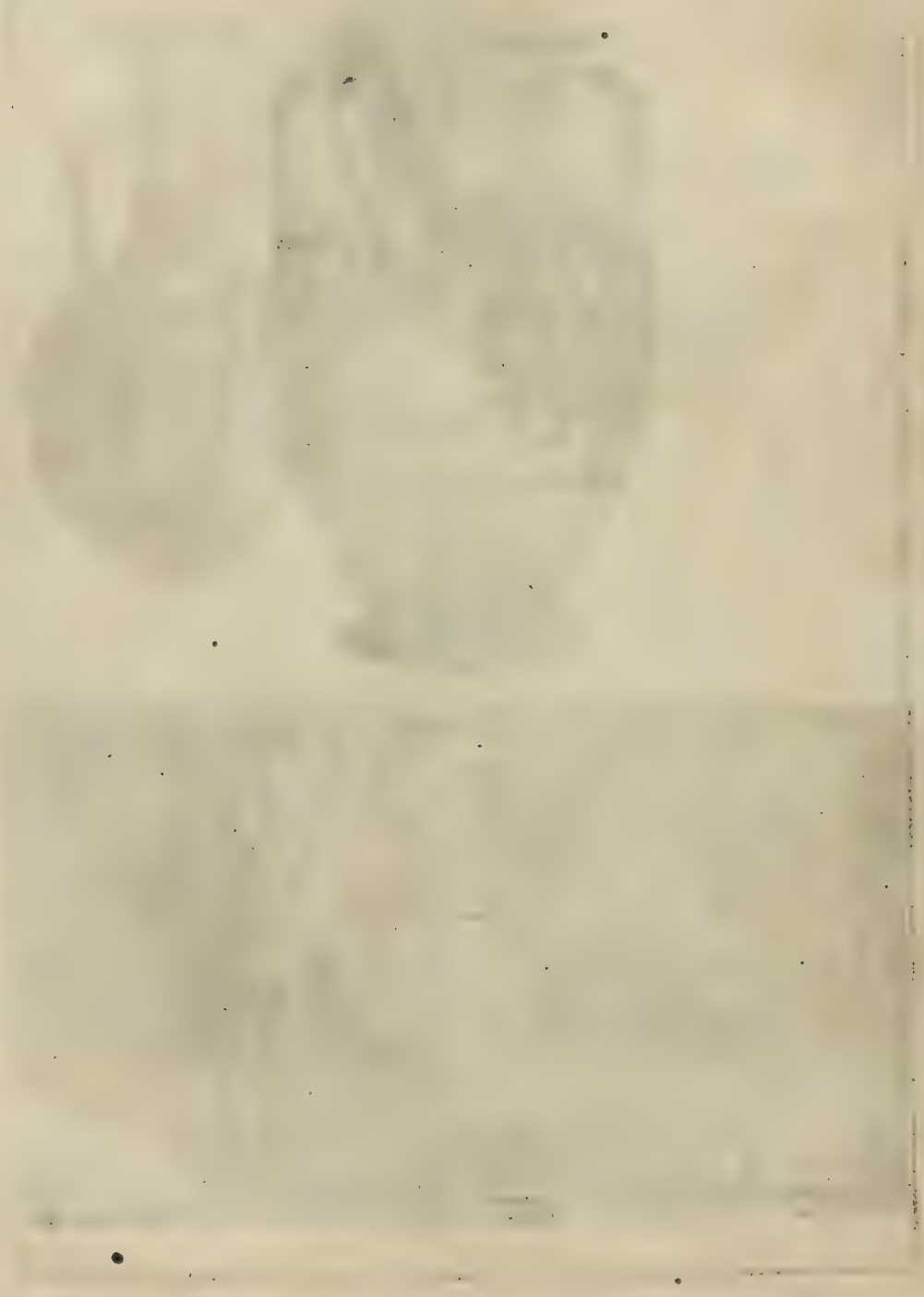
Die Zeichnung dieſes Stückes iſt nach einem ſehr guten Geſchmack gemacht. Es iſt ſo gar einige Feinigkeit in dem Zug wahrzunehmen. Und dieſes bewegt mich zu glauben, daß es nicht in das hohe Alterthum gehöre, und daß die Hetrurier, ſchon die vortreflichen Wercke der Griechen in dieſer Art geſehen haben, als das gegenwärtige Stück in ihrem Lande verfertiget wurde.

Die zwey und dreyßigſte Kupfertafel.

Dieſes ſchöne Gefäß iſt von Erde, und ſehr wohl erhalten. Mein Vergnügen, ſolches in dem Cabinet des Grafen Peralta, welches ich gekauft habe, zu finden, war um ſo viel gröſſer, weil es zum Beweis deſſen dienet, was ich ſchon öfters behauptet habe, daß die Hetrurier, die Kenntniß, die ſie von den Aegyptern erlanget, bey ihren Gebräuchen und Manieren angewendet, und daß ſie dieſe Nation nachgeahmet haben, ohne ſich doch knechtiſch nach ihnen zu bilden. Man ſiehet zwar auf einer Seite dieſes Gefäßes, einen Menſchen, der auf einem Bett lieget, und eine Weibsperſon, oder einen Jüngling, welcher aufrechts ſtehet. Und dieſe Gruppe findet man öfters, in der nemlichen Stellung, auf verſchiedenen Aegyptiſchen Denkmalen. Sie ſtellet aber allezeit eine Mumie vor, mit einem Mann, der mit Zubereitung derſelben beſchäftiget iſt. Hier aber iſt das Geſicht der liegenden Figur, unbedeckt und gefärbt; auch ſtehen die Füſſe an derſelben von einander. Die Weibsperſon, oder der Jüngling, ſo vor derſelben ſtehet, breitet die Arme aus, und ſcheinet für den Sterbenden um Hülfe zu ruffen, indem er ſich gegen ein Geſtirn zukehrt, welches man in einem Winckel auf dieſem Stück ſiehet, und das vermuthlich die Sonne iſt. Die Geſtalt derſelben iſt ohne Mühe zu erkennen, wie auch die Arme, das Angeſicht und die Füſſe der ſtehenden Figur ſehr kenntlich ſind, ob ſie gleich nur mit einer weißen Farbe gemahlet ſind, die aber keine rechte Haltung hat.

Die Vorſtellung, welche auf der andern Seite dieſes Gefäßes befindlich iſt, kan man leicht aus dem Kupferſtich erkennen. Es iſt eine groſſe Schlange, die ſich krümmet. Sie hat einen Bart, und etliche kleine Flügel, die an unterſchiedenen Orten ihres Leibes ſtehen, und Hirſchen Füſſe. Wenn man dieſes verſtehen will, ſo muß man ſich erinnern, daß die Sonne, welche, dem Macrobius a) zu Folge, ſich niemals von ihrem Wege entfernet, nichts deſtoweniger in ihrem Lauf, einen krummen Gang beobachtet, der den Krümmungen einer Schlange ähnlich iſt;

a) Saturn. l. 1. c. 17.



2

1

1

iſt; man muß ſich ferner erinnern, daß eben dieſer Scribent, an einem andern Orte b) meldet, daß man die Sonne unter der Figur einer Schlange abgebildet habe, weil ſich die Drachen alle Jahre verjüngern, indem ſie ihre alte Haut ablegen. Nun haben wir bemercket, daß die Sonnenkugel, auf der einen Seite dieſes Denkmals abgebildet worden; und dieſes geſchiehet auf der andern Seite, durch das Sinnbild einer geflügelten Schlange, welcher man Hirſchenfüſſe beygelegt hat, um vielleicht die Geſchwindigkeit anzuzeigen, mit welcher die Sonne ihren Lauf fortſetzet. Der Schlange zur Seite ſtehet eine Nachteule, welche auf einem veſten Cörper ſitzet, welcher ein Grab zu ſeyn ſcheinet. Die Aegypter ſahen dieſes Thier für ein Sinnbild von den böſen Genius an. Im Fall die Hetrurier dieſe Idee ebenfalls angenommen, ſo würde das Ganze, eine ſterbende Perſon vorſtellen, für welche eine andere Perſon, ihr Gebet an die Sonne abſchickt, um die böſen Genios zu vertreiben, die ſich ſchon dem Grabe zu nähern anfiengen. Dieſer Erklärung zufolge, halte ich dieſe Vaſe für eine Begräbnißurne. Die Zierrathen, welche noch auf den beyden Seiten angebracht ſind, die ich eben beſchrieben habe, ſind klug, und von denen unterſchieden, die man ſonſt ordentlich auf den Hetruriſchen Gefäßen antrift. Sie ſtimmen mit der Natur, der darauf vorgeſtellten Sache überein. Die rothe Farbe, welche auf dieſem Gefäße, wie eine Decke, oder Glaſirung aufgetragen iſt, verräth die Kunſt, und befindet ſich in einer ſehr ſchönen Anordnung mit der ſchwarzen Farbe. Die eine, wie die andere, iſt auf die natürliche Farbe der Erde aufgetragen; dieſe aber iſt ſehr wohl gebrannt und vollkommen gearbeitet. Dieſes Gefäß hat zehen und einen halben Zoll in der Höhe, und ſieben Zoll und drey Linien im Durchſchnitt. Die liegende Figur hat vier Zoll, und die ſtehende drey und einen halben.

Die drey und dreyßigſte Kupfertafel.

Nr. I.

Dieſes ſchöne Gefäß befindet ſich, unglückſeliger Weiſe, in einem ſehr ſchlechten Zuſtande. Man ſiehet auf demſelben die Trümmer einer bewundernswürdigen Bildhauerey. Es hat fünf Zoll in der Höhe, und ungefähr zween Zoll und neun Linien im Durchſchnitt. Es war mit einen Basrelief gezieret, von dem ich nichts, als die Ueberbleibſel vorſtellen kan; ſie ſind unter eben dieſer Nr. abgezeich-

b) lb. c. 20.

zeichnet. Ich muß geſtehen, daß ich ſehr wenig Beyſpiele von einem ähnlichen Zierrath auf Hetruriſchen Denkmalen angetroffen habe. Mich dünckt, man habe die Caſſandra vorſtellen wollen, wie ſie von den Pferden geſchleift wird. Denn die Hetrurier haben öfters, auf ihren Basreliefs, die Geſchichte und die Helden des Trojaniſchen Kriegs abgebildet. a) Unterdeſſen muß man ſich doch nicht vorſtellen, daß Homer nach Hetrurien gekommen ſey, auch nicht einmal, daß er die Hetrurier gekannt habe. Er hatte ſich aber die Bewunderung dieſes Volkes, durch die Schönheit und Richtigkeit ſeiner Bilder erworben, und ſeine Muſe hat der Einbildungskraft der berühmteſten Künſtler, eben ſowohl Feuer und Nahrung gegeben, als wie den Dichtern.

Dieſes Denkmal iſt in verſchiedener Betrachtung merckwürdig. Die Arbeit des Basrelief iſt ein wenig trocken, aber doch nicht ohne alle Action. Die Köpfe der Mansperſon und des Weibes, ingleichen der Kopf an dem Pferd, haben einen Character; wenn man aber von einem ſo ſchlecht erhaltenen Denkmal ein Urtheil fällen darf, ſo ſcheinet mir die Zeichnung der Figur der Weibsperſon ziemlich ſchlecht zu ſeyn. Von den Zierrathen, welche auf dieſem Basrelief angebracht ſind, will ich nichts ſagen: ſie kommen mit allen denen überein, die man auf dieſer Gattung von Gefäßen erblickt.

Ich habe einige Kupfertafeln, welche in dieſe Sammlung kommen ſollten, und deren Anzahl ſchon vollſtändig war, hinweg gethan, um dem Leſer eine Beſchreibung von dem Cabinet Hetruriſcher Stücke von Erde zu geben, welches mir der Herr von Sainte Palaye, abzutretten die Gütigkeit gehabt, und das er zu Milano, von dem Grafen Peralta gekauft hatte. Es iſt ſolches ſehr zahlreich. Dieſes, nebſt dem gleich folgenden Stücke iſt aus demſelben.

Nr. 2.

Die Geſtalt dieſes kleinen Gefäßes iſt eben ſo ſchön, und eben ſo artig ausgedacht, als ſonderbar und vernünftig ſie iſt. Und das iſt es auch alles, wo ich davon ſagen kan. Denn es iſt nicht der mindeſte Zierrath auf dieſem Denkmal angebracht; und da es vollkommen ſchwarz iſt, ſo iſt der gegenwärtige Kupferſtich hinlänglich, das vorzügliche an demſelben vorzuſtellen, welches blos in dem Zug beſtehet. Die Höhe dieſer Trinckſchale beträgt zween Zoll, und drey Linien; der gröſte

a) Dempſter, Buonarotti Etrur. Reg. Gori Muſ. Etruſc.

2

1

3

gröſte Durchmeſſer hat vier und einen halben Zoll, und der kleinſte zween Zoll, eine Linie; die äuſſerſte Höhe der Henckel, welche acht Linien breit ſind, beträgt einen Zoll, und eben ſo viel Linien.

Die vier und dreyßigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſe Hetruriſche Schüſſel iſt von gebrannter Erde. Im Durchſchnitt hat ſie einen Schuh, ſieben Linien; die Tiefe derſelben beträgt drey Zoll, und zwo Linien; und die Höhe, von dem unterſten Theil des Fuſſes an gerechnet, bis auf die Spitze des Knopfs, welcher das Ende der Handheben ausmacht, vier Zoll, ſieben Linien. Ich habe hier dieſes Denkmal, ſo kennbar, als es nur möglich war, in Kupfer ſtechen laſſen. Ich habe es im Profil vorſtellen laſſen, ich habe es aber auch abbilden laſſen, wie es von innen und von unten ausſiehet. Und dieſes iſt darum geſchehen, weil es überall mit den ſchönſten Zierrathen ausgeſchmückt iſt. Dieſe Aufmerckſamkeit verdienet es nicht nur wegen ſeiner ſchönen Arbeit, ſondern auch wegen ſeiner Seltenheit. Ich habe noch in keiner Sammlung der Alterthümer, von denen, die bißher bekannt gemacht worden ſind, ein ähnliches Stück angetroffen; ich erinnere mich auch nicht, eines auf meinen Reiſen durch Europa geſehen zu haben. Die Handheben ſind mit einer edlen Einfalt, und zum Gebrauch ſehr bequem gemacht. Sie reichen nicht über den Umfang hinaus; und dadurch ſind ſie wider alle widrige Zufälle in Sicherheit geſetzet. Aus den darauf angebrachten Knöpfen, erkennet man die Einſicht und den Geſchmack des Meiſters, welcher dieſes Stück verfertiget hat. Hoffentlich werden mir es diejenigen, welche den Werth der Geſtalten kennen, dancken, daß ich alle Theile des Zugs, ſorgfältig erkläret und angezeiget habe.

Nr. 2.

Der innere hohle Theil des Gefäßes, welchen ich hier abbilden laſſen, iſt ſehr ſchön ausgezieret, und hat die richtigſte Proportion. Wird es mir aber wohl erlaubt ſeyn, die Vermuthung zu wagen, daß man darauf den Genius des Herbſtes habe vorſtellen wollen? Er hat Flügel, weil die Hetrurier ſolche beynahe allen ihren Gottheiten beylegten. Er hat auch einen Korb mit Früchten; vor ihm gehet

ein Thier her, welches einem Haaſen ſehr ähnlich ſiehet. Dieſe beyden Sinnbilder bezeichnen den Herbſt ſehr gut, und ſind gerade eben diejenigen, welche denſelben auf einem Medaillon des Kayſers Commodus abbilden, auf dem man die vier Jahrszeiten vorgeſtellet hat.

Um die Figur herum iſt ein Lorbeerkranz angebracht, deſſen Blätter mit einer weiſſen Farbe geblickt ſind. Man ſiehet aber kaum mehr einige Spuren von dieſer Farbe.

Nr. 3.

Der untere Theil dieſes Gefäßes iſt mit zwo Figuren gezieret. Die eine ſtellet eine ſitzende Weibsperſon für, die nach einem guten Geſchmack gebildet iſt. Sie hält mit der rechten Hand einen Spiegel, oder eine Schaale, und in der lincken eine viereckige Tafel. Die andere Figur iſt nackend, hat Flügel, und ruhet auf einem Knie. Sie hat in einer Hand einen Korb mit Früchten, und in der andern, eine Art eine Crone, die man öfters auf den Hetruriſchen Denkmalen antrift, deren Beſtimmung aber unbekannt iſt. Dieſe Figuren nehmen zwo von den vier Abtheilungen des Circkels ein. Die zwo andern ſind mit flüchtigen und ſehr angenehmen Zierrathen angefüllt, welche öfters auf dieſen Denkmalen vorkommen. Die gegenwärtigen ſind an einigen Orten, mit jener weiſſen Farbe geblickt, oder aufgefriſchet, von der ich ſchon öfters geredet habe.

Ob ich zwar oben die Seltenheit dieſes Stücks gerühmet: ſo habe ich doch, ſeit dem daſſelbe geſtochen worden iſt, noch eines dergleichen angetroffen. Es befand ſich ſolches in dem Cabinet des Grafen Peralta. Eines hatte die Beſtimmung wie das andere. Nur iſt das letztere etwas kleiner. Im Durchſchnitt hat es nur zehen Zoll, und acht Linien. Es hat keinen andern Zierrath, als einen weiblichen Kopf, und der Firniß daran iſt roth. Es iſt ſehr wohl erhalten, die Arbeit daran aber iſt ſehr grob; und da man nicht genug Acht auf daſſelbe hatte, als man es brannte, ſo iſt es ſehr verhüllet. Unterdeſſen können wir doch ſoviel daraus abnehmen, daß die Geſtalt dieſer Schüſſeln bey den Hetruriern ſehr gemein müſſe geweſen ſeyn. Uebrigens weiß man, daß weder alle ihre Wercke, noch alle ihre Künſtler einen gleichen Werth gehabt haben.

Die

1

Die fünf und dreyßigſte Kupfertafel.

Die Liebhaber der Alterthümer ſchrencken ihre Bemühungen nicht blos auf lauter groſſe Gegenſtände ein; ſondern wenn ſie ſich genöthiget ſehen, auch in kleinen Dingen, die dem Anſehen nach, nicht viel zu bedeuten haben, Unterſuchungen anzuſtellen, ſo werden ſie durch die Hofnung ermuntert, den Urſprung unzehliger Gebräuche zu entdecken, die nur darum verächtlich ſind, weil ſie ſehr gemein ſind. Von dieſer Art ſind die, in dem bürgerlichen Leben üblichen Gebräuche; daher würdiget man ſie auch ſelten einer Unterſuchung. Unterdeſſen erblicket oft ein Mann, der auf alle Gegenſtände, die ihn umgeben, aufmerckſam iſt, an dem Anfang und an den Veränderungen derſelben etwas, das ihm ungemein wichtig iſt. Man lernet dadurch die Mittel kennen, wodurch die Menſchen auf die Gedancken gekommen ſind, ſich diejenigen Bequemlichkeiten zu verſchaffen, deren ſie ſich jetzt, ohne darüber nachzudencken, bedienen. Durch dieſe Unterſuchung bekommen wir eine ſo viel richtigere Kenntniß von dem Fortgang und von den Hülfsmitteln des menſchlichen Verſtandes, da ſich dieſelbe auf die Erfahrung gründet, und die Beurtheilung der Dinge in einen Circkel von Begebenheiten einſchlieſſet, wobey keine Spitzfindigkeiten können angebracht werden. Zu dieſer Ausſchweifung bin ich durch die Gefäße veranlaſſet worden, welche auf dieſer Kupfertafel abgebildet ſind. Ihre Geſtalt beweiſet, daß vor der Erfindung der nützlichen Künſte, die Hörner von Thieren, an ſtatt der Trinckgeſchirre gebraucht worden, und daß ſie nach und nach, die Idee zu allen Gefäßen hergegeben, deren man ſich ſeit der Zeit bedienet hat. Ich habe mich bemühet, in einer Abhandlung, welche in der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, abgeleſen worden iſt, zu zeigen, daß man, ohngeachtet der verſchiedenen Veränderungen, welche dieſe Geſtalt erlitten hat, ſie doch noch an den Gefäßen wahrnehme, welche nicht unter das erſte Alterthum dürfen gezehlet werden. Unter dieſe Claſſe rechne ich auch diejenigen, welche gewiſſe Hetruriſche Figuren in den Händen haben; Ferner rechne ich auch diejenige darunter, die man in dem dritten Band des Hetruriſchen Muſei hat abzeichnen laſſen; a) und endlich auch die, welche auf der gegenwärtigen Kupfertafel erſcheinen.

Nr. I.

In meinem Cabinet befinden ſich zwey ſolche Gefäße, die einander vollkommen gleich ſind, man mag entweder die Größe derſelben, oder die Zierrathen anſehen,

a) Part. 2. Pl. VIII.

die ich hier unter eben dieſer Numer habe beſonders ſtechen laſſen. Beyde endigen ſich mit einem Schweinskopf. Strabo a) bemerckt, daß in demjenigen Theil von dem diſſeits den Alpen gelegenen Gallien, welcher zu ſeiner Zeit an Hetrurien grenzte, in den weiter entferneten Zeiten aber einen Theil davon ausmachte, das Land alle Arten von Früchten herfürgebracht, und beſonders an einer groſſen Menge Eicheln reich geweſen ſey, und daß man die zahlreicheſten Schweinheerden daſelbſt angetroffen, wovon die Römer einen guten Theil zu ihrem Unterhalt bekamen. Ein ſo gemeines Thier muſte die Hetrurier natürlicher Weiſe veranlaſſen, es auf ihre Denkmale zu ſetzen, und vielleicht haben wir dieſe Art von Vorſtellungen, blos dem eigenen Gefallen der Meiſter zu dancken. Wolte man aber vermuthen, daß ihre Religion ihnen einen Beweggrund dazu an die Hand gegeben habe, ſo darf man ſich nur erinnern, daß die Hetrurier, die Freundſchafts- und Friedensverträge, die ſie mit den benachbarten Völckern aufrichteten, mit dem Blut dieſes Thiers beſiegelten, daß ſie ſolche bey ihren Heyrathsceremonien opferten, und es für ein Sinnbild der Fruchtbarkeit anſahen, und daß ſie ſolches endlich der Ceres geweihet, weil ſie vermuthlich eben ſo, wie die Aegypter glaubten, daß es durch das Wühlen in der Erde mit ſeinem Rüſſel, dieſer Göttin den Ackerbau gelernet habe. Ein ſo aberglaubiſches Volck, hatte freylich nicht einmal ſo viele Beweggründe nöthig, dem untern Theil dieſer Gefäße, welche allem Anſehen nach zum Gebrauch bey den Opfern beſtimmet waren, die Geſtalt eines Schweinskopfs zu geben. Die Arbeit daran iſt nach eben dem ſehr guten Geſchmack, der an den Stücken herrſchet, die auf der neun und zwanzigſten Kupfertafel vorkommen.

Die weiſſe Farbe iſt bey dieſem Stück ſehr ſparſam, und blos dazu gebraucht worden, den Putz des menſchlichen Kopfs, und einige Orte der Zierrathen zu blicken. Die Arbeit daran iſt ſehr ſchön. Die Köpfe der Thiere ſind gut aufgetragen, geendiget, geliebkoſet und ohne Trockenheit. Die Erhöhung, welche dieſe einzigen Thiere auf der Stirn haben, iſt das einige, das uns etwa mißfallen könnte.

Uebrigens ſind dieſe Gefäße ſo vollkommen wohl erhalten, daß ich faſt glauben ſollte, man habe ſie in einem Grabe gefunden: und wenn mir noch eine Muthmaſſung erlaubt iſt, ſo ſollte ich daraus ſchlieſſen, daß man ſie zu den, bey den Begräbnißen gewöhnlichen Libationen gebraucht habe. In der Höhe betragen ſie ſieben Zoll und zwo Linien; die Mündung hat drey Zoll und zwo Linien im Durchſchnitt. Sie halten ungefehr das Maas einer Pariſer Chopine.

Nr. 2.

a) Lib V. p 218.

1
2
2
3
4

Nr. 2.

Dieſes Gefäß iſt wie die vorigen, von gebrannter Erde. Am Ende, oder unten ſtellet es den Kopf eines jungen Hirſchen vor. Es hat vier Zoll in der Breite, und ſieben Zoll, zwo Linien in der Höhe. Es hält etwas mehr, als eine Pariſer Chopine in ſich. Die Farbe daran iſt vollkommen ſchwarz. Von Zierrathen iſt nichts daran, als einige ungemein ſchöne, ungekünſtelte, und weitläufige Aushöhlungen. Endlich muß ich noch ſagen, daß mir ſehr wenige Stücke bekannt ſind, an denen der Zug zierlicher wäre, als an dieſem. Noch eines iſt zu erinnern, daß daſſelbe dem Herrn von Peireſc zugehöret habe. In dem Cabinet der Königlichen Kupferſtiche, wird ein Manuſcript aufbehalten, wo dieſer gelehrte Mann, ſehr viele alte Gefäße vorſtellen, und nach den daran befindlichen Farben abbilden laſſen. Unſer gegenwärtiges Stück iſt daſelbſt ebenfalls, mit der gröſten Sorgfalt, und faſt in ſeiner natürlichen Gröſſe abgezeichnet. Nur iſt zu beklagen, daß wir die Erklärungen nicht haben, womit der Herr von Peireſc dieſe Sammlung von Zeichnungen, ohne Zweifel, begleitet hatte. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß bey dem Tode der Privatperſonen, die ſchönſten Handſchriften verlohren gehen, und die treflichſten Cabinete zerſtreuet werden. Durch dieſe Beyſpiele ſollten ſich die Beſitzer ſolcher Schätze bewegen laſſen, ſie an einem öfentlichen Orte nieder zu legen, wo ſie ſicher verwahret werden. Und da wüſte ich keinen beſſern, als des Königs Cabinet.

Die ſechs und dreyßigſte Kupfertafel.

Nr. 1. und 2.

Kaum ſollte man glauben, daß ein Denkmal welches mit ſo vielen vorſtechenden Theilen gezieret iſt, noch ſo unverſehrt ſeyn könne, wie dieſes Gefäß, an dem man einige Zierrathen von erhobener Arbeit, mit einer Art der Mahlerey, oder vielmehr der Zeichnung untermenget antrifft, welche die Hetrurier auf ihren irdenen Gefäßen auszuüben pflegten.

Ich muß geſtehen, daß ich ſolches noch an keinem Stücke, als an dem, welches auf der fünf und zwanzigſten Kupfertafel Nr. 1. vorkommt, und an dem gegenwärtigen geſehen habe. Die vier weiblichen, und mit einem hohen Kopfputz gezierten Köpfe,

welche auf dem Deckel befindlich, ſehen ſich einander gleich, und ſind vermuthlich nach einerley Form gemacht worden. Auf der Seite, die man nicht ſiehet, iſt ein Satyr vorgeſtellet, den man an dem Schwanz und Geißfüſſen erkennet, welcher eine Weibsperſon um Rath zu fragen ſcheinet. Dieſe leztere Figur, welche unzehlig oft auf dergleichen Wercken vorkommt, erſcheinet noch einmal auf dem gegenwärtigen Stücke, und zwar auf derjenigen Seite, die ich habe abzeichnen laſſen; daſelbſt befindet ſich eine, auf den Knien liegende Figur bey ihr, die ſie um Rath fragt, oder etwas von ihr bittet, in einer Stellung, die den Hetruriern nicht gewöhnlich iſt, weswegen ich ſie auch dem Leſer habe vor Augen legen wollen.

Einer von denen vier Köpfen, womit dieſes Denkmal ausgezieret iſt, erſcheinet Nr. 2. etwas vergröſſert. Ich habe ſolchen von vornen, und im Profil abzeichnen laſſen, um das vorzügliche ſchöne und ſonderbare deſſelben deſto ſichtbarer zu machen. Der ganze Cörper des Gefäßes, wenn man den Knopf mit rechnet, welcher oben auf dem Deckel ſtehet, beträgt ſieben Zoll, acht Linien. Die Henckel ſind um einen Zoll und acht Linien höher. Im Durchſchnitt hat er fünf Zoll, ſieben Linien, und ein jeder Kopf iſt von dem unterſten Theil des Halſes, bis zu Ende des Kopfputzes, einen Zoll, acht Linien.

Ich beſitze noch ein anderes Gefäß, das in Anſehung der Geſtalt vollkommen mit dieſem übereinſtimmt, welches aber viel gröſſer iſt. Statt der vier Köpfe, die auf der gegenwärtigen ſind, hat jenes vier Knöpfe.

Nr. 3.

Dieſer kleine Topf von gebrannter Erde, ſo in der Höhe vier Zoll, und in der Breite zween Zoll und ſieben Linien austrägt, hat drey Henckel, und drey Schnäbel. Vermuthlich war derſelbe zum Gebrauch bey Tiſche beſtimmt, wo man ihn mit einer flüßigen Materie anfüllete, die man öfters brauchte. Denn dieſes Gefäß gehöret unter diejenigen, die man insgemein Handgefäße nennet. Die Form deſſelben, wenn man auch die Bequemlichkeit nicht in Betrachtung ziehet, worauf doch der Meiſter vornehmlich ſehen muſte, iſt nicht ohne Verdienſt. Ubrigens iſt dieſes kleine Gefäß vollkommen ſchwarz. Der Firniß daran, iſt keiner von den ſchönſten, zudem iſt er auch nicht mehr ganz.

Nr. 4.

Die Geſtalt der meiſten Hetruriſchen Gefäße beweiſet, daß ſie weiter zu nichts dienen ſollten, als den Ort, wo man ſie hinſtellete, zu zieren und auszuſchmücken. Unterdeſſen wurden doch auch in den Hetruriſchen Werckſtätten, Schalen, Teller und Schüſſeln von allerley Gröſſen, zu dem gemeinſten Gebrauch verfertiget. Dieſe letztern ſind insgemein von einer ſehr groben Arbeit, und meiſtentheils ſchwarz, woran man ſie auch erkennen kan; damit man aber, um ein gründliches Urtheil zu fällen, nicht genöthiget ſey, auf den Eindruck acht zu haben, welchen die Arbeit und der Firniß macht, ſo muß man bemercken, daß ſich meiſtentheils auf ihrem inwendigen Grund einige Zierrathen befinden, die nicht anders, als mit jenem Werckzeug haben gemacht werden können, welches wir heut zu Tage des fers nennen. Man druckte den Stempel deſſelben darauf ab, wenn die Erde noch weich war, und folglich ehe man ſie in das Feuer brachte. Ich kan verſichern, daß dieſe Zierrathen, deren es unzehlige Veränderungen giebt, die Feinheit und den Verſtand der Goldſchmidtarbeit haben. Dieſer kleine Teller hat ſieben Zoll im Durchſchnitt, und ſeine Erhöhung von ſeinem Plan an, beträgt etwas mehr, als zween Zoll. Ich habe wenigſtens dreyßig Stücke von eben dieſer Art. Die meiſten haben in der Mitte eben den Zierrath, von dem ich geredet habe, ingleichen auch dieſen Kopf von vornen, den man auf dem Kupferſtich ſehen wird.

Die ſieben und dreyßigſte Kupfertafel.

Dieſes irdene und nach der gewöhnlichen Art der Hetrurier gearbeitete Gefäß, hat eine artige Form. Es iſt ſolches noch ziemlich wohl erhalten, ausgenommen das oberſte Ende, woran die Hälfte eine neue Arbeit iſt. In der Zeichnung, womit es gezieret iſt, befindet ſich eine nackende Perſon, die gerade ſtehet, welcher eine andere Perſon, die ſitzet und bekleidet iſt, ein Opfer zu bringen ſcheinet. Dieſe Vorſtellung, kommt zwar mit einer geringen Veränderung, gar oft auf den Hetruriſchen Gefäßen für, allein deswegen weiß man doch keine gewiſſe Erklärung davon zu geben. Eben dieſes muß ich von der Gruppe bemercken, welche auf der andern Seite dieſes Gefäßes erſcheinet. Es beſtehet ſelbige aus zwo Figuren, die von oben bis unten, mit langen Röcken gekleidet ſind, und von denen ſich die eine auf einen Stab lehnet. Aufs höchſte können ſie uns dazu dienen, daß wir daran die

gemein-

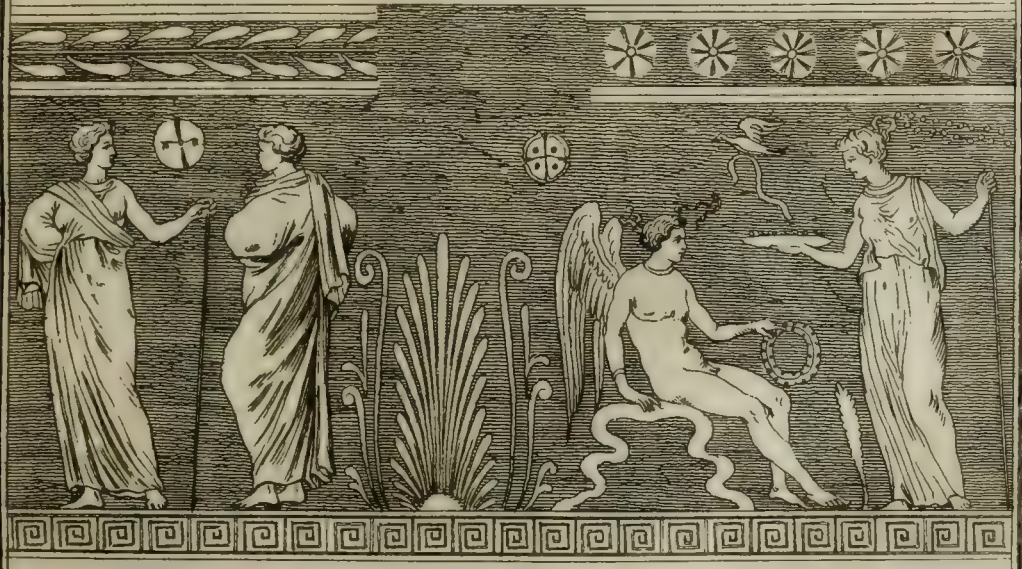
gemeinste Art der Kleidung unter diesem alten Volcke kennen lernen. Die Zierrathen, welche bey den Gruppen sich befinden, sind sehr wohl geordnet, und sehr zierlich. Die Höhe dieses Gefäßes beträgt einen Schuh und fünf Linien; und in dem Hauptdurchschnitt hat sie sieben Zoll und sieben Linien.

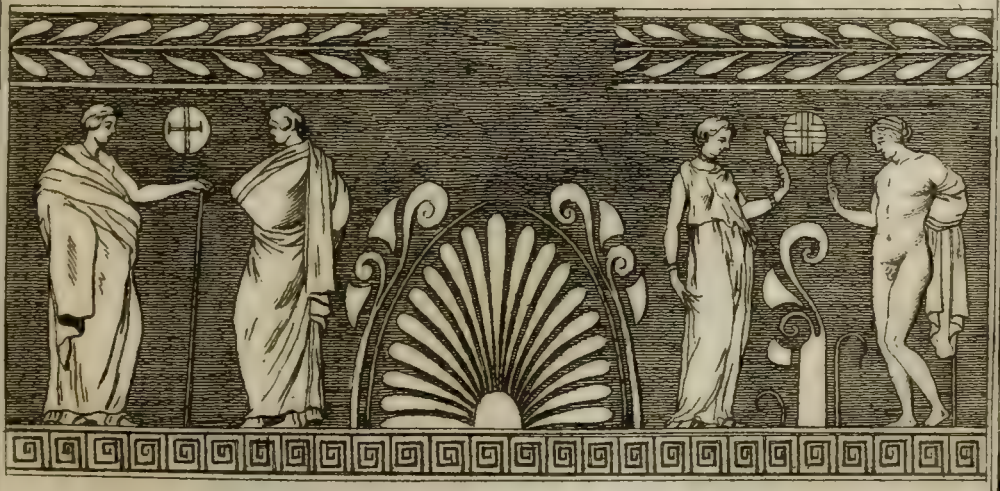
Die acht und dreyßigste Kupfertafel.

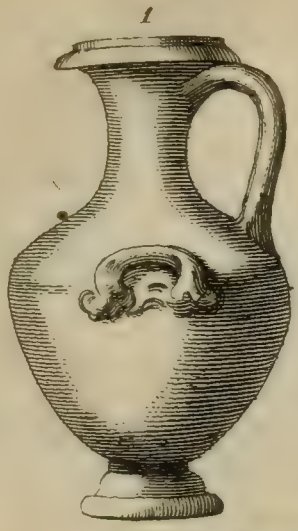
Dieses Gefäß, welches von eben der Art, und von der nehmlichen Arbeit ist, hat neun Zoll, sieben Linien in der Höhe, und sechs Zoll, vier Linien im Durchschnitt. Die Figuren sind ohngefähr vier Zoll hoch, und die obere Einfassung, erstrecket sich nicht bis unter die Handhęben. Eine jede Gruppe von zwo Figuren, nimmt eine von den zwo Seiten des Gefäßes ein. Eine von diesen Gruppen, stellet ebenfals, wie ich glaube, eine Art einer Berathschlagung für; ob aber gleich beyde Figuren stehen, so ist doch ihre Stellung verschieden. Auf der andern Gruppe siehet man eine bekleidete Weibsperson, die sich auf einen langen Stab stützet; sie reichet ein Opfer dar, das ist, eine Schüssel, von der ein Vogel weg fliegt, welcher einen Faden mit fort ziehet, an dem er vielleicht angebunden ist. Dieses Opfer bringt sie einer geflügelten und sitzenden Person. Sie kommt derjenigen gleich, die ich auf der Schüssel, die man auf der vier und dreyßigsten Tafel siehet, für einen Genius angesehen habe. Diese Figur hält eine Art einer Krone in der Hand. Sie hat alle Merckmale einer Weibsperson, an dem Kopfputz, Zierrathen und an dem Busen; und dem ungeachtet hat sie das Kennzeichen eines andern Geschlechtes. Dieses beweget mich zu glauben, daß sie einen Hermaphroditen, oder ein Sinnbild der Natur habe vorstellen sollen, die sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechtes ist. Allein man findet bey so dunckten Dingen, kein Ende in seinen Vermuthungen. Das Gefäß wäre noch ganz unversehret, wenn nicht die eine Handhebe etwas Noth gelitten hätte.

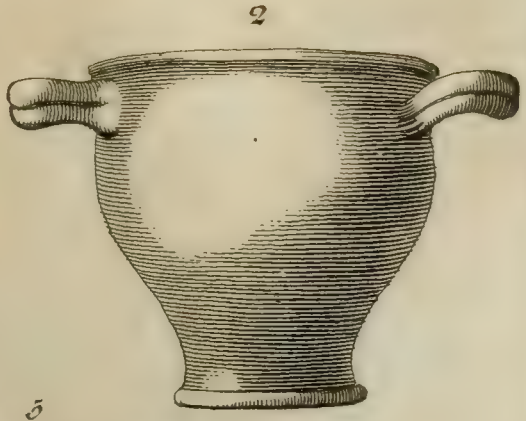
Die neun und dreyßigste Kupfertafel.

Die Handhęben dieses Gefäßes sind platt, welches man aber an der Zeichnung nicht erkennen kan. Es ist selbiges von einem vortreflichen Geschmack, noch völlig unversehrt, und etwas mit einer weissen Farbe geblicket. Auf jeder Seite siehet man eine Gruppe von zwo Figuren, die von einander verschieden sind, beyde aber eine simple Stellung haben. Sie scheinen eben so, wie die, welche auf dem vorherge-






1


2

5

3

4

hergehenden Gefäße vorkommen, mit Rath fragen, und Rath geben, beſchäftiget zu ſeyn. Die Zierrathen ſind etwas verändert, doch immer nach dem Nationalgeſchmack eingerichtet. Dieſes Stück hat eilf Zoll in der Höhe, und ſieben und einen halben, im Durchſchnitt.

Die vierzigſte Kupfertafel.

Ich kan in Anſehung dieſes Gefäßes nichts gewiſſes ſagen. Ich glaube, es ſey ſolches zu dem ordentlichen Gebrauch beſtimmet geweſen. Was aber an dieſem kleinen Denckmal einige Aufmerkſamkeit verdienet, das iſt die Figur, womit es gezieret iſt. Ich habe ſolche, unter dem Gefäße, in etwas vergrößert ſtechen laſſen, um den Leſer in Stand zu ſetzen, die Compoſition und die Handlung dieſes jungen Mädgens beſſer zu erkennen. Es ſcheinet, es habe ein Kunſtſpiel darauf vorgeſtellet werden ſollen, welches darinnen beſtund, daß man mitten im Lauffen, die flüßige Materie des Gefäßes, welches die Figur in der rechten Hand hält, in das Loch des Gefäßes, oder einer Art einer kleinen Mohrentrommel, welche ſie mit der lincken Hand in die Höhe hält, hinein zu bringen ſuchte. Der Tiſch, der vor ihr ſtehet, mochte vielleicht dazu gedienet haben, daß ſie ihr Gefäß darauf ſtellen konnte, wenn ſie es nicht mehr brauchte. Vielleicht möchte jemand auch auf die Vermuthung kommen, daß dieſes Gefäß, ausdrücklich zu dieſem Spiel beſtimmt geweſen ſey, welches, ohne Zweifel, tanzend geſpielet wurde. Denn es iſt bekannt, daß die Hetrurier große Liebhaber von dem Tanz geweſen, den ſie erfunden haben. Mit dem Grund der ſchwarzen Farbe, und mit der aufgedeckten rothen Farbe, iſt alles dasjenige gezeichnet, was man auf dieſem Gefäß ſiehet, welches in der Höhe vier Zoll und eine Linie, und in der Breite gerade einen Zoll weniger hat.

Die ein und vierzigſte Kupfertafel.

Dieſe vier kleinen Gefäße ſind von gebrannter Erde. Die Zierlichkeit und edle Einfalt ihrer Formen verdienet Aufmerkſamkeit. Unterdeſſen iſt es nicht möglich, ihren ehemaligen Gebrauch zu beſtimmen. Denn wie ſollte man, nach dem Verlauf ſo vieler Jahre, ſagen können, zu was für einem Gebrauch, Sachen von einem ſo mittelmäßigen Werth, bey einem Volke gedienet haben, deſſen Gebräuche

und Sitten uns unbekannt ſind? Doch werden dieſe kleinen Stücke wenigſtens dazu dienen, daß ſie uns einen Begriff von denenjenigen geben können, die ich bekommen habe, nachdem dieſe Kupfertafel ſchon geſtochen war.

Nr. 1.

Dieſes kleine Gefäß hat drey Zoll und vier Linien in der Höhe, und zween Zoll, weniger einer Linie in der Breite. Es iſt vollkommen ſchwarz, und noch wohl erhalten. Ich habe drey andere bekommen, die eben dieſe Form haben, aber um ein beträchtliches größer ſind. Eines darunter hat neun, und ein anderes zehen Zoll. Sie ſind mit Figuren und Zierrathen verſehen. Das dritte aber iſt unter allen das ſchönſte. Seine Höhe beträgt einen Schuh, drey Zoll, und im Durchſchnitt hat es neun Zoll und drey Linien. Doch müſſen wir bey dieſer Gelegenheit bemerken, daß ordentlicher Weiſe die Stücke, wenn ſie ins Kleinere gebracht werden, mehr Feinheit und Annehmlichkeit bekommen. Der Hals dieſes leztern, iſt viel kürzer. Auch iſt das eyförmige beſſer ausgedrückt. Es iſt vollkommen ſchwarz, und hat den ſchönſten Firniß. Der Wulſt, welcher an ſeiner Mündung befindlich iſt, iſt mit einigen Zierrathen verſehen, und auf der Mitte des Halſes ſiehet man ein flüchtiges Laubwerck von einem auserleſenen Geſchmack, welches mit der weiſſen Farbe, von der ich ſchon geredet habe, darauf gezogen iſt. Mit einem Wort, ich habe noch kein Gefäße geſehen, deſſen Form reicher und angenehmer wäre, als dieſes.

Nr. 2.

Man trift in den Cabineten der Liebhaber von Alterthümern ſolche Gefäße, die dem gegenwärtigen gleichen, und die zum gemeinen Gebrauch ſcheinen beſtimmet geweſen zu ſeyn, in großer Menge an. Das gegenwärtige hat drey Zoll in der Höhe, und eben ſo viel in der Breite, ohne die Handheben, mit denſelben aber fünf Zoll und vier Linien. Dieſes kleine Denkmal hat nicht den geringſten Zierrath. Es iſt blos ſchwarz. Die Einrichtung der Handheben macht es ſehr bequem, und beweiſet über dieſes, daß die Hetrurier das nützliche, dem angenehmen aufgeopfert haben. Uebrigens beſitze ich noch zwey und dreyßig andere Stücke, von eben dieſer Form, deren einige drey bis acht Zoll hoch ſind. Einige ſind ſchwarz, andere

dere aber mit Zierrathen verſehen. Sie ſind aber alle enger und nicht ſo zierlich, wie das gegenwärtige, deſſen Verdickung über dem Fuß, auf eine feine Art wächſt und ſich entwickelt.

Nr. 3.

An dieſem runden Gefäß ſiehet man heut zu Tage nichts mehr, als die natürliche Erdenfarbe. Man erblicket nur noch einige Spuren von den ſchwarzen und rothen Zierrathen, womit es ausgeſchmückt war. Es hat zween Zoll in der Höhe, und drey in der Breite. Die Form daran iſt zierlich, und die Arbeit der Erde könnte nicht vollkommener ſeyn.

Nr. 4.

Wahrſcheinlicher Weiſe ſollen die Vögel, womit dieſes Gefäß gezieret iſt, Gänſe vorſtellen. Dieſes iſt auch um ſo viel glaublicher, weil man dieſes Thier gar oft auf den Hetruriſchen Zierrathen findet. Man wird auf den folgenden Kupfertafeln, a) ein paar andere Gefäße antreffen, die nach dem Geſchmack des gegenwärtigen gemacht ſind, deren Maas aber viel größer iſt. Auch ihre Handheben ſind anders, aber doch mit Geſchmack angebracht. Unterdeſſen iſt das ganze nicht ſo niedlich. Das gegenwärtige Stück verdienet darum, weil es ſo wohl erhalten, und ſo klein iſt, in Betrachtung gezogen zu werden. Es iſt nur anderthalb Zoll hoch und zween Zoll und ſieben Linien breit.

Nr. 5.

Dieſes Gefäß, welches eine Art einer Trinkſchale vorſtellet, iſt mit einigen Figuren ausgezieret, von denen man ſchwerlich eine hinlängliche Erklärung wird geben können. An der Zeichnung derſelben iſt weit mehr Geſchmack; auch iſt der Zug viel fetter, und weniger trocken, als diejenigen ſind, die man ordentlicher Weiſe, auf den Wercken der Hetrurier antrifft. Vermuthlich war dieſe Trinkſchale zum Gebrauch bey Mahlzeiten, oder etwa auch zum Dienſte des Bacchus beſtimmet; denn der innere Rand derſelben iſt mit einer Weinrebe gezieret, an der einige Trauben befindlich ſind. Ich habe verſchiedene Stücke geſehen, die faſt

a) S. die XLIII. Kupfertafel Nr. 1. und 2.

eben diese Form hatten, und die blos durch ihre Größe, und durch die weniger, oder mehr eingebogenen Handheben von einander unterschieden waren. Zwey derselben sind einander vollkommen gleich. Da sie nicht so tief sind, als diese Trinckschaale, so scheinet es, als ob man von ihnen das Muster zu unsern grossen Schencktellern genommen habe. Sie kommen mit denselben in Ansehung ihrer Füsse, fast völlig überein, und sind von ihnen nur durch die Handheben unterschieden, welche vorstechend und wagrecht sind. Im Durchmesser haben sie neun Zoll; ihre Höhe beträgt drey bis vier Linien, und ihre Handheben stechen anderhalb Zoll vor. Da die Form der Trinckschaale, von der in gegenwärtiger Numer die Rede ist, niedlicher ist, als der übrigen, so habe ich solche lieber, als die andern abzeichnen lassen. Ihre Grösse anlangend, so ist sie etwas höher, als drey Zoll, der Durchmesser beträgt nicht gar sechs Zoll, und eine jede der beyden Handheben, raget vor dem Umfang derselben einen Zoll, vier Linien hervor.

Die zwey und vierzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Gefäß ist von gebrannter Erde, von einer braunen Farbe. Ausser dem Leistenwerck und den Aushöhlungen, die auf der Kupfertafel angezeigt, und ganz flüchtig mit dem groben Meissel gemacht worden sind, befindet sich kein Zierrath an demselben. Es macht sie auch nichts, als die gute Erhaltung und ihre Form schätzbar. Es ist drey Zoll hoch, und vier Zoll und eine Linie breit. Die Farbe der Erde ist an der Mündung unbedeckt geblieben; und man siehet aus der Weiße derselben, daß die Hetrurier auf ihre Wercke nicht allezeit gleichen Fleiß gewendet haben.

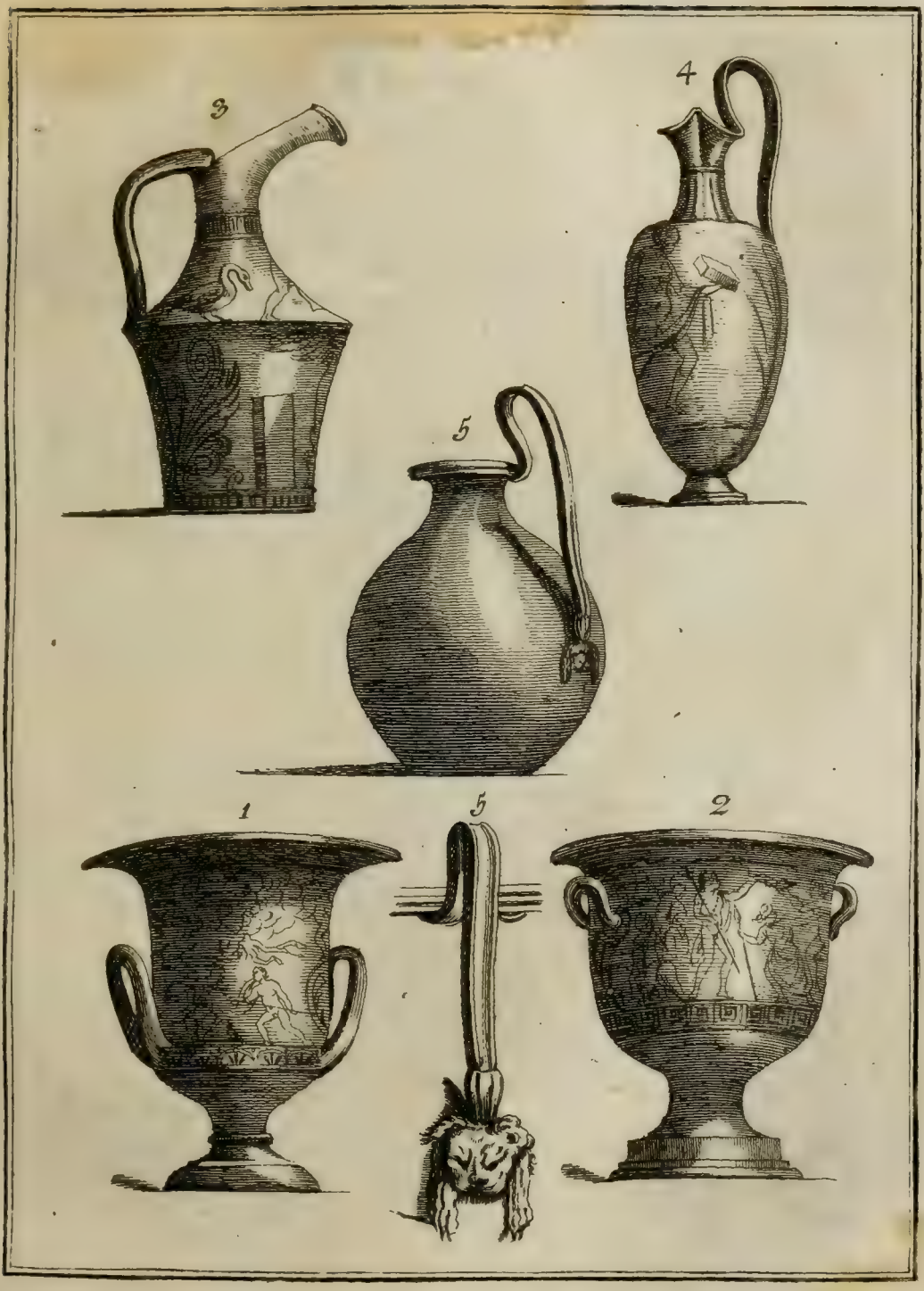
Nr. 2.

Die Form dieses Gefäßes, so ebenfalls von gebrannter Erde ist, hat noch weit mehr sonderbares, als das vorhergehende Stück. Beyde waren nicht gar zu bequem zum Gebrauch zugerichtet; man konnte sie auch unmöglich reinigen und ausspülen. Sie hatten nur eine einige Oefnung, durch welche die Feuchtigkeit hinein und wieder heraus gebracht werden konnte. Die Form dieser Vase ist klug und wohl ausgedacht; unterdessen ist es wohl nicht möglich, die Bestimmung derselben

1

2

3


3
4
5
5
1
5
2

ſelben anzuzeigen. Die gröſte Höhe derſelben beträgt ſechs Zoll, und im gröſten Durchſchnitt hat ſie drey Zoll und vier Linien.

Nr. 3.

Das Schnitzwerck, oder die Verzierung, ſo ſich oberhalb des Cörpers befindet, welcher dem obigen Denkmal (Nr. 2.) zum Fußgeſtell dienet, iſt hier ganz vorgeſtellet. Man erblicket auf demſelben eben diejenige geflügelte Figur, die ſchon auf den vorigen Zeichnungen vorgekommen iſt, und die ich für einen Hermaphroditen halte. Vielleicht werden andere dieſe Figur für eine Gottheit anſehen, welche über eine gewiſſe Jahreszeit wachte, weil ſie eine Schüſſel in der Hand hält, die mit Früchten ſcheinet angefüllt zu ſeyn. Dieſe Figur iſt nicht übel angeordnet; und die Zierrathen, in deren Mitte ſie ſich befindet, haben eine gewiſſe Seltſamkeit, die nicht mißfällt. Die Arbeit an dieſem kleinen Gefäße iſt mit vieler Sorgfalt gemacht. Die Armbänder, die Halsſchnur, die Flügel und die Schüſſel ſind durch die weiſſe Farbe geblickt. Die Terraſſe und verſchiedene Theile der Verzierung haben eben dieſen Vortheil, und dieſe Blicke (reveillons) ſind alle mit Verſtand angebracht. Die kleinen Körner, oder die gezäckte Arbeit, womit die Baſis dieſes kleinen Denkmals gezieret iſt, iſt durch dieſe einige Farbe ausgedrückt. Und dieſes ſticht auf der ſchwarzen Decke oder Glaſirung ungemein wohl ab.

Die drey und vierzigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Die Höhe dieſer prächtigen Gefäße, beträgt einen Schuh, ein und einen halben Zoll; und in ihrem gröſten Umfang haben ſie einen Schuh, drey Zoll, drey Linien. Ich rede hier in der mehrern Zahl, weil ich drey ſolche Vaſen beſitze, die einander vollkommen gleich, und nur in Anſehung der Zierrathen von einander unterſchieden ſind. Auf der einen Seite, haben ſie alle, vier bis fünf Figuren, welche aufrechts ſtehen und die gewöhnliche Stellung haben; auf der andern Seite aber ſiehet man einen vierſpännigen Wagen, auf dem zwo Figuren ſitzen, die man für den Bacchus, und die Ariane halten könnte, woferne nur ihre Begleiter nicht bewafnet wären, und miteinander ſtritten. Auf dem dritten von dieſen Gefäßen wird ein Streit wider die Greifen vorgeſtellet. Dieſe großen Gefäße ſind ſtarck

mit weisser Farbe geziert. Uebrigens verdienet die Einfalt und die Schönheit der Handheben, und besonders der Ort, wo man sie angebracht hat, bewundert zu werden; daher ich sie auch für würdig geachtet habe, ihnen unter den prächtigsten Verzierungen einen Platz anzuweisen.

Nr. 2.

Ich besitze siebenzehen Vasen von dieser Form, die alle vortreflich wohl erhalten sind; und das heist meines Erachtens ein grosser Reichthum in dieser Art. Sie sind alle über einen Schuh hoch, einige haben vierzehen, funfzehen, und zwölf bis dreyzehen Zoll im Durchmesser. Sie sind bald mehr, bald weniger mit Figuren und Zierrathen ausgeschmückt.

Nr. 3.

Die Form, und die gute Erhaltung dieses Gefäßes haben mich bewogen, solches in Kupfer stechen zu lassen. Es ist acht Zoll, vier Linien hoch, und beträgt in der Breite fünf Zoll. Unter dem Hals desselben siehet man einen jungen Menschen, welcher einer Ganß nachläuft, da unterdessen ein anderes Thier von eben dieser Art, ganz ruhig hinter ihm stehet. Diese Art einer Jagd, könnte uns vielleicht an die Fruchtbarkeit von Hetrurien erinnern.

Nr. 4.

Die Hetrurier pflegten die Oefnungen ihrer Gefäße öfters in drey Theile abzutheilen. Ich halte sie für die Erfinder dieser Gewohnheit, die ungemein viel Annehmlichkeit hat, und von den Römern sehr oft nachgemacht worden ist. Man wird weiter unten Beyspiele davon antreffen. Die Zierlichkeit dieses Gefäßes bewog mich, solches vier andern vorzuziehen, welche sich in meinem Cabinet befinden, und fast die nemliche Form haben. Uebrigens aber sind einige schwarz, die andern aber roth. Die gröste Höhe der gegenwärtigen Vase beträgt neun Zoll, sieben Linien, und im Durchschnitt hat es etwas mehr als drey Zoll.

Nr. 5.

Dieses Gefäß von Ertz, so sehr schön gegossen ist, beträgt in der Höhe sieben Zoll, und vier Linien. Die Handhebe desselben, die auf dieser Kupfertafel, unter eben

1

2

5

3

4

eben dieſer Nuмer, beſonders abgebildet iſt, ragt faſt zween Zoll über die Mündung deſſelben hinaus. Im Durchmeſſer hat es ſieben Zoll; das Maas ſo in ſelbiges gehet, beträgt drey Pinten und ein halb Septier. Vielleicht wird man wiſſen wollen, und das nicht ohne Urſache, aus was für einem Grunde ich dieſe Vaſe, den Hetruriern zueigne, da doch weder ein Zierrath, noch ſonſt ein Merkmal auf demſelben iſt, daran man es erkennen könnte? Ich antworte hierauf, daß dieſes von mir nicht nur deßwegen geſchehe, weil ich es aus dem Cabinet des Grafen Peralta bekommen habe, der keine andere, als Hetruriſche Alterthümer ſcheinet geſammlet zu haben; ſondern in Anſehung der Arbeit, die ſich an der Handhebe dieſer Vaſe befindet. Dieſelbe endiget ſich mit einem Löwenkopf, welchen ich auf den gemeineſten Schüſſeln und Tellern dieſer Nation öfters geſehen habe. Auch die Arbeit verräth den Hetruriſchen Geſchmack, über dieſes beſitze ich noch vier andere Gefäſe, von eben dieſer Materie, und von eben dieſer Form. Sie kommen einander gleich, und alle ihre Handheben endigen ſich mit Köpfen von vornen, die mich in meiner Meynung bekräftigten, da ich ſie mit andern Köpfen, oder Zierrathen, die ich auf Schüſſeln von verſchiedener Art angetroffen, verglichen habe. Die vier Gefäſe, von denen ich eben geredet habe, ſind ſehr wohl erhalten. Sie ſind um einen halben Zoll niedriger als das gegenwärtige, aber ſie ſind auch mehr abgenutzt. Auch iſt ihre Form nicht ſo zierlich. Sie halten im Maas etwas weniger in ſich; und ich glaube daß ſie alle zu einem gemeinen Maas gedienet haben.

Die vier und vierzigſte Kupfertafel.

Ich habe gleich Anfangs erinnert, daß ich in dieſer Sammlung, mein Augenmerck öfters auf den Nutzen des Künſtlers richten werde. Zu dem Ende habe ich alſo die Vaſen, welche auf dieſer Kupfertafel befindlich ſind, in Kupfer ſtechen laſſen, um ihnen Muſter von ſchönen Formen vorzulegen, und ihnen zu gleicher Zeit einen Begrif von dem Geſchmack der Hetrurier, und von der Zierlichkeit zu geben, die bisweilen an ihren Wercken wahrgenommen wird. Die Größe macht dieſe Denkmale ſehr ſchätzbar; noch weit ſchätzbarer aber werden ſie uns nothwendiger Weiſe ſcheinen müſſen, wenn man betrachtet, wie leicht ſie hätten zerbrochen werden können. Nun will ich das Maas derſelben genau beſchreiben, und noch über dieſes auch die Anzahl derſelben bemercken.

Nr. 1.

Ich beſitze fünf Gefäße von dieſer Form. Die gröſten haben vierzehen Zoll, und das kleinſte hat zehen. Sie ſind alle wohl erhalten. An denſelben verdienet

die

die sonderbare Handhebe bemercket zu werden, welche oben über der Mündung ist, und die dazu diente, daß man diese Vase bequem tragen konnte.

Nr. 2.

Dieses schöne Gefäß ist einfärbig und schwarz. Der Wulst um die Mündung ist ganz einfältig mit Eyern von sehr guten Geschmack gezieret. Es beträgt dreyzehen Zoll, vier Linien in der Höhe; und acht Zoll im Durchmesser.

Nr. 3.

Die Form dieses gegenwärtigen Gefäßes ist sehr niedlich. Ich besitze noch mehr dergleichen Stücke, die meistentheils wohl erhalten sind. Sie sind alle mit Figuren und Zierrathen ausgeschmücket. Das höchste hat nicht mehr als neun Zoll in der Höhe, und vier und einen halben Zoll in der Breite.

Nr. 4.

Das höchste unter den zwölf Gefäßen von dieser Form, welche ich besitze, hat neunzehen Zoll. Sie sind mit Figuren und Zierrathen ausgeschmückt. Das kleinste unter diesen zwölf Stücken hat nur einen Schuh in der Höhe; der Firniß daran ist roth, und mit einer weissen Farbe geblickt, wie diejenigen, deren Grund schwarz ist.

Nr. 5.

Dieses letztere Gefäß ist weit seltsamer, als die vorhergehenden. Es hat selbiges verschiedene Abtheilungen; und die Handheben, welche oben spitzig zugehen, haben drey Aeste. Die Erde ist blos mit einer rothen Farbe überzogen. In der Höhe beträgt es sechszehen und einen halben Zoll, und im Durchschnitt einen Schuh. Ob es gleich nicht allzuwohl erhalten ist, so fehlet doch kein Theil daran.

Griechische Alterthümer.

8.

Sammlung
von Aegyptischen, Hetrurischen, Griechischen und Römischen
Alterthümern.

Dritte Abtheilung.

Von den Griechen.

Es ist fast kein Volk zu finden, an dem man nicht einen herrschenden und allgemeinen Fehler sollte bemercket haben, welcher demselben besonders eigen, und gleichsam das unterscheidende Merkmal gewesen ist, an dem man, zu allen Zeiten, das Genie desselben erkannt hat. Die Ehrbegierde, jene Mutter so mancher schönen Handlungen, welche so viele vortrefliche Talente entweder an das Licht gebracht, oder glänzender gemacht hat, artete unter den Griechen in eine Eitelkeit aus, die zugleich mit einer so großen Undankbarkeit begleitet war, daß sie sich alle Mühe gaben, alles dasjenige zu vergessen, was sie den Aegyptern zu danken hatten, und den übrigen

Theil der Welt zu überreden, daß Griechenland selbst die Erfinderin derjenigen Künste sey, welche in diesem Lande mit dem glücklichsten Fortgang getrieben wurden. Unterdessen hat sich doch die Nachwelt von ihnen nicht betrügen lassen. Selbst verschiedene berühmte griechische Scribenten, die der Macht der Wahrheit entweder nicht widerstehen konnten, oder sich in ihren Meynungen von dem grossen Hauffen absonderten, haben uns solche Zeugnisse hinterlassen, die gerade das Gegentheil beweisen. Ihnen haben wir die Nachricht von dem alten Handel zu dancken, welchen die Griechen mit den Aegyptern hatten, und aus ihren Schriften kan man deutlich abnehmen, daß diese ihrer Nation, die ersten Begriffe der Religion beygebracht, daß sie auch von ihnen die Kenntniß der Künste und die Einrichtung des Regiments gelernet habe. Pausanias a) sagt, daß in verschiedenen Städten Griechenlands, Tempel gestanden, welche der Isis, dem Serapis und andern Aegyptischen Gottheiten geweihet gewesen. Nächst dem meldet er, b) daß die Statue des Jupiter Melichius, und der Diana Patroa sehr plump gewesen; und daß die eine die Gestalt einer Pyramide gehabt, die andere aber wie eine Seule zugehauen gewesen sey. Dieses beweiset eines Theils, daß die Bildhauerkunst damals noch sehr unvollkommen müsse gewesen seyn, andern Theils aber, daß sie aus Aegypten nach Griechenland gekommen sey, wo sie allem Ansehen nach, ihren Anfang genommen hatte. Allein Pausanias sahe vielleicht diese Barbarey, die er mit den hohen Begriffen, die sich die Griechen von sich selbst machten, und von denen er ebenfalls mag eingenommen gewesen seyn, mit Verdruß an, und schreibt deswegen in seiner Reisebeschreibung, c) daß nach seiner Meynung, alle alten Statuen, die Aegyptischen sowohl, als die andern, von Holz müsten verfertigt worden seyn. Nun ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß man die ersten Wercke aus dieser Materie gemacht, weil sie am allerleichtesten zu bearbeiten war. Allein die Griechen haben selbige, in den Zeiten ihrer Unwissenheit, nur dazu gebraucht, um dasjenige, was sie bey andern Völckern, aus einer andern Materie verfertigen sahen, nachzuahmen. Uebrigens würde man gewiß sehr weit zurück gehen müssen, wenn man in Aegypten, Spuren von dieser Barbarey finden wollte. Wenn man demnach den Pausanias, wegen des Vorwurfs der Partheylichkeit, den man ihm billig machen könnte, rechtfertigen wollte, so müste man sagen, daß er, um es mit beyden Völckern nicht zu verderben, die Absicht gehabt habe, zum wenigsten den Aegyptern sowohl, als den Griechen, gleichen Ruhm zuzueignen. Zum Beweis

a) Paus Voyage de Corinthe c. IV. Voyage de l'Attiq. c. XLI.
b) Voyage de Corinthe. c. IX.
c) Cap. XIX.

Beweis dessen könnte man, wenn man möchte, zu den vielen Beyspielen, welche von den Geschichtschreibern angeführet werden, besonders die Diana von Ephesus hinzusetzen, deren erste Idee, die schlechterdings Aegyptisch war, doch von den Griechen, ohngeachtet der Vermehrungen mit Verzierungen und Sinnbildern, womit sie solche zu verschiedenen Zeiten ausgeschmückt haben, keineswegs verunstaltet worden ist.

Ob es nun wohl richtig ist, daß sich die Griechen, die Aegypter zum Muster genommen, so haben sie doch selbige nicht in allen Stücken nachgeahmet. Die Aegypter bewiesen in allen Wercken, die aus ihren Händen kamen, etwas so edles, und etwas so erhabenes, daß sie nicht sowohl auf die Kleinigkeiten, als vielmehr auf das Ganze an ihren Stücken sahen, und vornemlich um die Dauer, und um die grossen Wirckungen derselben bekümmert waren. Ich habe in der vorhergehenden Abtheilung bemercket, daß die Hetrurier in ihre Fußstapfen getretten, doch so, daß sie sich in etwas von ihrer edlen Einfalt entfernet, und dem ungeachtet, ihrer allgemeinen und besondern Zusammensetzung mehr Bewegung gegeben haben. Was die Griechen anlanget, so haben sich dieselben von dem Geschmack an dem grossen und ungeheuern, von dem ihnen die Aegypter ein Muster gegeben hatten, entfernet. Sie haben die Massen verringert, um an den Kleinigkeiten mehr Zierde und Annehmlichkeit anzubringen. Sie haben mit diesen schönen Theilen der Kunst, den Reitz, und die klugen Freyheiten verbunden, die man nie erreichen kan, als durch eine gewisse Stuffe der Hoheit, welche die Natur gar sparsam austheilet, die aber in Griechenland, einige Jahrhunderte hindurch, eben nichts seltenes war. Mit einem Worte, die Griechen haben die Künste, deren Endzweck ist, durch die Nachahmung der Natur zu gefallen, zu ihrer Vollkommenheit gebracht. In ihren Wercken sind so viele Theile, worinnen sie Meister waren, miteinander vereiniget, daß sie der Natur, durch ihren Fleiß, so zu reden, nichts voraus gelassen haben. Doch gereichet dieses der Natur nicht zur Verkleinerung. Denn durch eine aufmerksame und wohl überlegte Untersuchung der schönen griechischen Statuen, lernet man diese Meisterin aller Künste studiren und kennen, und an ihnen siehet man alles, was sie erhabenes, was sie zierliches und schönes hat.

Wozu dienen aber diese richtige Wahrheiten anders, als unsere Klagen zu vermehren, und den Verlust einer unendlichen Menge der besten Wercke, um welche uns die Länge der Zeit und die Barbarey gebracht hat, noch mehr zu bedauern? Die Stücke des grossen Griechenlandes, das diesen Namen, mit allgemeiner

Beystimmung, vorzüglich verdienet, sind in allen Cabinetten sehr selten, und scheinen nur blos zur Zierde der Palläste grosser Fürsten bestimmet zu seyn, zumal wenn sie eine sonderliche Größe haben. Andere Personen mögen sich noch so viele Mühe geben, und noch so vielen Fleiß, und noch so grosse Kosten aufwenden, sie werden doch kaum einige unbeträchtliche Denkmale zusammen bringen; und am Ende müssen sie sich dem ungeachtet glücklich schätzen, selbige zu besitzen, so verstümmelt sie auch sind. Ja man muß jetzt fast alle Hofnung gänzlich aufgeben, einige zu bekommen, weil man den Befehl, keine derselben aus Rom, so die unerschöpfliche Quelle derselben ist, hinaus zu lassen, so gar strenge befolget. Wir sind aber weit entfernet, die Italiäner deswegen zu tadeln; wir glauben ihnen vielmehr für ihre Sorgfalt, mit der sie über diese unschätzbaren Denkmale wachen, den grösten Danck schuldig zu seyn. Hätte man vor zweyhundert Jahren eine gleiche Vorsicht gebraucht, so würde ein grosser Theil der schönsten Sachen nicht vernichtet worden, oder in Europa, nach Wiederherstellung der Wissenschaften, nicht zum zweytenmal verlohren gegangen seyn. Italien hat nun achtzehen Jahrhunderte, über die Erhaltung der kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums gewachet, und Europa hat diesem Lande den meisten Theil desjenigen zu dancken, was der beständige Gegenstand seines Studii in dieser Art ist. Besonders haben die Päbste hierauf ihr Augenmerck gerichtet; und Benedict der Vierzehende hat hierinnen einen noch weit größern Eifer bewiesen, als sein Vorfahrer, dem wir den Anfang der prächtigsten sowohl, als nützlichsten Einrichtung zu dancken haben. Und so ist das Capitol, welches ehehin die Welt durch alles, was Mars schröckliches hat, zittern machte, eine Freystatt des Friedens worden, und schliesset jetzt unschätzbare Reichthümer in sich, aus denen man gegenwärtig die besten Hülfsmittel zur Beförderung des Fortgangs und der Vollkommenheit der Künste hernehmen kan.

Unterdessen bringen es Privatpersonen, denen es unmöglich ist, eine zahlreiche Sammlung griechischer Denkmale vom ersten Rang zusammen zu bringen, öfters dahin, daß sie ihre Wißbegierde, bey einer gewissen Gattung der Alterthümer befriedigen, und solche Stücke sammlen können, welche nicht sowohl durch ihre Anzahl, als vielmehr durch ihren Werth, öfters den Cabinetten der Fürsten, den Rang streitig machen können. Ich verstehe dieses von den hohl und erhoben geschnittenen Steinen. Weil dieselben klein sind, und ihre Materie sehr dauerhaft ist, so waren sie den widrigen Zufällen nicht so leicht ausgesetzt. Daher kommt es, daß wir noch heut zu Tage viele derselben besitzen. Gegenwärtig will ich diejenigen bekannt

Nürnberg bei A. W. Winterschmidt.

kannt machen, die mir zu Handen gekommen, und mein Eigenthum gewesen sind. Diese Steine werden unstreitig der gegenwärtigen Abtheilung die vornehmste Zierde geben; allein sie werden auch dasjenige seyn, was am schlechtesten in das Gesicht fallen wird. Den eben diejenigen Denkmale, an denen man die vollkommenste Zierlichkeit bewundern muß, verliehren unglücklicher Weise dadurch, wenn man sie in Kupfer sticht, gerade dasjenige, was diejenige, an denen ein schlechter Geschmack herrschet, nnd an denen eben nichts seltenes ist, damit gewinnen. Es haben zwar eben diejenigen Artisten, welche ich zu den vorigen Kupfertafeln gebraucht, auch an den gegenwärtigen gearbeitet. Sie haben vielleicht noch mehr Fleiß auf sie gewendet, als auf die vorhergehenden. Allein, wer ist wohl im Stande, alle Schönheiten auszudrucken, welche man an den Wercken der Griechen bewundert?

Die fünf und vierzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Die Alterthumsforscher, welche insgemein den Kopf der Pallas, mit dem Haupt des Alexanders verwechseln, verdienen nun um so viel mehr entschuldiget zu werden, weil die Werke von dem Bildhauer Lisippus, welcher allein die Erlaubniß hatte, das Portrait dieses Prinzen zu verfertigen, längst verlohren gegangen sind; ich kan auch versichern, daß so viele schöne griechische Bruststücke ich auch gesehen, welche den Alexander vorstellen sollten, doch keines darunter gewesen sey, welches mit der Idee übereingekommen wäre, die uns die Geschichtschreiber von diesem Helden gemacht haben. Ich will also mit Erlaubniß meiner Leser sagen, daß ich auch einen Kopf des Alexanders in meinem Cabinet gehabt habe.

Dieses Bruststück von weissen Marmor, ist etwas größer, als ein Kopf von Natur zu seyn pfleget. Die Arbeit daran ist groß, und die Manier breit. Der Helm dienet dem Kopf zu einer schönen und wohlstehenden Bedeckung. Selbiger ist so vollkommen, daß die Artisten, welche bisweilen wenig Fleiß auf diesen Theil wenden, sich solchen zum Muster können dienen lassen. Ich habe dieses schöne Stück von ungefähr in Paris angetroffen, welches im ganzen einen Schuh, und neun Zoll in der Höhe beträgt. Gegenwärtig ist es in den Händen des Herrn von Thiers, bey dem man tausend Meisterstücke der Kunst antrifft, und dem ich es abgetretten habe.

Nr. 2.

Nr. 2.

Dieſe ſehr wohl erhaltene erhoben geſchnittene Arbeit, befindet ſich auf einem Agat von drey Farben, und von der ſchönſten Beſchaffenheit. Dieſer Stein iſt ſowohl in Anſehung ſeiner Größe, als ſeiner Arbeit, aller nur möglichen Aufmerkſamkeit der Kenner würdig. Es ſtellet ſelbiger den Harpocrates als ein Kind für. Dieſe Gottheit ſitzet auf einem Zierrath, der ſich unten mit drey Blättern von dem Acanthus, oder von der Lotusblume endiget. Ich weiß nicht, warum dieſe Figur, die linke Hand auf den Mund leget, mit der andern aber den rechten Fuß hält. Auch dieſe Vorſtellung gehöret unter die Geheimniſſe der Aegyptiſchen Religion, die wir wohl niemals erforſchen werden. Alles, was wir etwa hieraus ſchlieſſen könnten, beſtehet darinnen, daß die Griechen, welche in den Künſten ihre Nachahmer und ihre Schüler geweſen ſind, bisweilen auch ihre Gebräuche, in Dingen, die den Gottesdienſt angiengen, angenommen haben. Denn dieſe erhobene Arbeit iſt unläugbar Griechiſch, der Innhalt aber Aegyptiſch. Es ſcheinet ſo gar, daß ſie eine ziemlich lange Zeit hindurch, knechtiſche Nachahmer der Aegypter geblieben ſind Ja, dieſes Stück ſollte mich faſt überzeugen, daß ein beträchtlicher Zwiſchenraum, zwiſchen der Zeit, da es die Griechen in den Künſten zur Vollkommenheit gebracht, und zwiſchen der Zeit, da ſie im Stande waren, ein Werck von dieſer Art zu verfertigen, müſſe verfloſſen ſeyn. Ich ſetze ſolches in die Claſſe der Werke von einem ſehr hohen Alterthum. Man erblikt an demſelben den Geſchmack der Aegyptiſchen Compoſition, unterdeſſen hat doch die Zuſammenſetzung der Figur eine Bewegung, man ſiehet auch, daß ſie auf die Kleinigkeiten bereits mehrern Fleiß gewendet; ja man merket ſo gar, daß ſie das Fleiſch haben kennbar machen wollen. Ich rechne alſo dieſes Stück unter diejenigen, an denen man die erſten Bemühungen der Griechen kennen lernen kan, wodurch ſie es nach und nach dahin gebracht, daß ſie die treflichſten Meiſterſtücke liefern konnten. Um dieſes aber ſo deutlich zu machen, als es ſich durch den Kupferſtich thun läßt, ſo habe ich dieſem Stück, ein anderes von erhobener Arbeit zur Seite ſetzen laſſen, das wohl eines der ſchönſten iſt, die uns die Griechen hinterlaſſen haben. Es iſt ſelbiges von einem ihrer letzten gröſten Artiſten verfertiget worden.

Nr. 3.

Dieſes ſchöne und wohl erhaltene Stück von erhobener Arbeit, befindet ſich auf einem Agat von zwo Farben, und beweiſet, daß ſich die berühmteſten Künſtler

ler des Alterthums gar kein Bedenken gemacht, einerley Vorstellung, öfters zu wiederhohlen. Denn hier hat Solon auf diesem Basrelief, die Entführung des Palladium, welche Dioscorides so vortreflich auf einem hohl geschnittenen Stein abgebildet hatte, fast ohne die mindeste beträchtliche Veränderung vorgestellet. Wir können zwar nicht sagen, welcher unter ihnen beyden, seine Arbeit zu erst verfertiget; doch ist so viel richtig, daß keiner den andern copirt habe. Die Namen dieser großen Artisten, die auf ihren Werken eingegraben sind, lassen nicht zu, ihre Manieren mit einander zu vermengen. Doch könnte man aus der genauen Uebereinstimmung ihrer Arbeit, und der Art der Vorstellung, muthmassen, daß die berühmtesten Artisten, damals nach den Statuen und Basreliefs müssen gearbeitet haben, die in Griechenland bewundert wurden. Das Haupt dieses vortreflichen Denkmals ist ein wenig plump; und das ist etwas besonders, welches man fast auf allen alten Stücken von erhoben geschnittener Arbeit bemercket. Der Name Solon, den der Meister führet, ist schon bekannt. Wir haben verschiedene Steine, auf denen sein Name angetroffen wird. Man glaubt, daß er mit dem Dioscorides zu gleicher Zeit nach Rom gekommen sey. In diesem Fall hätte es gar wohl können geschehen seyn, daß sie einerley Vorwurf hätten ausarbeiten wollen, um die Kenner desto besser in den Stand zu setzen, von ihren Talenten zu urtheilen, und sie miteinander zu vergleichen. Wenigstens haben wir uns glücklich zu achten, daß das Schicksal diese Denkmale erhalten, und uns also das Vergnügen, eine solche Vergleichung anzustellen, verschaft hat. Beyde Meister haben den Ulysses aus ihrer Zusammensetzung weggelassen, und es nur dabey bewenden lassen, daß sie die Figur eines bewafneten und todten Mannes zu den Füssen des Diomedes vorgestellet, welches auch in der That die ganze Handlung des Vorwurfs ist. Plinius a) berichtet uns, wie man diese Helden ordentlich abzubilden pflegte, und weiset uns vielleicht auf die Quelle zurück, aus der die Stücke, von denen hier die Rede ist, ursprünglich herrührten. Nachdem er von der Meißelarbeit geredet, so sagt er, daß Pytheas von dieser Art, eine kleine Vase, von zween Zoll in der Höhe gemacht habe, welche vor zehen tausend kleine Sesterzien b) verkauft wurde, und auf welcher Diomedes und Ulysses geschnitten waren, wie sie das Palladium entführten. Eben diese Anmerckung ist schon von dem Herrn Stosch und Herrn Mariette gemacht worden. Dieser Pytheas scheinet zu den Zeiten des Dioscorides gelebet zu haben. Ich habe auch verschiedene geschnittene Steine

 gese-

a) Plin. Lib. XXXIII. Cap. 12.

b) Dieses macht, der gemeinsten Meynung zu Folge, tausend Livres nach Französischen Geld.

gesehen, welche den Ulysses, nebst dem Diomedes vorstellten, und die vielleicht nach der Zeichnung des Pytheas gemacht waren. Dem sey aber wie ihm welle, so sehen wir doch aus dem Zeugniß des Plinius, noch mehr aber aus den Wercken des Dioscorides und Solon, daß diese Vorstellung in Griechenland sehr oft wiederholet worden sey. Ich sehe diese Wiederholung der Griechen auch keinesweges für einen Fehler an, als welche vorzüglich auf die Schönheit in den Kleinigkeiten ihrer Wercke starck ersessen waren. Sie kümmerten sich wenig um die Abwechslung der Zusammensetzung, womit wir uns heut zu Tage so viele Mühe geben, und dadurch vielleicht eben diese Kleinigkeiten, mehr, als es seyn sollte, ausser Acht lassen.

Die schönen Characteres, welche den Namen des Solon erhoben auf diesem Camée bilden, sind die Klippe des Steinschneiders mit dem Rad (gravûre au touret); Nichts ist schwerer, als sie wohl zu tractiren; und die Schwierigkeit bestehet hauptsächlich darinnen, daß man diese Buchstaben, in eine gleiche Entfernung von einander und auf einer geraden Linie anbringet. Allein die griechischen Artisten haben auch in diesem Theil der Kunst ihres gleichen nicht gehabt. Die vorzüglichen Gaben und Talente, die sie von Natur hatten, machten ihnen alle Arbeiten leicht; wie denn bekannt ist, daß sie diese Art, Schriften auf ihren Steinen anzubringen, sehr oft ausgeübet haben. Wir treffen heut zu Tage noch sehr viele Agatonyxe an, vornemlich solche, welche, die Grösse eines Rings haben, welche mit dem Namen derjenigen Personen bezeichnet sind, für die sie ihre Wünsche an die Götter abschickten. Die öftere Uebung dieser Art der Arbeit, hat sie auch den Griechen sehr gemein und geläufig gemacht.

Herr Baudelot hat in unsern Abhandlungen a), den Camée, von welchem ich eben geredet habe, bereits in Kupfer stechen lassen. Er hat sich aber die Mühe nicht genommen, das Verdienst und die Schönheit desselben zu beschreiben. Es ist solcher gegenwärtig ein Eigenthum des Herrn Grafen von Maurepas.

Die sechs und vierzigste Kupfertafel.

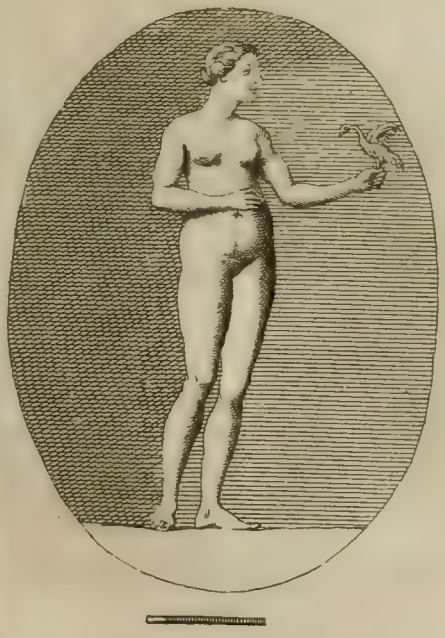
Nr. I.

Dieses Bruststück von weissem Marmor, welches die natürliche Größe hat, ist in Ansehung der Austheilung der Massen, und der Feinheit des Ganzen, von einer

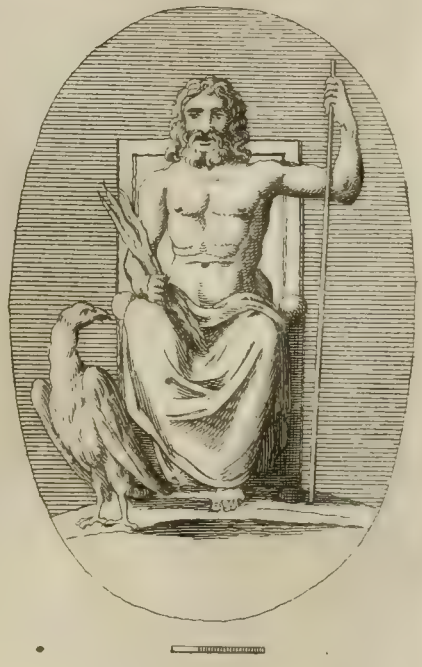
a) Vol. 3. pag. 268.

1

3



2



einer ungemeinen Schönheit. Es ist selbiges ein Fragment. Vielleicht war es das Haupt einer Statue, welche die Venus vorstellte; wenigstens entdeckt man denjenigen Character daran, den das Alterthum dieser Gottheit beyleget. Doch ich will mich bey dieser Muthmassung nicht aufhalten, sondern nur so viel bemercken, daß dieses Denkmal, welches vielleicht für Leute, die blos Gelehrte vorstellen, wenig reitzendes hat, dem Artisten sehr nützlich und brauchbar werde seyn können. Durch die üble Witterung ist die Oberfläche desselben ganz verstellet, und das anziehende, welches einem Wercke von Bildhauerarbeit das Leben giebt, verlohren gegangen. Man muß demnach diesen schönen Kopf nicht in der Nähe ansehen. Die Würckung desselben ist groß; und wenn man von selbigem gerühret werden will, so muß man sich ein wenig davon entfernen.

Nr. 2.

Dieser geschnittene sehr schöne Carniol, ist sowohl wegen der Zierlichkeit seiner Arbeit, als in Ansehung der Grösse, die er ohngeachtet des kleinen Raums, den der Inhalt einnimmt, verräth, aller Aufmercksamkeit würdig. Dieses sind auch die Gründe, die mich überzeugt haben, daß selbiger nicht nur aus den Händen eines Meisters herkommen müsse, welcher in seiner Kunst wenig seines gleichen hatte, sondern auch daß selbiger allen antiken Copien, und hohl geschnittenen Steinen zum Muster gedienet habe. Denn die darauf vorkommende Vorstellung ist sehr oft wiederhoiet worden. So genau ich diese Copien untersucht: so konnte ich doch nicht errathen, nach welcher von den Statuen des Jupiter, etwa eben dieser Stein möchte geschnitten worden seyn. Die Beschreibung, welche uns Pausanias a) von der Statue des Phidias hinterlassen hat, stimmet gar nicht mit dem Stein überein, den wir hier abgebildet sehen. Die Schönheit seiner Composition, und die Anzahl der Copien, die darnach gemacht worden sind, lassen uns keineswegs zweifeln, daß diese Figur insonderheit in Griechenland sehr wohl bekannt gewesen sey. Herr Mariette hat auch in seiner Abhandlung von geschnittenen Steinen, hinlänglich bewiesen, daß die Meister in dieser Art der Kunst, insgemein die besten Statuen zu copiren pflegten. Ich habe also nicht Ursache weiter etwas zum Beweis meines Satzes anzuführen. Allein gesetzt, daß dieser Stein auch nicht nach einem berühmten Denkmal sollte gemacht worden seyn, so würde ich ihn doch für eines der schönsten Wercke ansehen, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind, ohngeachtet des kleinen Umfangs desselben, von dem ich schon geredet

a) Voyage de l'Elide Liv. V. ch. XI.

habe, und von dem man sich auch aus dem Maas des Steins eine Vorstellung machen kan. Es ist dieses Stück, in allen seinen Kleinigkeiten vollkommen geendiget. Mit einem Wort, es druckt die Majestät, die seinem Inhalt angemessen ist, durch die allgemeine Stellung der Figur, und durch die möglichste Feinheit des Werckzeuges in Ansehung der Zusammenfügung der Haupthaare und des Barts, vollkommen aus.

Nr. 3.

Dieser geschnittene Stein ist von einer sehr weichen und flüchtigen Arbeit, so man in der Sprache der Kunst flau (flou) nennet. Er ist auf eine flüßige und sehr wenig vertiefte Manier gearbeitet, der Stein selbst aber ist ein Rubin, dessen Farbe so glänzend ist, als des Carniols. Der Glanz desselben ist so ausnehmend, daß ich mich nicht erinnere, jemals dergleichen von dieser Gattung von Steinen gesehen zu haben; Nach meiner Meynung stellet diese schöne Figur einer nackenden Weibsperson, welche einen Vogel auf der Hand hält, die Frömmigkeit für. Das wesentliche aber desselben, und das, woran dem Kenner am meisten gelegen ist, das ist das edle und einfältige der Stellung desselben. Das eine, wie das andere, hätte nicht höher getrieben werden können. Eines wie das andere stimmet auch mit der Richtigkeit, Genauigkeit und Flüchtigkeit der Arbeit überein. Alle diese Theile können uns von der gründlichen Wissenschaft des Artisten die Gewähr leisten. Mit einem Wort, dieses Werck ist in seiner Art, eines von den vortreflichsten, welches uns Griechenland hinterlassen hat.

Die sieben und vierzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses menschliche Brußbild ist von weißen Marmor, und hat die natürliche Größe. Die Arbeit daran ist groß und schön, und ausser allen Streit das Werck eines griechischen Meisters. Da ich oben schon von dem Verdienst dieser berühmten Artisten geredet habe, so will ich dem Leser hier mit keiner Wiederhohlung beschwerlich fallen. Uebrigens gehöret dieser Kopf unter die unbekannten Stücke.

Nr. 2.

1

2

3

Nr. 2.

Dieser Stein stellet den Hercules Musagetes, oder diese Gottheit für, wie selbige auf der Leyer spielt. Er ist hohl auf einem sehr schönen Amethyst geschnitten, dessen Farbe eine ungemeine Schönheit hat, und ausserordentlich dunckel ist. Herr Marietre hat einen Stein aus dem Cabinet des Königs angeführt, auf dem sich eben diese Vorstellung befindet. Die Erklärung, die er diesem Stücke beygefüget hat, ist so wohl gerathen, daß ich nichts weiter hinzu zu setzen wüste. Unterdessen ist das gegenwärtige Stück von demjenigen, welches der König besitzet, so weit unterschieden, daß man das eine keineswegs für eine Copie des andern halten darf. Und eben dieser Unterschied bestättiget die Meynung des Herrn Marietre in Ansehung der Art, wie diese Vorstellung in Griechenland ausgebreitet worden ist. Ich muß also die Leser bitten, die oben angeführte vortrefliche Abhandlung von geschnittenen Steinen selbst nachzulesen.

Nr. 3.

Der Inhalt dieses prächtigen und hohl geschnittenen Carniols, ist sehr schwer zu erklären. Ich will zuerst einige Muthmassungen vortragen, und sodann anzeigen, auf was für Gedancken mich die Arbeit desselben gebracht habe, ohne daß ich mich von einem Vorurtheil habe blenden lassen. Denn ich wünsche nichts mehr, als jedermann zu überzeugen, wie geneigt ich sey, meine Meynung fahren zu lassen, sobald mir von aufgeklärten Kunstrichtern ein Irrthum gezeiget wird, in den ich etwa möchte verfallen seyn.

Ohngeachtet die Gegenstände auf diesem Stein sehr klein sind, so glaubt man doch an dem Kopf der Weibsperson, die sich mit einem schönen Jüngling unterhält, eben diejenigen Züge zu entdecken, die man an einem Kopf findet, den wir auf einigen geschnittenen Steinen antreffen, und den man für den Kopf der Sapho hält. a) Der gegenwärtige hat wenigstens eben einen solchen Putz, wie jener: die Haare desselben sind unter einer Haube, in Gestalt eines Helms beysammen, welche das Hintertheil des Haupts bedecket. Ist es erlaubt, auf diesen Grund etwas gewisses zu bauen, so möchte etwa der Inhalt dieses geschnittenen Steins, die unglückliche Sapho seyn, welche dem unempfindlichen Phaon ihre Leidenschaft entdecket. Sie sitzet gerade gegen ihm über. Ihre Gebärden drücken ihre Begierde

a) S. Gem. Antich. de Maffei, tom. I. pl. 70.

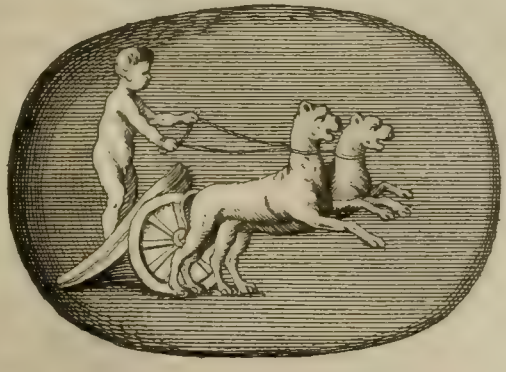
aus, den Jüngling zu überreden. Auf dem Boden ſiehet man einen Spiegel. Sie ſcheinet eben aus dem Bett, oder aus dem Bad gekommen zu ſeyn, wie ſie denn auch mit dem Ankleiden noch nicht gar weit ſcheinet gekommen zu ſeyn. Sie ſitzet auf einem ausgebreiteten Gewand womit ſie ein wenig bedeckt iſt. An dem lincken Fuß hat ſie einen Schuh, der ſehr ſonderbar iſt, und dergleichen ich noch auf keinem alten Denkmal angetroffen habe. Dieſer Schuh iſt aus einem Stück gemacht, und iſt vermuthlich derjenige calceus, den die griechiſchen Frauenzimmer zu tragen pflegten. Der Jüngling hat die Stellung einer Perſon, welche einen andern ſehr ruhig anhöret. Er iſt nackend, und hat auf der lincken Schulter eine ſehr kleine Bekleidung. Der Steinſchneider hat ſich keine gar zu groſſe Mühe gegeben, dieſe Figur zu dencken. Er hat weiter nichts gebraucht, als eine bewunderswürdige Statue nachzuahmen, die uns die Zeit erhalten hat, und welche den Meleager, oder den Adonis vorſtellet. Vielleicht hat ihm auch eine andere, eben ſo vortrefliche Statue, die wir aber nicht mehr beſitzen, den Gedancken von der ſitzenden Weibsperſon an die Hand gegeben, denn dieſe letztere iſt auf verſchiedenen Steinen wiederhohlet worden. Allein der Artiſt mag die eine, wie die andere von dieſen Figuren hergenommen haben, wo er will, ſo bleibet ſo viel richtig, daß er ſie mit einer groſſen Geſchicklichkeit zu gebrauchen gewuſt, und daß ſie, unter ſeinen Händen, nichts von ihrer Schönheit verlohren haben. Er hat ſich ihrer bedienet, um ein Stück von einer vollkommenen Arbeit zu liefern, welches ſo wohl ausgefallen iſt, daß man vermuthen ſollte, es ſey ſelbiges ein Werck des Dioſcorides. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß es nach den Grundſätzen dieſes Meiſters ausgeführet iſt. Man bewundert an demſelben eben die Feinheit der groſſen Manier, die man auf den geſchnittenen Steinen findet, welche mit dem Namen dieſes vortreflichen Artiſten bezeichnet ſind. Man ſiehet hier die nemlichen Halbflächen (méplats) die nemlichen laiſſés, das nemliche fließende in den Umriſſen; und dieſes alles iſt auf eine Art geendiget, die jenem Artiſten, gewiſſermaſſen nur allein eigen iſt. Dieſer geſchnittene Stein iſt eben derjenige, den Herr Mahudel hatte, und wovon uns Herr von Gravelle, mit einer Abbildung beehret hat, ohne daß er es gewagt hätte, über die Vorſtellung des Inhalts ein Urtheil zu fällen. Der Fehler, den derjenige begangen, welcher die Größe des Steins in ſeiner Sammlung angemercket hat, könnte uns auf die Gedancken bringen, daß dieſer nicht der nemliche Stein ſey, maſſen er dorten um den dritten Theil gröſſer angegeben wird, als ich ſolchen hier fürſtelle. Allein wo trift man wohl ein Werck an, in welches ſich nicht manchmal ein Fehler einſchleichet? Vielleicht werde ich

nöthig

1

2

3



nöthig haben, bey dem meinigen, noch um eine weit grössere Nachsicht zu bitten. Dieses schöne Stück gehöret gegenwärtig dem Herrn Mariette.

Die acht und vierzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Bruststück von weissen Marmor, ist ungemein wohl erhalten. Selbst die Nase, welche an den schönsten alten Statuen sonst insgemein verstümmelt ist, hat an dem gegenwärtigen Stuck nur eine geringe Veränderung gelitten. Und was dieses Stück noch weit schätzbarer macht, so ist selbiges niemals auf eine Art angeordnet worden, die von derjenigen unterschieden wäre, unter der sie der Kupferstich vorstellet, das ist, daß es der Artist, niemals zu was andern gemacht hat, als daß es ein Bruststück seyn sollte, welches blos auf einem Fußgestell ruhen sollte. Ja ich kan sogar gewiß versichern, daß selbiges das Portrait der Julia, der Tochter des Kayfers Augusti sey; überdieses kan ich mit noch mehrerer Gewißheit sagen, daß es von einem der besten Bildhauer verfertiget worden, welche der Pracht dieses Kayfers nach Rom gezogen hat. Dieses Stück hat in allen vierzehen und einen halben Zoll in der Höhe. Ich habe solches einstens von ungefähr in Paris angetroffen. Es diente solches seit langer Zeit, dem Cabinete des Herrn Coypel, des ersten königlichen Mahlers, dessen Verlust uns noch immer ungemein schmerzet, zur besondern Zierde. Dieser Mann besaß noch verschiedene andere schöne und besondere Sachen von verschiedener Art. Es ist mir auch keine Privatperson in Europa bekannt worden, welche so viele schöne Fragmente von dem Corregio gesammelt hatte, wie er. Meine Freundschaft gegen diesen Mann war so groß, daß ich ihm dieses schöne Bruststück, von dem hier die Rede ist, überließ; nach seinem Tode aber habe ich es von seinen Erben wieder gekauft.

Nr. 2.

Auf der zwey und vierzigsten Kupfertafel habe ich einen schönen Stein von erhobener Arbeit mitgetheilet, auf welchem Diomedes vorgestellet wurde, wie er das Palladium entführet. Eben dieser Inhalt ist auf eine andere Manier auf diesem hohl geschnittenen Stein ausgeführet worden. Diese Veränderung, welche die Alten sonst selten zu machen gewohnt waren, stößt dasjenige keineswegs

um,

um, was ich oben von ihrer Gewohnheit, einerley Zusammensetzungen öfters zu wiederhohlen, gesagt habe. Denn ausserdem, daß der Unterschied nicht so gar groß ist, als er dem ersten Ansehen nach zu seyn scheinet, so kan man auch nicht in Abrede seyn, daß die Wendung und Stellung dieser Figur öfters auf den alten Denkmalen vorkommet, und besonders bey dem Hercules, welcher den Atlas träget, gebräuchlich gewesen zu seyn scheinet. Von was für einer Gattung der Stein sey, welchen ich eben beschrieben habe, kan ich nicht sagen, messen ich die Zeichnung nur von einem sehr schönen und sehr wohl erhaltenen alten Abdruck genommen habe.

Nr. 3.

Dieser Agatonyx, der schon in Ansehung des Steins sehr schön ist, ist noch reitzender in Ansehung seines Schnitts. Derselbe stellet einen Amor auf einem Wagen für, der von zwey Tiegern oder Pantherthieren gezogen wird. Die Bewegung und die Zusammensetzung dieser beyden Thiere, könnten weder mehr Reitz, noch mehr Zierlichkeit haben. Mit einem Worte, das ganze Werck ist aus den Händen eines großen Meisters gekommen.

Die neun und vierzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Stück von gebrannter Erde, so sechs Zoll und zwo Linien hoch ist, mag etwa für ein Fragment einer Art eines Ex voto seyn. Es ist selbiges nicht mehr ganz; doch ist zum guten Glück der Kopf beynahe völlig unbeschädiget geblieben. Derselbe stellet eine Frauensperson für, die zwar nicht mehr in ihrer ersten Jugend stehet; in deren Zügen man aber doch noch etwas von ihrer alten Schönheit wahrnimmt. Sie ist mit einem Schleyer, und mit einem Kleide bedecket. Hieraus sollte man fast schliessen, daß der Künstler eine römische Dame habe vorstellen wollen. Wenn man überleget, daß dieselben insgemein also vorgestellet werden; wenn man sich noch überdieses an eine Stelle des Plinius erinnert, a) in welcher er meldet, daß die griechischen Statuen völlig nackend sind, so möchte solches vielleicht zur Bestättigung dieser Meynung dienen. Allein diejenigen Meynungen, bey denen keine Ausnahme statt haben soll, sind gemeiniglich ein Irrthum. Das Zeugniß

a. Plin. Lib. XXXIV. c. 5.

1

2

3

niß des Plinius muß demnach etwas eingeschrenckt werden. Und ich glaube, daß jenes Vorurtheil, welches er damit veranlasset hat, uns nicht länger blenden werde, sobald wir die Beweise, die ich jezt anführen will, in Betrachtung ziehen werden. Die Griechischen Artisten pflegten zwar ihre Figuren gerne nackend vorzustellen. Diese Art hat auch in der That etwas schmeichelhaftes, man mag sie von einer Seite ansehen, von welcher man will. Unterdessen geschah es doch, daß sie sich, aus verschiedenen Ursachen, von dieser Gewohnheit bisweilen entferneten. Daher kommt es, daß wir verschiedene Statuen von ihnen haben, die bekleidet sind. Dergleichen war, nach dem Zeugniß des Plinius, a) selbst, eine von den zwo Statuen der Venus, welche Praxiteles gemacht hatte. So war auch nach der Erzehlung des Pausanias die Bildsäule der Lucina b) zu Athen bekleidet, ingleichen der Grazien c) und der Proserpina d) an andern Orten Griechenlands.

Ich könnte noch verschiedene andere ähnliche Beyspiele aus den Geschichtschreibern anführen, und eine noch grössere Anzahl, die mir die alten Denkmale an die Hand geben, vornemlich aber die Müntzen, auf denen die beyden Aegyptischen Königinnen, die Arsinoe und Berenice, und die Philistis, welche Sicilien beherrschte, mit einem Schleyer auf dem Haupt erscheinen. Ich trage also kein Bedenken, die hier vorkommende Figur Nr. 1. in die Classe der griechischen Denkmale zu setzen. Der Geschmack der Arbeit daran ist so unterscheidend, und sie hat so viel edles, grosses und richtiges, daß ich mich, im Fall ich derselben eine andere Stelle anweisen wollte, ohne Zweifel dem Widerspruch der Artisten aussetzen würde, welche am besten von dem Verdienst der Alten, was ihre Arbeit anlanget, urtheilen können, besonders wenn es darauf ankommt, daß sie zwischen den griechischen und römischen Arbeiten, einen Ausspruch machen sollen.

Nr. 2.

Dieses Brustbild bietet uns nichts an, das mit der Geschichte in einer Verbindung stünde. Sibiges erinnert uns blos an die Helden Griechenlands, welche sich wenig um die Annehmlichkeiten bekümmerten, so die Natur in ihrer Person vereiniget hatte, und die schon in ihrer Jugend sich der Gefahr des Kriegs, und den Beschwerlichkeiten der öffentlichen Uebungen des Leibes aussezten. Denn dieses will

a) Plin. Lib. XXXVI. cap. V.
b) Voyage d'Attiq. c. XVIII.
c) Voyage de Béot. c. XXXV.
d) Voyage d'Arcad. c. XXXI.

ohne Zweifel der Degen, der Wurfspieß, und der überaus grosse Schild anzeigen, womit diese Figur gezieret ist. Der Kopf ist von einem Character, von einer Feinheit des Profils, die bewundernswürdig ist; und fast sollte man sagen, die Arbeit an den Haaren sey noch vollkommener. Der Carniol ist von einer ausserordentlichen Schönheit. Gegenwärtig befindet sich selbiger in den Händen des Herrn Mariette.

Nr. 3.

Auf diesem hohl geschnittenen Carniol erblicket man einen Kriegshelden, der seinen Schild zu seinen Füssen, und seinen Spieß zwischen seinen Händen, auf den Kopf aber einen Helm hat. Er bietet einer bekleideten und auf einem Felsen sitzenden Weibsperson etwas an, welches man aber nicht erkennen kan, was es eigentlich seyn soll. Übrigens haben diese Figuren nichts, daß sie insbesondere kenntlich machte. Der Inhalt scheinet mir auch so schwer zu seyn, daß ich glaube, man werde solchen so leicht nicht erklären können. Vielleicht soll es den Aeneas vorstellen, wie er in Epirus anlangt, und nachdem er die Andromache, an einem einsamen Orte angetroffen, ihr seine Begebenheiten erzehlet. Übrigens ist die Arbeit an diesem geschnittenen Stein sehr schön; so wie auch das Alterthum desselben, ausser allen Zweifel ist.

Die funfzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieser aus dem Holz des Sycomors oder aegyptischen Felgenbaums gemachte Kopf, dem der Artist seine natürliche Farbe gelassen hat, ist fast schwartz; und dieses schickte sich ungemein wohl zu einer Africanerin, derer Portrait man nach der Natur machen wollte. Dieses kleine Stück von Bildhauerarbeit ist nur vierzehen Linien hoch. Zwar möchte dieses Maas, zu einen Stück, woran der Bildhauer seine Kunst gewiesen hat, fast zu klein zu seyn scheinen. Allein wer weiß nicht, daß die geschnittenen Steine, ohngeachtet sie nicht einmal so gros sind, allezeit ihren grossen Werth haben? Käme es bloß auf die Grösse an, so würde nichts schön seyn, als die Colossen. Das gegenwärtige Stück ist in Aegypten gefunden worden. Ich weiß dieses zwar ganz gewiß. Allein es ist selbiges viel zu zierlich und viel zu fein ausgearbeitet, als daß ich solches einem Artisten aus diesem

Lande

1

1

2

3

Lande zueignen könnte; vielmehr glaube ich, daß es aus den Händen eines geschickten Griechen gekommen sey, welcher die wilde und Africanische Gesichts-Züge dieser jungen Person, sehr gut auszudrücken gewust hat. Alle Aegyptischen Köpfe, die ich noch gesehen habe, scheinen mir von diesem, durch eine gewisse, dieser Nation besonders eigene Bildung unterschieden zu seyn, die selten betrüget. Ueber dieses habe ich auch nie eine Abbildung einer Aegypterin gesehen, die so ungeheuer grosse Ohrengehänge gehabt hätte, als die sind, die dem gegenwärtigen Kopf zur Zierde dienen. Sie sind von eben der Art, wie sie Plautus a) beschreibet, da er von einem Carthagineuser redet:

MJ. Viden' homines sarcinatos consequi?
Atque, ut opinor, digitos in manibus non habent.
AG. Quid iam? MJ. Quia incedunt cum annulatis auribus.

Man muß gestehen, daß dieser Schriftsteller, diese Africanische Mode, die in seinem Vaterlande nicht üblich war, auf eine feine Art, lächerlich zu machen gewust habe.

Uebrigens muß uns das seltsame des Kopfputzes nicht hindern, die Zierlichkeit und die Richtigkeit des Ganzen, und die Feinheit der Kunst, die man an diesem Denkmal wahrnimmt, zu bewundern. Ich habe solches aus einem doppelten Gesichtspunct abzeichnen lassen, um das Verdienst desselben desto sichtbarer zu machen, und ein Lob zu rechtfertigen, welches man vielleicht sonst für übertrieben halten könnte.

Nr. 2.

Der hier abgebildete Stein, ist ein hohl geschnittener Carniol, an dem besonders die Kleinigkeiten bewundernswürdig sind. Ich habe noch keine Figuren gesehen, an denen die äussersten Theile so richtig vorgestellet, und mit so vielen Geschmack, und mit so grosser Genauigkeit gearbeitet gewesen wären, wie an den gegenwärtigen. Ich habe mir anfangs eingebildet, daß die gegenwärtige den Merkur vorstellen sollte. Meine Meinung hievon gründete sich auf eine Stelle aus dem Pausanias. „ Wenn man, sagt er, b) auf die Strasse kommt, welche geraden „ wegs nach Lechaeum zugehet, so trift man einen sitzenden Merkur von Erz, „ und einen Widder neben ihm an, welches anzeigen soll, daß die Heerden unter dem

 „ Schutz

a) Poenul. Act. V. Sc. 2. v. 19.

b) Voyag. de Cor. c. 3.

„ Schutz dieses Gottes stehen, wie solches Homer a) bezeuget. Denn wenn derselbe „ von dem Phorbas redet, so beschreibet er ihn als einen reichen Troianer, wel„ cher, geliebt von dem Merkur, seit langer Zeit seine Heerden glücklich zunehmen sahe. Die Uebereinstimmung dieser Erzehlung, mit der Vorstellung auf dem gegenwärtigen Denkmal, muste mir nothwendig in die Augen fallen. Allein ich machte mir sogleich selbst den Einwurf, daß man den Merkur nie mit einem Bart abgebildet habe, und daß der Widder nicht das einzige Sinnbild sey, welches seine Person bezeichnete, daß man ihn vielmehr an andern Merkmalen, nemlich an dem Schlangenstab, und an dem Beutel, den er in den Händen hält, ferner an der geflügelten Mütze, die er auf dem Kopf träget, an den Flügeln an den Füssen, und endlich an der Schildkröte, die insgemein neben ihm lieget, erkennen müsse. Ich überlegte diese Schwierigkeiten, und vielleicht bin ich dadurch, nicht nur von meiner ersten irrigen Meinung abgebracht, sondern auch zugleich auf die richtige Erklärung dieses Steins geleitet worden.

In dem Königlichen Cabinet, werden zwo silberne Müntzen aufbehalten, auf denen, den Widder ausgenommen, eben die Vorstellung befindlich ist, die man auf dem gegenwärtigen Carniol erblicket. Aus dem Geschmack der Werckstatt und der Arbeit schliesset man, daß sie in dem Peloponnes müssen gepräget worden seyn. Ueber dieses befindet sich auf dem Grund derselben ein Monogramma, welches die Arcadier bezeichnet; und auf der einen von diesen Müntzen, ist der Fels, worauf die Figur sitzet, mit dem Namen des Berges Olympus bezeichnet. Arcadien ist demnach das Land, wo man den Dienst derjenigen Gottheit suchen muß, mit der die Attributen übereinstimmen, welche auf obgedachten Müntzen und auf diesem Stein erscheinen. Nun wurde der Gott Pan besonders von den Einwohnern dieser Gegend verehret. Sie hatten ihm zu Ehren, an verschiedenen Orten, Statuen und Tempel aufgerichtet, ja einer von diesen Tempeln, stunde so gar auf dem Berg Lycaeus, der bisweilen auch Olympus b) genennet wird. Setzet man diese Erläuterung voraus, so ist es leicht, den Geist und die Absicht des Steinschneiders, dem wir diesen schönen Carniol zu danken haben, zu erkennen. Man erblickt auf demselben den Hirtengott auf einem Fels sitzend, mit unterwärts hängenden und auf seinen Stab gestützten Haupt. Er scheinet in einem angenehmen Nachdenken zu sitzen, das sowohl durch die Stille der Einsamkeit, als durch den Anblick der Heerden veranlasset wurde. Ein Schaaf, welches ihm zur rechten Hand lieget, scheinet die

a) Ilias XIV. v. 410.
b) Pausan Voyage d'Arcad. c. XXXVIII.

die Süßigkeit der Ruhe mit ihm zu theilen ; und die Flöte mit verſchiedenen Röhren neben einander, die er ganz nachläßig an einem Strick hält, zeiget an, daß er ſich auf den Bergen öfters auf dieſem Feldinſtrument habe hören laſſen, von dem er auch, nach der Meinung der Arcadier, der Erfinder war. Er ſoll es wenigſtens geweſen ſeyn, der zu erſt die verſchiedenen Röhren oder Pfeiffen an die Flöte gemacht, a) und der den Hirten die Kunſt gelernet hat, vermittelſt derſelben allerley angenehme Töne herfür zu bringen ; und dieſe reitzende Bilder hatten ihren Geiſt dergeſtalt erhitzet, daß ſie ſich einbildeten, ihn ſelbſt auf dem Berge Maenalus b) auf dieſem Inſtrument ſpielen zu hören. Dem zu Folge wurde dieſes Sinnbild, zu einem ſeiner vornehmſten Attributen gemacht, wie man es denn nicht nur auf ſeinen Statuen abbildete, c) ſondern es noch gegenwärtig auf verſchiedenen Arcadiſchen Müntzen erblicket, die man in den Cabineten findet.

Nr. 3.

Wenn auf dieſem hohl geſchnittenen Stein, nicht die berühmte Kuh des Myron, im Kleinen, hat abgebildet werden ſollen : ſo leget uns derſelbe doch eine Vorſtellung vor, die nicht weniger angenehm iſt ; und wenn der Inhalt derſelben, nach der natürlichen Gröſſe, und von einem Bildhauer wäre vorgeſtellet worden, welcher eben die Empfindung dabey angebracht, die der Steinſchneider, auf dem engen Raum dieſes Carniols ausgedruckt hat : ſo würde er uns ein eben ſo angenehmes Werk geliefert haben, als jenes Werk von Ertzt war, welches ſo viele artige Sinngedichte veranlaſſet hat, die man in der Anthologie findet.

In der Beſchreibung, die man von der Kuh des Myron gemacht hat, findet man dieſes Kalb nicht, welches an der Mutter ſaugt, wobey dieſe den Kopf in die Höhe hebet, und durch ihr Blöcken, ihr Vergnügen darüber anzuzeigen ſcheinet. Ein kleiner Baum giebt dieſer Zuſammenſetzung ein ländliches Anſehen, das dem Inhalt angemeſſen iſt. Es iſt dieſes ein wahres kleines niederländiſches Stück. Der Verfaſſer der Abhandlung von geſchnittenen Steinen, dem ich es ehehin ſchenkte, hat es auch für würdig geachtet, ſolches in ſeinem Werke, als ein Muſter von der Geſchicklichkeit der Alten in der Vorſtellung der Thiere, anzuführen.

a) Virgil. Eclog. II.
b) Pauſan. Voyage d'Aread. c XXXVI.
c) Pauſan. Voyage d'Arcad. c. XXXI.

Die ein und funfzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses kleine Werk von gebrannter röthlichter Erde, ist etwas höher als ein Zoll, und stellet eine schöne Weibsperson für. Dieser unbekannte Kopf hat keinen Fehler in seiner Proportion, als daß er unter den Augen ein wenig zu schmal zu seyn scheinet, wenn man ihn von vornen ansiehet. Diese Unrichtigkeit aber, wenn ich anders dieses Wort brauchen darf, kommt von der Natur her, und darf keinesweges dem Artisten zur Last geleget werden, dessen Werk ausserdem vollkommen ist. Herr Tassin, französischer Viceconsul zu Cairo hat diesen Kopf, von dem ich gegenwärtig rede, mit aus Aegypten gebracht. Man hat ihn in einem Gewölbe unter der Erde bey der Pyramide der Cleopatra angetroffen. Ich trage kein Bedenken, diesen Kopf, für ein sehr schönes griechisches Stück auszugeben. Und da die Werke einer Nation, die so viel Geschmack hatte, wichtig genug sind, daß sie verdienen auf alle nur mögliche Art bekannt gemacht zu werden, so habe ich diesen Kopf sowohl von vornen, als im Profil wollen abbilden lassen.

Wem soll man aber wohl die grosse Anzahl dieser kleinen Köpfe, die man in Aegypten antrift, wahrscheinlicher Weise zueignen? Denn man hat nicht Ursache daran zu zweifeln, daß sie daselbst sehr gemein seyn müssen, da ich in einem so unbeträchtlichen Cabinet, wie das meinige ist, gegen zwölf derselben zehle, welche die nemliche Proportion haben, und von Künstlern verschiedener Nationen, und die mit den Aegyptern, wenigstens in Ansehung der Gewohnheiten und Gebräuche nichts gemein hatten, verfertiget worden sind. Ich werde Sorge tragen, sie in diejenigen Classen zu setzen, wohin sie, meiner Meinung nach gehören.

Nr. 2.

Dieses Stück von erhobener Arbeit ist ein Agat-Sardonich von zwo Farben. Es ist solches noch vollkommen wohl erhalten. Die Zusammensetzung und die Arbeit an demselben ist vortreflich; besonders ist die Handlung des Löwen und der Person, die mit ihm kämpfet, ungemein wohl ausgedruckt. Die Bekleidung der Figur, die einen Bart hat, ist römisch. Einen gleichen Inhalt trift man auf den Müntzen verschiedener Kayser, und unter andern auf den Müntzen des Hadrianus an. Ich trage auch kein Bedenken diesen Stein in die Zeiten dieses Kayſers zu

setzen,

1

1

2

3

ſetzen, um ſo mehr, da der Geſchmack der Arbeit, genau mit demjenigen übereinſtimmet, der zu ſeiner Zeit herrſchte, wir auch über dieſes in ſeiner Geſchichte verſchiedene Erzehlungen antreffen, von denen die Artiſten Gelegenheit nehmen konnten, denſelben in dieſer Art von Kämpfen vorzuſtellen. Spartianus a) meldet, daß er verſchiedene Löwen getödtet habe. Athenäus b) erzehlet, daß ihm der Poet Pancrates, als er ſich eben zu Alexandria befand, eine Lotusblume überreicht habe, welche nicht die natürliche weiſſe Farbe hatte, ſondern roth war. Als Hadrianus darüber betretten zu ſeyn ſchien, ſagte ihm der Poet, daß dieſe Blume, die man in Zukunft Antinous nennen ſollte, darum roth ſey, weil ſie mit dem Blute eines Löwen wäre benetzet worden, der ſeit langer Zeit gewaltige Verwüſtungen in Lybien angerichtet hätte, und endlich von dem Kayſer wäre erleget worden. Hadrianus ließ ſich dieſe Erdichtung wohlgefallen, und wieſe dem Dichter eine Stelle in dem Muſäo an.

Ich habe dieſen Stein von erhobener Arbeit unter die griechiſchen Denkmale geſetzet, weil ich an demſelben die Hand und die Kunſt eines griechiſchen Artiſten zu erkennen geglaubt habe.

Nr. 3.

Der Ritter Maffei hat zu Ende ſeines vierten Bandes von geſchnittenen Steinen, und unter denjenigen Stücken, die er für eine neuere Arbeit hielte, einen geſchnittenen Stein angeführet, auf dem man die nemliche Zuſammenſetzung antrift, wie auf dem gegenwärtigen, nur mit dem Unterſchied, daß auf dem ſeinigen zwo Figuren mehr, als auf dieſem befindlich ſind. Einige übelgebildete Characterc, und die, wenn man ſie auch zuſammen ſetzet, keinen Verſtand haben, brachten ihn auf die Gedanken, daß ſein geſchnittener Stein, etwa nur eine Copie ſeyn möchte. Und in der That hat auch der Herr von Gravelle ſeit der Zeit, einen Abdruck eines andern geſchnittenen Steins entdecket, auf dem eben dieſer Inhalt, aber ohne Charactere vorgeſtellt wird, und deſſen Alterthum auſſer allen Zweifel iſt, ohngeachtet die Arbeit daran faſt zu nachläßig zu ſeyn ſcheinet. Ein gewiſſer Umſtand, den man erzehlet, würde dieſem geſchnittenen Stein, wenn er wahr wäre, einen ungemeinen Werth geben. Man ſagt nemlich, die ſchöne Zuſammenſetzung dieſes Stücks habe den Raphael entzückt, und ihn bewogen eine Zeichnung davon zu machen, die der verſtorbene Cardinal von Polignac mit aus Italien gebracht hat.

Allein

a) pag 12.

b) Deipnoſ l. XV. p. 677.

Allein dieſe Zeichnung iſt keineswegs ein Werk dieſes berühmten Mahlers; aufs höchſte iſt ſie eine Arbeit des Joſepin. Ich habe ſie mit aller Aufmerkſamkeit unterſucht, und glaube ſeine Art zu zeichnen daran erkannt zu haben. Uberigens iſt dieſe Zuſammenſetzung ſo angenehm, daß ſie im Stande iſt, den Geſchmack eines geſchickten Mannes zu vergnügen. Man erblicket auf derſelben die Venus, wie ſie den Amor an der Hand hat, welcher ſich mit einem flüchtigen Schritt vier Gottheiten nähert, welche zwo Gruppen bilden. Die eine beſtehet aus zween Waldgöttern, welche ſitzen, und auf der Flöte, die aus vielen Pfeifen zuſammengeſezt iſt, und auf der Leyer ſpielen; die andere beſtehet aus dem Bacchus, der ſich auf ſeinen mit Laub umwundenen Spieß lehnet, und die Lehren anhöret, die ihm ein alter Waldgott giebt. Wenn wir dem Ritter Maffei glauben wollen, ſo iſt dieſes der junge Bacchus, welcher unter Anführung einer von den Göttinnen der Jugend, nach den Tönen der Inſtrumenten tanzet, auf denen Apollo und der Gott Pan ſpielen. Der Herr von Gravelle aber glaubet, der Inhalt dieſes Stücks ſtelle die Vereinigung der Vergnügungen der Liebe, mit dem Vergnügen des Weins und der Muſik für. Allein ich will keinen Ausſpruch wagen, welche unter dieſen beyden Erklärungen den Vorzug verdienet; nur dieſes will ich noch bemerken, daß der Künſtler, wegen des engen Raums auf dem geſchnittenen Stein, von dem in dieſem Artickel die Rede iſt, die Gruppe der Venus und des Amors weggelaſſen, und von der hohl geſchnittenen Arbeit, die er auf ſeinem Stein, erhoben vorſtellen wollte, nur die beyden andern Gruppen von männlichen Figuren genommen habe, aus denen er den Bacchus und drey Waldgötter neben einander vorgeſtellet hat. Die Figuren ſind faſt alle ohne Bekleidung, welches bey den Werken der Griechen etwas ſehr gewöhnliches iſt. Das gegenwärtige iſt von einer auſſerordentlichen Schönheit; man ſiehet auch aus der hoch erhobenen Arbeit, daß es dem Künſtler Zeit und Mühe müſſe gekoſtet haben.

Uebrigens iſt dieſes Stück ſehr wohl erhalten, auſſer daß der linke Arm an der Figur des alten Waldgottes zerbrochen iſt. Der Agat hat zwo Farben, und könnte in ſeiner Art nicht ſchöner ſeyn. Ich habe dieſes Stück vor achtzehen Jahren von einem Niederländer bekommen, und gegenwärtig befindet ſich ſelbiges in den Händen des Herrn Mariette.

Die zwey und funfzigſte Kupfertafel.

Nr. I.

Auf dieſer Kupfertafel kommen vier theils hohl, theils erhoben geſchnittene Steine für, von denen der gröſte das Maas nicht überſteiget, welches gewöhnlichermaſſen

zu

1

4

2

3

zu den Ringen gebraucht wird. Wenn ich den einigen Stein, der Nr. 1. abgebildet und dessen Inhalt kenntlich ist, ausnehme, so haben die übrigen Stücke nichts, das sie schäzbar machen könnte, als das Verdienst ihrer Arbeit, und das Alterthum, welches man ihnen unmöglich wird absprechen können. Der angenehme Eindruck, den diese Arten von Werken, insgemein zu machen pflegen, wenn man sie mit Achtsamkeit ansiehet, verliehret sich meistens durch die Abbildungen, die davon gemacht werden, und man weiß, daß der Verlust, den dadurch das schöne leidet, niemals durch den Vortheil ersetzet werde, den das schlimme dadurch erlanget.

Das hier abgebildete Stück stellet einen Merkur für, den man blos an seinen geflügelten Hütlein, oder an einer Art eines Barets erkennet, womit sein Haupt bedeckt ist. Der Agat, auf dem er geschnitten ist, hat zwo Farben; das erhobene daran ist nach dem gewöhnlichsten Gebrauch, völlig weis. Dieses Stück machte, allem Ansehen nach, einen Theil von einer viel grössern Zusammensetzung aus, von der man dasjenige, was etwa noch möglich war, zu erhalten gesucht hat.

Nr. 2.

Dieser griechische Kopf, den ich nicht kenne, ist auf einem sehr schönen Amethyst von einer hellen Farbe, hohl geschnitten, und so gros, als ein Ring seyn kan. Die Arbeit daran ist sehr richtig ausgesprenget, und das Profil hat einen sehr edlen, und sehr grossen Character. Die Haare sind mit einer ungemeinen Feinheit behandelt; nur die Stellung des Halses und des Kopfs ist nicht allzuwohl ausgefallen, und stimmt nicht mit der Schönheit des gantzen überein.

Nr. 3.

Dieser Kopf von einer Frauensperson, welcher auf gegenwärtigen Denkmal vorkommt, ist mir ebenfalls nicht bekannt. Es ist aber selbiger auf einem vortrefflichen Sardonich geschnitten, der eine sehr hohe Farbe hat, und zu gleicher Zeit sehr durchsichtig ist. Es war auch billig, daß ein so geschickter Artist, eine von den allerschönsten Materien der Natur, zu seiner Arbeit nahm. Die Alten, und insonderheit die Griechen, haben dieses, wenn es anders seyn konnte, gerne gethan. Die Arbeit an diesem schönen Kopf ist flau und richtig. Es kam mir solcher als ein Fragment in die Hände, und ich war so glücklich, daß ich diesen deutlichen Beweis von dem grossen Talent der Griechen, in einer so vollkommenen Form erhalten konnte.

Nr. 4.

Dieser erhoben geschnittene Stein, gehöret ebenfalls unter die allerschönsten Arbeiten der Griechen; und nie ist wohl auf einem so kleinen Raum, etwas so grosses und in Ansehung der Anordnung der Massen, und der Richtigkeit des Zugs, so schätzba-

res vorgestellet worden. Es ist derselbe ein Agatonyx von drey verschiedenen Farben. Die erste macht den Grund; die andere, welche weis ist, druckt das Fleisch aus; die dritte, welche die Farbe des Sardonichs ist, dienet den Schleyer, oder Kopfputz, und die Bekleidung zu färben, welche der Figur über die Schultern herab hängt. Diese Verschiedenheit der Farben thut eine ungemein angenehme Wirckung. Die Kunst, hätte meines Erachtens nicht weiter getrieben werden können. Allein zum Unglück ist dieses kleine Meisterstück, welches unter die unbekannten Köpfe gezehlet werden muß, zerbrochen. Doch ist dieses auf eine solche Art geschehen, daß sich der Bruch zwischen dem Gesicht und dem Kopfputz befindet, wo man ihn so leicht nicht sihet.

Die drey und funfzigste Kupfertafel.

Diese Kupfertafel, auf welcher ich einige Fragmenten vorstellen will, ist ein schuldiges Opfer, das ich nicht nur dem Alterthum überhaupt, sondere insbesondere dem Verdienste der Griechischen Artisten schuldig zu seyn glaube, deren Werke von einer solchen Beschaffenheit sind, daß die allerkleinesten Theile derselben verdienen aufbehalten zu werden. Wenn wir sonst nichts von ihnen hätten, so würden diese Ueberbleibsel allein im Stande seyn, unserm Geschmack Nahrung zu schaffen, unsere Nacheiferung zu ermuntern, und unser Genie anzufeuern. Denn es wird wohl niemand daran zweifeln, daß unsern neuern Künstlern, die Nachahmung der griechischen Artisten eben so nützlich sind, als den Schriftstellern aller Nationen, die Nachahmung der griechischen Scribenten ist, indem sie von ihnen die allervollkommensten Muster in allen Arten der Litteratur hernehmen können. Wie sehr wünschte ich doch, daß sich jedermann durch mein Exempel aufmuntern liesse, alle nur mögliche Fragmenten, die man finden kan, zu erhalten, und sie keineswegs, als Dinge, die zu nichts nütze sind, vollends gar zu verderben.

Nr. 1.

Man sihet hier einen Kopf von weissen Marmor, dessen Höhe neun Zoll beträgt. Es ist selbiger sehr übel erhalten, massen von demselben fast nichts mehr, als das Angesicht übrig ist; und auch dieses ist an verschiedenen Orten verstümmelt. Unterdessen bemerket man doch eine grosse Manier an diesem Stück, und die Arbeit ist so gros und weit, daß ich mich unmöglich des Vergnügens habe berauben können, es hier anzuführen. Es stellet einen Jüngling, und vielleicht einen von jenen Kindern für, welche in den griechischen Spielen den Sieg davon getragen. Pausanias gedenket verschiedener Denkmale, die ihnen zu Ehren aufgerichtet worden sind.

Nr. 2.

Dieses Stück von einem rechten Fuß, welches die natürliche Grösse eines Fusses hat, ist von weissen Marmor, und ohne allen Streit ein Werk eines griechi-

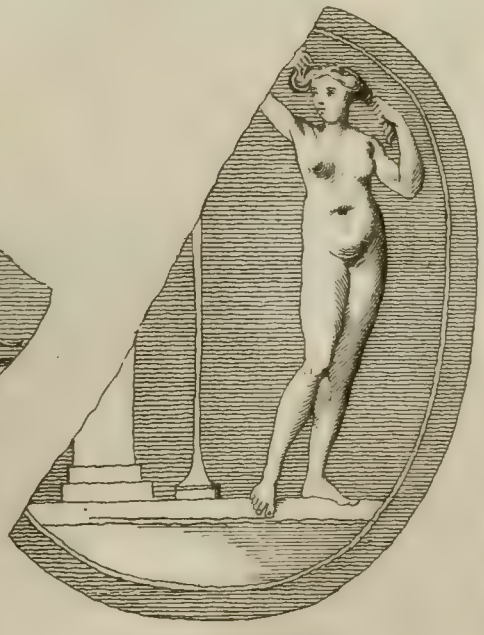
schen

1

2

4

3



schen Meisters. Ich glaube sogar, daß dieses Stück niemals gröſſer gewesen sey, als es hier in dem Kupferstich erscheinet; und ich bin vollkommen überzeuget, daß es zu einer von jenen Statuen gebraucht worden sey, an denen man nur den Kopf, die Hände, und die äusserſten Theile der Füsse von Marmor, die übrigen Theile aber von Holz, von Ertz, oder von Marmor von einer verschiedenen Farbe machte. Pausanias führet verschiedene Beyspiele davon an. So gar sagt er an einem gewissen Orte a), daß man die Grazien von Holz mit vergoldeter Kleidung vorgestellet habe, woran das Gesicht, die Füsse und die Hände von weissen Marmor gewesen sind. Ein andermal b) sagt er, daß eine Statue der Minerva von Holz gewesen sey, die Füsse, die Hände, und der unterſte Theil der Füsse ausgenommen, die von weissen Marmor waren. Ich weiß wohl, daß man mir den Einwurf machen könnte, daß dieser Fuß abgesäget, und nachgehends in den Zustand könne versetzet worden seyn, in dem wir ihn sehen; auch möchte man etwa noch dieses sagen, daß, wenn solcher zu diesem Endzweck gebraucht worden wäre, man noch die Löcher zu den Zapfen daran sehen müste. Allein da dieser Fuß auf der Ebene ruhen sollte, wie dieses die Abbildung desselben zu erkennen giebt, so durfte er nicht erſt durch einen Zapfen bevestiget werden; über dieses war die Kitt, von der man noch einige Spuren daran wahrnimmt, zu diesem Endzweck schon hinlänglich.

Ich glaube nicht, daß man mit Grund etwas dagegen werde einwenden können; ich habe daher mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, die sich mir durch dieses Denkmal selbſt angeboten hat, von den griechischen Statuen zu reden, die aus verschiedenen Materien verfertiget worden sind. Diese Gewohnheit der Alten darf uns auch um so weniger wundern, da wir wissen, daß sie an ihren Statuen noch weit seltsamere Dinge anbrachten, die wir ihnen wohl schwerlich nachmachen werden. Cicero ersuchte seinen Freund Atticus, in einem Brief, den er an ihn schrieb, c) ihm einige Merkurs von Pentelicischen Marmor zu schicken, deren Köpfe von Ertz waren. Dieser Marmor, den man in Attica auf dem Berg Pentelicus grub, hatte fünf Farben. Nach meiner Meinung würde eine dergleichen Zusammenfügung, eben keine schöne Wirckung in unsern Augen thun. Ich wundere mich aber auch nicht darüber, daß die Römer einen Gefallen daran haben können. Ihre Kenntniß in den Künsten gieng noch nicht weit. Eben dieser Schriftsteller d) bittet den Atticus ihm einige abgeformte Figuren aus Griechenland zu schicken, die er an der Decke in seinem Gemach anbringen könnte; und in einem andern Brief verlanget er einige Statuen von Megara von ihm. Wahrscheinlicher Weise war

a) Voyage de l'Elide l. 6. ch. 24. b) Voyage de Corinth. Ch. IV. c) Lib. I. epist. 6. d) Lib. I. epist. 8.

in dieser Stadt von Griechenland eine Art einer Manufactur angelegt, die aus gemeinen Arbeitern bestunde, und die gewisser massen mit denen übereinkommt, die heut zu Tage zu Genua angelegt sind, und deren Werke fast kein anderes Verdienst haben, als die Materien. Ausserdem gestehet jedermann, daß sich die Künste zu Rom nicht eher in ihrem Glanze zu zeigen angefangen haben, als verschiedene Jahre nach der Zeit, von der ich gegenwärtig rede, das ist, unter der Regierung des Augustus, wo man es für leichter und bequemer hielte, die Künstler selbst, als ihre Werke nach Rom kommen zu lassen. Um daher dasjenige besser zu verstehen, was Cicero haben will, wenn er von seinem Freunde nicht nur überhaupt Merkurs, sondern auch Merkur-Herkules verlanget: so muß man sich erinnern, daß die Athenienser a) die ersten gewesen, welche den Gestellen der Statuen, die wie eine Scheide aussahen, eine viereckige Form gegeben; und da sie mit den Statuen des Merkurs den Anfang machten, so gab man auch in der Folge, allen Statuen, die sich mit einem Gestell in der Gestalt einer Scheide endigten, den Namen Hermes. Folglich ist der Merkur-Herkules von dem Cicero redet, nichts anders, als ein Herkules in einer Scheide. Ich habe diese Stelle aus dem Pausanias nur zu dem Ende angeführet, damit man im Stande sey, dasjenige, was Cicero an seinen Freund schrieb, zu verstehen. Denn ich bin weit davon entfernet zu glauben, daß die Athenienser die Erfinder von diesen Scheiden gewesen sind, die sie ausser allen Zweifel von den Aegyptern entlehnet haben.

Noch eine Gewohnheit der Griechen verdienet bemerket zu werden, von der uns Pausanias Nachricht giebt. Sie pflegten nemlich öfters Figuren von Ertz, oder Marmor zu verfertigen, wo man den Kopf von dem Cörper herabnehmen konnte, ohngeachtet, der eine, wie der andere, aus einerley Materie gemacht war; und in Rom pflegte man, b) anstatt die Statuen der Kayser, welche diese Art der Straffe verdienten, zu zerbrechen, blos ihre Köpfe herabzunehmen, und auf die alten Körper, die Köpfe der neuen Kayser zu setzen. Aus dieser Gewohnheit können wir die Ursache abnehmen, wie es zugegangen seyn mag, daß so viele Brustsücke bis auf unsere Zeiten gekommen sind.

Nr. 3.

Dieses gegenwärtige Fragment ist von einer erhobenen Arbeit, die auf einen Agat gemacht war, dessen Grund ziemlich hell und durchsichtig ist. Es ist von diesem Stück noch so viel übrig, daran man erkennen kan, daß der Verlust dessen, was davon verlohren gegangen ist, zu bedauern sey; doch ist es auch so weit verdorben, daß es unmöglich ist, den Inhalt desselben zu erklären. Unterdessen scheinet doch die

Figur

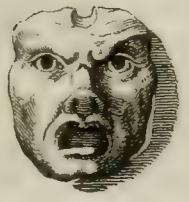
a) Pausan. voyage de Messen. c. XXXIII. b) Plin. lib. XXXV. c. II. Suet. lib. IV. cap. XXII Lamprid. in Commod. p. 52.

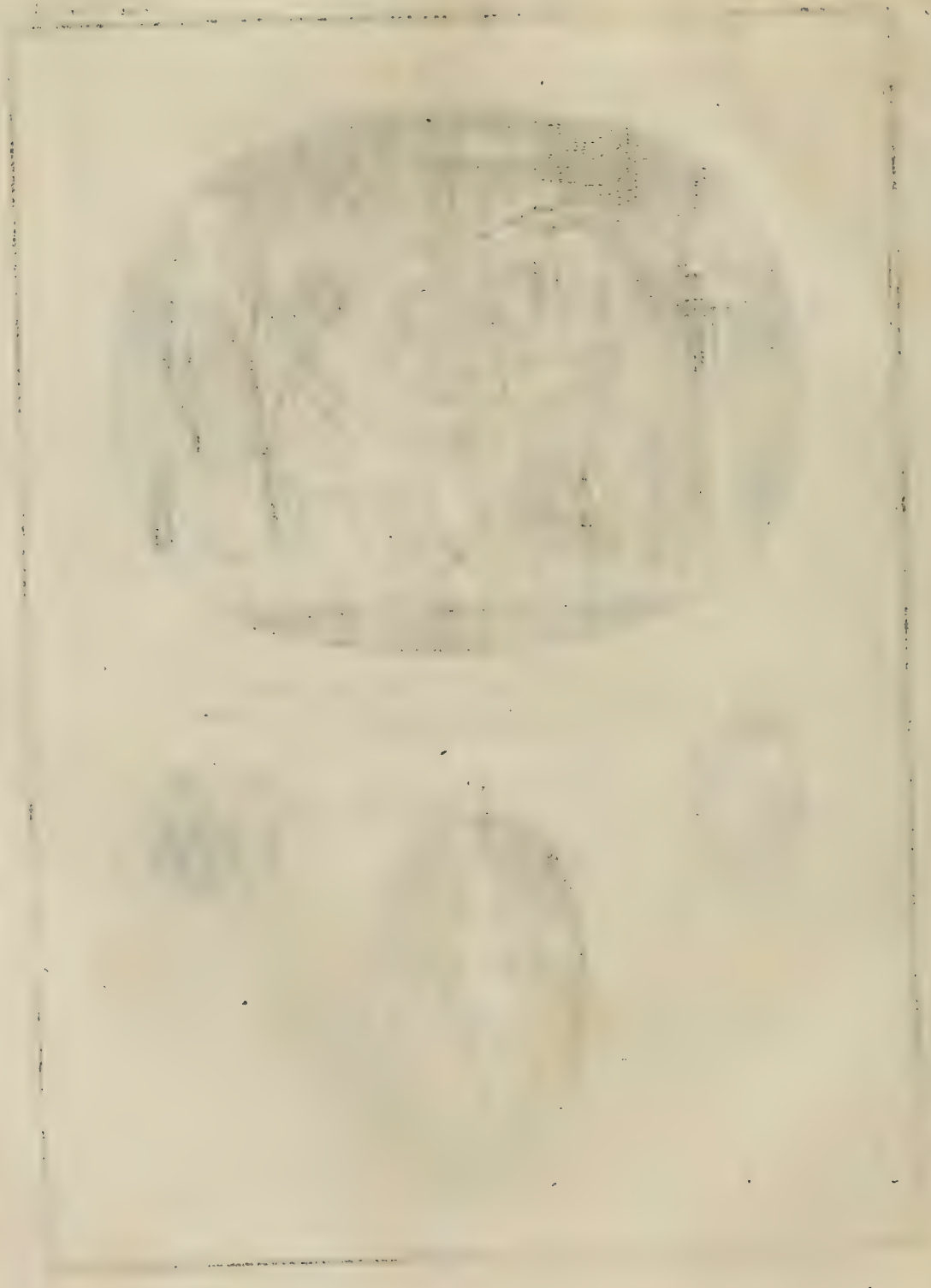
1

2

3

4





Figur die Venus marina, oder die aus dem Meer steigende Venus fürzustellen. Man siehet noch ganz deutlich, daß sie einen Altar, und eine Seule vor sich gehabt, die vermuthlich mit solchen Attributen gezieret gewesen sind, vermittelst deren man, wenn sie noch vorhanden wären, den Inhalt sicherer würde bestimmen können, dessen Figur richtig und schön gearbeitet ist.

Nr. 4.

Dieses Fragment von einem Agatonyx stellet auf einem schwarzen Grund einen Relief vor, dessen weisse Gründung eine gelbe Farbe bekommen, und durch das Feuer, dem dieser Stein ohne Zweifel ausgesetzet gewesen, verändert worden ist. Den Inhalt desselben hat nie etwas anders ausgemacht, als ein Greif. Um die Schenkel desselben windet sich eine Schlange herum, die ihn anfällt. Ich habe wenig Steine von erhoben geschnittener Arbeit gesehen, an denen eine so schöne Arbeit, oder ein besserer Geschmack geherrschet hätte. Unten siehet man das Wort ΜΙΔΙΟΥ mit sehr feinen Buchstaben, die hohl geschnitten sind. Fast sollte ich glauben, daß der Name dieses Steinschneiders nicht mehr ganz sey; unterdessen überzeuget mich die Anordnung des Raums, auf dem sich die Buchstaben befinden, daß aufs höchste nichts weiter, als der Anfange-Buchstabe des Namens fehlen könne. Man mag aber diesen Namen ansehen wie man will, so scheinet mir doch der griechische Steinschneider noch nicht bekannt zu seyn. Dieses hat mich auch bewogen, selbigen nebst der Zeichnung an Herrn Stosch zu schicken. Es wäre mir ein Vergnügen, wenn ich im Stande wäre, etwas zu dem zweyten Theil seiner Sammlung, womit er uns zu beschencken im Begrif stehet, beyzutragen, und die Zahl der Steine, auf denen man die Namen der Artisten antrift, zu vermehren. Die Allegorie des Greifen und der Schlange, so uns dieser Stein vor die Augen leget, scheinet mir so schwer zu erklären zu seyn, daß ich es nicht einmal wagen will, es zu versuchen.

Die vier und funfzigste Kupfertafel.

Die vier, auf der gegenwärtigen Kupfertafel vorgestellten Stücke haben eine Beziehung sowohl auf die griechische, als römische Comödie. Aus diesem Grunde habe ich sie nicht von einander trennen, noch sie in verschiedene Classen setzen wollen. Die Leser mögen urtheilen, ob ich Ursache gehabt habe, diese Parthey zu erwehlen.

Nr. 1.

Dieser schöne, mit erhobenen Figuren geschnittene Stein, dessen Materie ein Agatonyx von drey Farben ist, könnte nicht besser erhalten seyn. Man siehet auf demselben, einen Aufseher der Schauspieler, oder vielmehr einen Autor, welcher zweyen Schauspielern, deren hinauf gerückte Masken, das ganze Gesicht sehen las-

sen, eine schwere Scene, vor dem Anfang des Stücks, vorsagt. Der Ort des Auftritts, ist zwischen zwey Gestellen, auf denen die Attributen der alten Comoedie stehen. Man erblicket dabey auch den Altar, welcher fast allezeit auf dem Theater anzutreffen war, indem die Schauspiele, nach dem Zeugniß aller Scribenten, einer gewissen Gottheit geweihet waren, und einen Theil von den gottesdienstlichen Festen mit ausmachten. Die Arbeit dieses schönen Stücks muß ausser allen Streit den Griechen zugeeignet werden, unterdessen halte ich doch die Scene für etwas römisches, und glaube, daß ein griechischer Artist, dieses Werck zu Rom verfertigt habe, als woselbst dieses Stück im Jahr 1732. in dem Grund eines Hauses gefunden wurde, welches man niederriß, und nahe an dem Orte stund, wo ehehin der Tempel des Aesculap gewesen ist. Und was mich in meiner Meynung noch mehr bekräftiget, ist dieses, daß die Figuren, die Attributen von der so genannten Comoedia togata haben, die in Griechenland niemals gewöhnlich gewesen ist. Endlich kan ich noch versichern, daß auf keinem von den Stücken, die man bisher von dieser Art bekannt gemacht hat, ein ähnlicher Augenblick oder Auftritt vorgestellet werde. Daher verdiente dieser erhoben geschnittene Stein, demjenigen noch beygefügt zu werden, was Ficoroni, in der Abhandlung, die er unter dem Titel Maschere sceniche herausgegeben, von den verschiedenen Gegenständen der Comödie geschrieben hat.

Nr. 2.

Auch dieses ist eine erhobene Arbeit auf einem Agat von zwo Farben. Gleichwie selbige zu dem griechischen Theater gehöret, so ist sie auch von der Hand eines Artisten aus eben diesen Lande verfertiget worden. Sie stellet die Maske einer jungen und angenehmen Schauspielerin, mit grossen Haarlocken für, die über den Hals herab hängen, um vermuthlich, die Befestigung der Maske an den Schultern darunter zu verbergen. Dieses kleine Stück empfiehlt sich blos durch die Schönheit seiner Arbeit, durch die Feinheit des Werckzeugs, und durch seine gute Erhaltung. Es befindet sich solches nicht unter den Masken, die Ficoroni bekannt gemacht hat. Die Stücke, welche in seiner Sammlung dem gegenwärtigen am nächsten kommen, trift man auf der vierten und dreyßigsten Kupfertafel an.

Nr. 3.

Dieser hohl geschnittene Carniol, ist von der allerschönsten und reichesten Farbe. Es stellet solcher einen Schauspieler auf dem Theater für. Die Arbeit daran halte ich für römisch; unterdessen ist der Kopf, an dem man die Maske ganz deutlich wahrnehmen kan, auf das schönste gearbeitet. Derselbe scheinet belebt, und voll Geist und Ausdruck zu seyn. Auch ist die Heßlichkeit desselben so gar groß

nicht,

nicht, und dieses beweiset, daß die Römer, die Masken ihrer alten Personen, bey ihren Comödien nicht allezeit so gar ausserordentlich ungestalt gemacht haben, wie man aus dem Anblick sehr vieler Denkmale schliessen sollte. Das Kleid dieses Acteurs überzeugt uns, daß selbiger ein Römer sey, und der Künstler war ebenfalls einer, wenn man nach der Arbeit des übrigen Theils der Figur urtheilet, die gar nicht schön, und deren Zeichnung eben so plump, als die Figur selbst kurz ist.

Nr. 4.

Diese Maske von gebrannter Erde hat nur zwanzig Linien in der Höhe. Da selbige mit gar nichts begleitet ist: so würde es schwer halten, wenn man sie, diesem oder jenem Lande zuversichtlich zueignen wollte. Alles was ich von derselben sagen kan, bestehet darinnen, daß die Zeichnung daran von einem sehr guten Geschmack ist. Ich habe sehr viele Antiken von dieser Art gesehen, ich glaube aber nicht, daß die neuern einige von dieser Materie angeführet haben. Vermuthlich wurde dergleichen kleine Masken, an dem Fest des Saturnus, oder an andern ähnlichen Festen, den Hausgöttern vor das Gesicht geleget. Die gegenwärtige mochte etwa für den Hausgötzen eben desjenigen Schauspielers bestimmt gewesen seyn, der sich derselbigen auf dem Theater bediente, und der sie zu diesem Endzweck so klein machen lassen. Vielleicht hatte er sich auch eine Figur nach eigener Einbildung, oder vielmehr eine Maske erwehlet, die ihn auf allerley lustige und angenehme Einfälle brachte. So viel ist gewiß, daß man noch oben an der Stirn das Loch siehet, welches nach aller Wahrscheinlichkeit dazu gedienet hatte, um sie an die Figur zu bevestigen, deren Gesicht sie bisweilen bedeckte. Diese Denkmale haben mir Gelegenheit gegeben, folgende Betrachtungen über die Masken der Alten anzustellen.

Die Aegypter, scheinen keine Kenntniß von den Masken gehabt zu haben, ohngeachtet die Feste, welche sie auf dem Nil, während seiner Ueberschwemmung begiengen, den Gebrauch derselben, natürlicher Weise, unter diesem Volcke, hätte veranlassen sollen. Man sollte glauben, daß diese Freuden-Zeiten, welche bestimmt waren, alle Süßigkeiten einer Ruhe zu geniessen, die nicht der geringste Verdruß stören sollte, die Verkleidungen von dieser Art begünstiget hätten. Und doch hatten sie nicht die mindeste Reitzung für ein Volck, welches fest an seinen alten Gebräuchen klebte, und das nur darum von seinen ordentlichen Arbeiten ausruhete, um die Gebräuche der Religion zu beobachten. Man schliesset auch aus dem Stillschweigen der Schriftsteller, daß den Aegyptern weder das Theater noch sonst etwas, so mit selbigen eine Verwandschaft hat, bekannt gewesen seyn müsse, und

daß

daß sie, bey der Menge von allerley Gebräuchen, die sie von den Griechen und Römern entlehnet, doch ihre Nachfolge in den Lustbarkeiten und Schauspielen nicht gewesen sind, gegen welche diese beyde Nationen allezeit die lebhafteste Neigung trugen.

Was die Griechen anlanget, so war der Gebrauch der Maske nicht gar alt unter ihnen. Als Thespis, welcher ungefehr um das Jahr 535. vor Christo lebte, die Personen, welche seine Stücke spielten, verstellen wollte, so sahe er sich genöthiget, ihnen das Gesicht mit Hefen zu beschmieren. Aeschylus, welcher den Thespis konnte gesehen haben, erfand die Masken, wenn man anders dem Horaz glauben darf. a) Aristoteles aber b), welcher ungefähr hundert Jahre nach dem Aeschylus lebte, und eine vollkommene Kenntniß von der Geschichte des Theaters hatte, sprach ihm die Ehre dieser Erfindung ab, und versicherte ausdrücklich, daß man zu seiner Zeit nicht gewust habe, wenn man dieselbe eigentlich zuschreiben sollte. Aus dieser Ungewisheit mache ich den Schlus, daß der Gebrauch der Maske, unter den Griechen ganz unvermerkt aufgekommen sey, und daß sie solche von einer fremden Hand, und zwar, nach aller Wahrscheinlichkeit von den Hetruriern gelernet haben. Da diese beyden Völcker, blos durch einen Arm des Meers von einander getrennet waren, über welchen sie leicht zusammen kommen konnten, so hatten sie verschiedene Gebräuche mit einander gemein, die sie von einander gelernet. An ihrer gegenseitigen Gemeinschaft wird niemand zweifeln, wie ich sie denn aus zwey so deutlichen Beyspielen beweisen will, daß wohl niemand mehrere von mir verlangen wird. Der Gebrauch der Trompete wird von verschiedenen Schriftstellern c) den Hetruriern zugeeignet. Euripides d) und Sophocles e) reden an mehr als einer Stelle von der Hetrurischen Trompete; und die Ausleger dieser beyden Dichter bemercken, daß ein Hetrurier, Namens Archondas, welcher sich mit den Heracliden verbunden, dieses Instrument bey den Griechischen Heeren eingeführet habe. Wenn dieser letztere Umstand seine Richtigkeit hat, so muß man den Anfang der Gemeinschaft der Hetrurier mit den Griechen auf sehr späte Zeiten zurück setzen. Man kan dieses auch aus der Geschichte des Demaratus, des Vaters des ältern Tarquins beweisen. f) Dieser Grieche reisete von Corinth ab, und ländete in Italien auf einem Schiff an, welches er mit verschiedenen Kaufmannsgütern beladen hatte. Der glückliche Erfolg seiner Reise brachte ihn auf den Gedancken,

a) De arte poet. u. 277. b) Poet. c. 5. c) Athen. L. IV. p. 184. Clem. Alex. ap. Euseb. de Praep. l. x. p. 475. d) Phoeniss. u. 1386. Heracl. 830. Rhes. 988. e) Aiax Flagel. u. 17. f) Dion. Halic. Antiq. Rom. L. III. c. 46. Plin. l. 35. c. 3. et 12.

dancken, auch mit den Hetruriern eine Handelschaft zu treiben. Er that dieses verschiedene Jahre hindurch, und erwarb sich unermeßliche Reichthümer. Als ihn nun nachgehens die Unruhen, die sich zu Corinth anhuben, und die Tyranney des Cypselus nöthigten, sein Vaterland zu verlassen, so ließ er sich, nebst verschiedenen Griechen, die ihm nachfolgten, in Hetrurien nieder. Dieses geschah ungefähr hundert Jahr vorher, ehe die Griechen anfiengen, sich der Masken bey ihren Schauspielen zu bedienen, und dadurch bekommt meine Meynung, wie ich glaube, einen starcken Grund, daß diese Gewohnheit bey ihnen eine Folge ihrer Gemeinschaft mit den Hetruriern gewesen sey. Man wird mir vielleicht einwenden, daß die griechischen Scribenten, und besonders Aristoteles, doch etwas von diesem Ursprung hätten wissen müssen. Allein die Griechen giengen gar selten bis auf die Quellen ihrer Kenntnisse zurück, die sie zur Vollkommenheit gebracht, und wollten gar nicht gerne gestehen, daß sie fremden Völckern etwas zu dancken hätten, als wenn die unläugbaresten Beweise vorhanden waren, welche ihnen dieses Geständniß abnöthigten. Ihr Stillschweigen, das sie in Ansehung der Hetrurier beobachteten, kommt mir ungemein verdächtig für. Die Römer waren viel aufrichtiger, als sie. Livius a) gestehet, daß sie von den Hetruriern die Schauspiele gelernet; wir wissen auch aus andern Nachrichten, daß die Atellanische Comödien unter ihnen gewöhnlich gewesen, welche den Namen von Atella, einer Stadt in Hetrurien führten. Was das Vorgeben einiger Schriftsteller anlanget, daß die Römer die Masken, und alles, was mit den Schauspielen einige Verwandtschaft hat, von den Griechen kennen gelernet, so muß ich gestehen, daß sie sich von einem allzugünstigen Vorurtheil für die Griechen haben einnehmen lassen, und daß sie viel richtiger würden geredet haben, wenn sie gesagt, daß die Römer, diesen letztern, nichts als die Feinheit, die Zierlichkeit und Vollkommenheit des Theaters zu dancken gehabt, daß sie aber die ersten Ideen davon, von ihren Nachbaren, den Hetruriern gelernet. Dieses ist es alles, was uns nach dem Verlust der Geschichtschreiber dieses Volckes einzusehen erlaubt ist; und das einige, was man mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten kan, bestehet darinnen, daß der Gebrauch der Maske, aus Hetrurien nach Rom, und selbst nach Griechenland gekommen sey. Es wäre zu wünschen, daß diese Sache von einem Gelehrten der ersten Größe genäuer untersucht würde. Ich meines Orts würde mich für glücklich achten, wenn meine schwachen Vermuthungen sie veranlassen möchten, dieser Sache weiter nachzuforschen.

a) Lib. VII.

Die fünf und funfzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Diese Freskomalerey verdienet alle Aufmerksamkeit, sowohl wegen ihres Alterthums, als in Ansehung des Ortes, von dem sie herkommt. Man hat sie in der unglücklichen Stadt Herculanum gefunden, welche der Berg Vesuvius, zur Zeit des Plinius, verschüttet hat. Diese Begebenheit ist viel zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, etwas von derselben zu sagen. Eine so reiche Fundgrube, dergleichen eine ganze Stadt ist, aus der man, in dem fatalen Augenblick, ihres Untergangs nicht das geringste hat retten können, ist seit einiger Zeit und noch gegenwärtig alle Tage, eine Schatzkammer von Antiken, welche die Kenner nie zu bewundern aufhören werden. Es ist zu hoffen, daß wir, nachdem wir lange genug darauf gewartet, endlich von allen daselbst gemachten Entdeckungen werden unterrichtet werden, welche ein helles Licht über das Alterthum verbreiten werden *, und ich wollte gar gerne, dem Vergnügen, von allen Dingen genau unterrichtet zu seyn, das kleine Verdienst aufopfern, welches diese Malerey durch die Schwierigkeiten überkommt, die man überwinden, muß, wenn man dergleichen Denkmale aus Neapel bekommen will. Denn man läßt es nicht dabey bewenden, daß man den Fremden alle Mittel und Wege abschneidet, etwas an sich zu kauffen: man lässet ihnen auch nicht einmal die Denkmale genau ansehen, oder copiren, solchergestalt, daß die Kenner und Zeichner, in dieser Betrachtung, in eine einige Stadt eingeschlossen sind **.

Verschiedene Artisten, welche die französische Academie, zu Rom in ihrer Pension hat, und welche die Neubegierde nach Portici getrieben, haben mir versichert, daß unter allen Stücken von Freskomalerey, welche man daselbst entdecket, dieses weder eines von den schwächsten, noch von den schönsten sey, was die Zeichnung und Farbe anlanget. Es ist dieses ein Fragment von einer viel längern Frise, deren Höhe einen Schuh, sechs Linien, die Breite aber acht Zoll, eilf Linien austrägt. Man bemercket an diesem Theil, der davon noch übrig ist, mehr Freyheit des Werckzeugs und der Bear-

* Ausser dem Königlichen Wercke, in welchem die Herculanischen Alterthümer auf das prächtigste in Kupfer gestochen sind, hat uns Herr Winckelmann ebenfalls mit einem Wercke beschencket, welches unter dem Titel der Herculanischen Entdeckungen, Dresden 1762. v. 1764. heraus gekommen ist.

** Wie richtig diese Anmerckung des Herrn Grafen Caylus sey, erhellet daraus, daß Herr Winckelmann die Gemählde auf der Mauer, die man an Auswärtige als Stücke aus dem Herculanum verkauft, vor Betrügereyen erkläret. S. seine Herculanische Entdeckungen. S. 31.

1

2

Bearbeitung, als Wissenschaft und Verbesserung. Die Kleinigkeiten, und besonders die äussersten Theile, sind daran sehr vernachläßiget. Mit einem Wort, dieses Werck hat mich an alles dasjenige erinnert, was ich von Römischen, oder zu Rom gefunden Malereyen wuste. Unterdessen kommt es, was die Zeichnung anlanget, bey weiten der Aldobrandinischen Hochzeit nicht gleich, welche sowohl in Ansehung dieses Theils, als der Composition, lange Zeit der ersten Rang, unter den alten Malereyen behaupten wird, die bis auf uns gekommen sind.

Die Farbe, welche an der gegenwärtigen Malerey den Grund ausmacht, ist beynahe schwarz; und die Bemerkungen, die ich über den Gebrauch der Farben der Alten gemacht habe, überzeugte mich, daß sie die hellen Farben nicht geliebet, besonders in den Verzierungen ihrer Häuser. Ich habe eine große Menge Trümmer von Mauerwerck gesehen, das aus dem Herculano gebracht worden ist, deren Anwurf mit Arabesken und sehr groben Zierrathen gemahlet war. Beynahe alle Farben waren grell und ganz; der meiste Theil des Grundes aber hatte eine ausserordentliche Härtigkeit. Denn das dunckelrothe contrastirte ganz allein mit dem schwarzen; und diejenigen, welche sich unter die Erde hinab gewaget, versichern, daß das äussere an den Häusern dieser Stadt, insgemein mit einer groben gelben, mit einer schwarzen, oder rothbraunen Farbe gemahlet ist. Die hetruriſchen Vaßen sind eine noch viel richtigere und ausführlichere Probe von dem Geschmack, den die Alten an den starken Farben gehabt haben. Daher müssen sie alle, besonders die Einwohner von Herculanum, ein viel zärtlicheres Gesicht gehabt haben, als wir. Davon will ich nicht nur in der Folge einen Beweis anführen, sondern es erhellet solches auch daraus, weil das Zurückprellen der Sonne von den weissen Farben, oder welche in das weisse fallen, ganz gewiß viel empfindlicher ist. Vielleicht brachte es blos die Mode und die Gewohnheit so mit sich, ob wir gleich keine gegründete Ursache davon angeben können; vielleicht kam es aber auch blos daher, daß sie an solchen Farben einen Geschmack fanden, weil sie länger dauerten, und nicht so leicht einer Veränderung unterworffen waren.

Da übrigens die beyden Figuren, nicht den Haupt-Gegenstand der Frise ausmachten, und nur als Zusätze zu derselben, an einem Ende der Composition angebracht worden sind, so ist es auch nicht nöthig, eine Beschreibung davon zu geben; und das ist es auch alles, was ich zu sagen weiß.

Nr. 2.

Dieses ist eine hetruriſche Vase von eben der Arbeit, wie diejenigen sind, welche ich oben schon angeführet habe. Es ist selbige mit keiner weissen Farbe ge-

blicket, und ich habe sie aus keiner andern Ursache zu der vorigen Malerey setzen wollen, als weil sie ganz gewis in den Ruinen eben dieser Stadt ist gefunden worden. Ich nehme von dieser Vase einen zweyfachen Beweis von demjenigen her, was ich von dem Handel der Hetrurier und der Arbeit, ihrer Manufacturen gesagt habe, womit sie, nach meiner Meynung, zur damaligen Zeit, wo nicht die ganze bekannte Welt, doch wenigstens einen grossen Theil der Küste des mittelländischen Meeres versehen haben. Und in der That ist gar nicht daran zu zweifeln, daß diese Vase, nebst einer grossen Menge ähnlicher Gefäße, die man daselbst entdecket hat, von dorther nach Herculanum gebracht worden sey. Ueberdieses scheinet es, daß sie für die Stadt Athen, oder für einen Athenienser verfertiget worden sey. Die Nachteule, welche man auf den beyden Seiten derselben, zwischen zween Oelzweigen erblicket, scheinet solches zu beweisen, indem dieses Thier, weder in Ansehung der Gestalt, noch in Ansehung der Vorstellungen, welche es erwecket, angenehm genug ist, um ohne Ursache vorgestellet zu werden; und die Oelzweige beweisen solches ebenfalls. Dieses sehr wohl erhaltene Denckmal hat keine von den glücklichsten Formen. Es ist drey Zoll, zwo Linien hoch, von einem Ende der Handhebe, bis zur andern, sechs Zoll breit; und ob es gleich nicht scheinet, daß es zu einem öffentlichen Maas gebracht worden, so kan ich doch nicht umhin zu bemerken, daß es das Maas einer Chopine hält.

Die sechs und funfzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

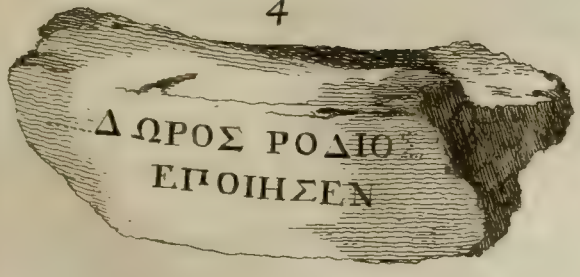
Dieses Fragment einer alten Malerey, welches mir Herr Soufflot, ein geschickter Architect, aus der Stadt Herculanum gebracht hat, und welches er gefunden, da er die unterirdischen Ruinen mit dem Herrn von Vandiere, den er nach Italien begleitete, durchsuchte, dieses Fragment sage ich, machte einen Theil einer Friese aus, welche die Liebesgötter auf der Jagd vorstellte. Da die Ueberbleibsel der alten Malereyen, von den Forschern der Alterthümer so hoch gehalten werden: so habe ich dieses Stück in Kupfer stechen lassen, ohngeachtet selbiges nicht vollkommen wohl erhalten ist. Wenn man solches aufmerksam ansiehet, so wird man an demselben gar leicht den Geist, die Flüchtigkeit des Auftrags und die Leichtigkeit des Artisten, der solches ausgeführet hat, wahrnehmen; Dinge, die man nicht allezeit auf den Denckmalen dieser Art antrift. Ueberdieses muß man an diesem Stück auch die angenehme Wendung dieser kleinen Figur bewundern, deren Stellung, die Action des Lauffens sehr schön ausdrückt. Die Farbe daran war um so viel glänzender, weil sie auf einem schwarzen Grund aufgetragen war Die Höhe dieser Figur trägt vier und einen halben Zoll aus.

Nr. 2.

2

1

4



3

Nr. 2.

Man siehet auf sehr vielen geschnittenen Steinen a) eine Bacchantin, mit zerstreuten Haaren, die ein Knie auf einem Altar hat, mit dem Leib aber eine gewaltsame Stellung macht, und eine kleine Statue der Minerva, oder einer andern Gottheit in die Höhe hebt. Diese öfters vorkommende Vorstellung erleichtert uns die Erklärung des gegenwärtigen Steins. Es ist dieses ein Bacchant, den die Rehhaut, die um seinen linken Arm geflochten ist, kennbar macht, und der seinen Schutzgott, welcher die Liebe zu seyn scheinet, wider die Verfolgung eines Soldaten anflehet, welcher aus Ehrfurcht gegen diese Gottheit zurück tritt, und sich auf eine andere Seite wendet. Herr von Gravelle, b) welcher einen Stein bekannt gemacht hat, worauf eben dieser Gegenstand, fast ohne allen Unterschied, befindlich ist, glaubet, daß es den Ajax und die Cassandra vorstelle. Allein diese Erklärung ruhet auf keinen so richtigen Grund, daß ich sie mir könnte gefallen lassen. Vielmehr habe ich fast eben diejenige Meynung, welche Herr Gori, über eine fast ähnliche Vorstellung, in seinem hetruriſchen Museo geäussert hat.

Nr. 3.

Dieses Fragment von Erz, welches vielleicht zu einem Degenknopf, oder sonst zu einer andern Kriegsrüstung mochte gedienet haben, ist mehr von einer grossen und richtigen, als von einer geendigten Arbeit. Es hat dasselbe aber einen so grossen Character, und ist so richtig behandelt, daß ich keinen Anstand nehme, selbigem unter andern griechischen Denkmalen einen Platz anzuweisen, und daß ich vollkommen überzeugt bin, daß dieses, der Seltenheit der griechischen Arbeiten in Erz ohnerachtet, ein Werck eines Meisters von diesem Volcke sey, es mag nun solches an einem Orte gearbeitet, oder gefunden worden seyn, wo es will.

Dieser Kopf eines Tigers, Leopardens, oder einer Löwin, ist ein Sinnbild der Stärcke, und schickte sich ganz natürlich zur Verzierung einer Waffenrüstung. Ich habe verschiedene andere gesehen, welche auf eben die Art angeordnet waren, mit offenen Rachen, wie man solches an dem gegenwärtigen Kopf, ingleichen auf einem andern siehet, der in dieser Sammlung, auf der neun und siebenzigsten Kupfertafel Nr. 3. vorkommt. Gegenwärtiges Fragment, welches mit einer unendlichen Flüchtigkeit und Gleichheit des Erzes gegossen ist, hat ein und zwanzig Linien in der Länge, und siebenzehen in der Breite.

Nr. 4.

Dieses Stück von Probierstein ist ein Fragment eines circkelförmigen Theils, welcher etwa neun Zoll im Durchschnitt mochte gehabt haben, und das in dem Stück,

a) Mus. Florent. Tom. I. pl. 88. Traité des pierres gravées t. 2. pl. 41. Maff. Gem. Antich. Tom. 3. pl. 56. b) Rec. des Pierr. grav. Ant. 2. part. pl. LVIII.

das davon übrig geblieben ist, von einem Ende zum andern, nicht mehr als zween Zoll und eine Linie hat. Dieses Ueberbleibsel scheinet der Rand einer Schüssel zu seyn. Dieser Rand war einen Zoll dick, und der innere Theil der Schüssel war halb so dick. Selbiger war sowohl von innen, als von aussen, mit einer Arbeit gezieret, von der man gegenwärtig nichts mehr erkennen kan; und das, was man noch daran siehet, scheinet sehr plump zu seyn. Je gemeiner uns aber dieses Werck vorkommen mag, desto gewisser können wir daraus schliessen, daß die Ausübung der Künste, bey den Griechen in grossen Ansehen müsse gestanden seyn, und daß sie dieselben eben dadurch an sich zu ziehen und zur Vollkommenheit zu bringen, gesucht haben.

Der Artist, der sich etwas auf die Verfertigung dieses Stücks zu Guten that, setzte seinen Namen, mit einer schönen Schrift darauf.

. . . . . ΔΩΡΟΣ ΡΟΔΙΟΣ
ΕΠΟΙΗΣΕΝ.

Von dieser Schrift ist, wie man siehet, nichts übrig, als die Endigung des Namens des Meisters; und zum Unglück endigten sich verschiedene griechische Namen, zum Beyspiel Polydorus, Athenodorus u. d. eben so. Doch da man aus dieser Inschrift so viel siehet, daß der Meister aus Rhodus gewesen sey, so könnte man vielleicht vermuthen, daß dieses Stück entweder von dem Polydorus, oder Athenodorus verfertiget worden. Denn diese beyden Bildhauer waren auf dieser Insul zu Hause. Plinius gedenket ihrer, und sie sind es gewesen, welche mit Beyhülfe des Agesander, ihres Landsmanns, die berühmte Gruppe des Laokoon gemacht haben.

Die sieben und funfzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieser Kopf von weissen Marmor, welcher vor einigen Monaten, unter den Herculanischen Trümmern gefunden worden ist, hat fünf Zoll und vier Linien in der Höhe. Die Arbeit und die Ordnung der Haare verdienet allerdings in Betrachtung gezogen werden. Von dem Kopf und Hals aber kan ich dieses nicht sagen. Die Hand des Künstlers, scheinet daran eine dürftige und kleine Manier zu verrathen. Doch ist dieses nicht das einzige schwache Werck, welches aus dem Alterthum bis auf uns gekommen ist, welches zugleich die Ungleichheit der Arbeit, besonders bey den Römern beweiset. Uebrigens bemercke ich an diesem Kopf zwey Dinge, die mir Gelegenheit geben, einige Betrachtungen über einige Theile der Bildhauerey anzustellen.

Die

2

2

1

Die Augäpfel sind an diesem Stück deutlich angezeiget, und was noch mehr ist, so sind sie in der Mitte ziemlich tief ausgehölet. Es ist dieses zwar gar nichts ungewöhnliches, wie ich denn solches an verschiedenen antiken Figuren bemercket habe; indessen muß ich doch gestehen, daß die Augen in den griechischen Stücken, die wir noch immer bewundern, gar selten auf diese Manier ausgedruckt worden sind. Wenn aber auch gleich häufigere Beyspiele von dieser Manier angetroffen würden: so würde ich darum doch behaupten, daß die Bildhauerey, um den Figuren einen Ausdruck zu geben, sich dieses Mittels nicht bedienen sollte, daß es im Gegentheil weit mehr Kunst verräth, und auch vortheilhafter ist, wenn man den Anschauenden die Action der Augen zu dencken überläßet. Da die Bildhauerey nichts coloriren kan, und wenn sie Schatten machen, und die Gestalten, welche ihr die Gegenstände anbieten, verstellen will, nichts als vorstechende Theile machen muß; und die Augäpfel, ohne eine Farbe, unmöglich der Natur gemäs ausgedruckt werden können, so muß es der Bildhauer auch nicht wagen, sie durch solche Züge vorzustellen, die ihnen nicht eigen sind.

Nächstdem ist dieser Kopf auch ein Beweis, von der ausserordentlichen Politur, welche insonderheit die Griechen ihren Statuen von Marmor gaben, und wovon ich bisher keine andere Ursache habe ausfindig machen können, als die ich bereits in einer Abhandlung angegeben, die in der Academie der schönen Wissenschaften gelesen worden ist. Ich glaube nehmlich daß die grosse Achtung, in welcher das Elfenbein bey den Alten stunde, sie bewogen habe, dasselbe nachzuahmen. Allein diese Nachahmung hatte eben nichts annehmliches. Denn durch die ausserordentliche Politur bekommen die Figuren einen Glanz, den das Fleisch niemals hat, und folglich wird man dadurch verhindert, alle die Kleinigkeiten, an denen der Artist seine Kunst gezeiget hat, zu empfinden. Der gegenwärtige Kopf, hat ohngeachtet der Veränderung, welche die Farbe durch den Brand der unglücklichen Stadt Herculanum gelitten hat, eine so feine Politur an dem Fleisch behalten, daß ich es den Alten nicht verzeihen kan, daß sie aus einer Sache, die nicht den mindesten vernünftigen Grund hat, eine Art einer Gewohnheit gemacht haben.

Nr. 2.

An diesem kleinen Gefäße hat weder die Zeichnung, noch die Arbeit etwas zierliches. Es ist selbiges drey Zoll und vier Linien hoch, und in der Breite, wenn

wenn man auch die Henkeln mitrechnet, beträgt es drey und einen halben Zoll. Es ist von gebrannter Erde, und hat nie, weder einen Firniß, noch eine Farbe bekommen. Uebrigens stellt es den Kopf eines Waldgottes, oder des Silenus für. Ich habe solches aus einem gedoppelten Gesichtspunct zeichnen lassen, um die Absicht des Artisten desto kennbarer zu machen. Es ist dieses Werck gänzlich nach römischen Geschmack gemacht, ohnerachtet ich nicht zweifle, daß solches auf der Insel Chios, wo es sehr viele griechische Meister gab, verfertiget worden, woselbst man es gefunden hat, und wo man noch täglich viele Denkmale, besonders von Erde, die dem Bacchus gewidmet waren, ausgräbt. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Manufacturen einiger Inseln des Archipelagus sehr beträchtlich gewesen sind; ich glaube aber, daß die Römer, nachdem sie die Hetrurier überwunden, ihre Manufacturen zernichtet und ihren Handel aufgehoben, indem sie selbige an ihre Gebräuche gewöhnet, und ihnen ihre kriegerischen Gesinnungen beygebracht, und daß die Veränderung der Sitten und der Lebensart, die Einführung dieser zum Gebrauch und zur Zierde dienenden Dinge begünstiget habe. Ich glaubte, wenn ich diesen Kopf zu Ende der griechischen Alterthümer setzte, so würde ich damit die Einwürfe beantworten können, die man mir in Ansehung der Nation machen möchte, der man selbigen zueignen muß. Man kan aber auch schließlich hieraus abnehmen, daß es allezeit gewisse Länder gegeben habe, die sich durch ihre Arbeiten von Erde berühmt gemacht, womit sie andere Völker, so dergleichen bey ihnen suchten, versehen haben, und daß die Römer mit den Hetruriern und auf den Inseln des Archipelagus, eben den Handel hatten, den mir schon seit geraumer Zeit mit den Chinesern treiben.

S. 132. l. 5. ist zwischen den Worten: den Atlas, ausgelassen: den Himmel statt.

Römische Alterthümer.

Sammlung
von Aegyptischen, Hetruriſchen, Griechiſchen und Römiſchen
Alterthümern.

Vierte Abtheilung.

Von den Römern.

Es würde wohl eine vergebliche Arbeit ſeyn, wenn ich mich in eine Unterſuchung des Zuſtandes einlaſſen wollte, in dem ſich die Künſte zu Rom, in den erſten Zeiten der Erbauung dieſer Stadt, befunden haben. Man weiß nur blos überhaupt ſo viel, daß ſich die Römer, in Anſehung ihrer vornemſten Gebäude und der Verzierungen, womit ſie ihre Hauptſtadt ausſchmükten, an die Hetrurier gehalten. Unterdeſſen iſt wohl zu vermuthen, daß, wenn ſich zu Rom die monarchiſche Regierungsform erhal-

ten hätte, der Geschmack an den Künsten sich daselbst würde gebildet und erhalten haben, massen derselbe damals schon ,einen so glücklichen Fortgang in Hetrurien und in dem großen Griechenland gewonnen hatte. Allein da Rom in eine Republik verwandelt worden war, die nun weiter auf nichts, als auf Mittel bedacht war, sich immer fester zu setzen, und ihre Macht auszubreiten: so hörte man nur die Rathgebungen des Ehrgeitzes, und genoß fast niemals jene glückselige Ruhe, die doch den Künsten, wenn sie in einem Lande hervorkeimen, oder zur Vollkommenheit kommen sollen, so günstig, ja fast unentbehrlich ist. Die sinnreichen Uebungen, und die feinen Bemühungen des Geistes und der Hände, die jene erfordern, waren kein Werk für ein kriegerisches Volk, das keine andere Empfindungen hatte, als die Liebe für das Vaterland, und das von keinen andern Vorzügen etwas wuste, als die es sich durch die Waffen erwerben konnte. Nachdem aber Corinth von dem Memmius erobert worden war, nachdem Paulus Emilius und Pompejus ihre herrlichen Sieggepränge gehalten, und die Reichthümer Griechenlands und Asiens sich in Rom ausgebreitet hatten: so fiengen die Einwohner dieser Stadt erst an, den Nutzen der Künste einzusehen. Doch da sie solche nicht sowohl darum liebten, weil sie einen vernünftigen Geschmack an denselben hatten, sondern weil sie solche als ein Mittel ansahen, ihrer Neigung zum Pracht und zur Eitelkeit Nahrung zu geben: so mißbrauchten sie in kurzer Zeit alles dasjenige, was ihnen so reitzend in die Augen gefallen war. Wie Leute, die aus dem Staub gezogen werden, und mit Erstaunen sehen, daß sie auf einmal reich, und mit Ehre überhäuft worden sind, wollten sie zwar Kostbarkeiten besitzen, doch ohne sich die Mühe zu geben, sie genäuer kennen zu lernen; und da sie nicht im Stande waren, die Künste durch eigenen Fleiß in Aufnahme zu bringen, lockten sie fremde Artisten, durch den Glanz des Goldes und Silbers an sich, und bekamen einen grossen Zulauf von den Griechen.

Dieses Urtheil, welches ich hier von den Römern in Ansehung der Künste gefället habe, rühret keineswegs von einem blinden Vorurtheil her, das mich wider sie eingenommen hat. Die Denkmale, die sie uns hinterlassen haben, rechtfertigen solches nur allzudeutlich. Und wenn wir die Verfassung ihres Regiments ansehen, so kan uns auch die wahre Ursache davon nicht lange verborgen bleiben. Ein jeder römischer Bürger glaubte ein Mann von ungemeiner Wichtigkeit zu seyn, weil er berechtiget war, sich bey den Versammlungen einzufinden, wo man sich über die wichtig-

wichtigsten Angelegenheiten berathschlagte. Dabey glaubte er, daß seine entscheidenden Ausprüche, den mächtigsten Einfluß in die Regierung des Staates hätten. Ihre jungen Leute, die sich mit den Leibesübungen, und mit dem Studio der Gesetze abgaben, und sich mit den verschiedenen Partheyen, und heimlichen Verständnissen zu schaffen machten, welche die Stadt, bey einer jeden neuen Wahl in Bewegung setzten, hatten keine Zeit, an etwas anders zu gedenken; oder, sie waren vielmehr, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, überzeugt, daß gar kein anderer Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit würdig sey. Daher überließen die, in diesem Punct noch ungesitteten Römer, die Kenntniß und die Ausübung der freyen Künste, die sie von den Griechen kennen gelernet hatten, beynahe ganz alleine ihren Sclaven. Allein, was konnten sie alsdann von einem Hauffen, um Lohn gemietheter Artisten erwarten, bey denen der Verlust der Freyheit alles Genie erstickt hatte, und die alsdann, wenn sie in ihren Bemühungen glücklich waren, nichts weniger als eine Verbesserung ihres elenden Zustandes, sondern vielmehr eine ewige Sclaverey und eine Knechtschaft voraus sahen, die sich nach dem Maase, da sich ihre Talente entwickelten, nur immer vergrößerte? Sie trugen ihren Herren beträchtliche Geldsummen ein, die sich die Geschicklichkeit und den Fleiß dieser Sclaven gar oft zu Nutzen machten, und sie deswegen um einen viel höhern Werth verkauften, als sie für selbige ausgegeben hatten. Hieraus folget also ganz natürlich, daß der Geschmack der Römer überhaupt plump, schlecht, und ohne Feinheit gewesen. Ueberall blickt der Stand der Knechtschaft herfür, in den die Artisten dieser Nation herabgesetzet waren; Und fast alle Werke der Römer, an denen man noch einige Zierlichkeit erblickt, rührten von Griechischen Meistern her, mit denen Rom, besonders unter den Kayfern, angefüllt war. Sobald aber die Quelle vertrocknet, und Griechenland nicht mehr im Stande war, die Italiänischen Schulen zu versehen, so bald hörte man auch daselbst auf, die Künste zu treiben. Sie fiengen zwar unter dem Traian, unter dem Hadrian und andern Kayfern, deren Schutz sie begünstigte, einigermassen wieder an aufzuleben. Allein bald darauf verloschen sie völlig, und die Verlegung des Kayserlichen Sitzes nach Constantinopel, war für sie eine eben so unglückliche Veränderung, als ihnen in der Folge der Zeit, die Eroberung dieser Stadt durch die Türken günstig war. Die Künste, welche in dem Zwischenraum dieser wichtigen Begebenheiten getrieben wurden, werden in eine Classe gesetzet, die unter dem Namen bas Empire bekannt ist; und kaum ist es zu begreiffen, wie Leute, welche mit Meisterstücken in allen Arten der Kunst umgeben gewesen, und alle zur Nachahmung der-

selben erforderliche Werkzeuge in ihren Händen hatten, der Nachkommenschaft so gar schlechte Stücke haben hinterlassen können.

Ich hielte es nicht für nöthig von den Alterthümern, die man in Frankreich gefunden hat, eine besondere Classe zu machen. Alle diese Stücke gehören überhaupt den Römern zu, welche die Gallier eine geraume Zeit beherrschet haben. Ich habe, so viel sich es thun ließ, bey der Beschreibung dieser Stücke, allemal die Namen der Oerter angezeiget, wo sie gefunden worden sind. Diese Vorsicht ist um so viel nöthiger, da man verschiedene Denkmale, die man in unsern mittägigen Provinzen gefunden hat, kaum von denenjenigen, die man täglich in Italien ausgräbt, unterscheiden kan. Man trift aber auch in andern Provinzen Frankreichs dergleichen an, die zwar in Ansehung ihrer Größe nicht allzuberächtlich sind, aber doch manchmal die allergeschicktesten Alterthumskundiger in Verlegenheit setzen können. Uebrigens ist es mir gar wohl bekannt, daß die Gallier unter den Kayfern, den Künsten ebenfalls gewogen gewesen sind. Plinius a) redet von einem Zenodorus der zu Auvergn[illegible] atue des Merkurs verfertigete, den Nero in der Absicht nach Rom ko[illegible], daß er an seiner großen Statue arbeiten sollte. Der Name dieses Bildhauers, welcher griechisch ist, scheinet zu beweisen, daß die Gallier Kenntniß genug von den Künsten müssen gehabt haben, um die griechischen Artisten allen andern vorzuziehen. Die Gerechtigkeit, welche ich den Galliern wiederfahren lasse, gehet nicht nur diejenigen an, welche das von den Römern also genannte Gallien, diseits der Alpen bewohnten, und das heut zu Tage die Lombardie, Piemont, der Staat von Venedig u. s. w. genennet wird. Ich verstehe dieses auch von dem, über den Alpen gelegenen Gallien, welches unser Frankreich ist, und von den Alpen und Pyrenäischen Gebirge eingeschlossen wird. Doch ich will ja hier nicht von den Galliern reden.

Die acht und funfzigste Kupfertafel.

Nr. I.

Diese Figur von Erz, so fünf Zoll drey Linien hoch, und vollkommen wohl erhalten ist, wurde vor einigen Jahren zu Lyon gefunden. Die Stellung derselben verräth etwas edles und großes. In der rechten Hand hält sie ein Gefäß; was

a) Lib. XXXIV. c. 7.

Nürnberg bei J. W. Winterschmidt.

was dasselbe aber anzeigen soll, ist so leicht nicht zu errathen. Die Richtung des Arms und der linken Hand beweisen ganz deutlich, daß sich die Figur ehehin auf einen Spieß gestützet habe. Dieselbe ist mit einer Weste mit Ermeln bekleidet, welche in der Mitte des Leibs herum mit einem Gürtel, oder mit einem Riemen fest gemacht ist. Dieses ist nichts anders als das Sagum der Gallier. Auch die Bekleidung der Füsse giebt dieses Volk zu erkennen. Sie siehet an dieser Figur eben so aus, wie sie von den Scribenten beschrieben wird, nemlich, wie eine Art von Fußsocken, die vermuthlich von Leder gemacht waren. Mich dünket, daß man keine Bekleidung von dieser Art, auf den Denkmalen anderer Völker antrift. Ich muß zwar gestehen, daß die Schuhe der Hetrurier einigermassen mit ihnen übereinkommen. Doch wenn man die einen, wie die andern mit Aufmerksamkeit untersuchet, so ist es gar leicht, an beyden einen merklichen Unterschied zu entdecken.

Ich urtheile vielleicht nicht falsch, wenn ich vermuthe, daß es Leute geben werde, denen meine Bemühung, bey Dingen, wobey das Clima, oder die Witterung natürlicher Weise bey allen Menschen den gröſten Einfluß hat, Aehnlichkeiten zu entdecken, für eine vergebliche, ja wohl gar für eine lächerliche Arbeit erklären werden. Allein dergleichen Criticken sollen mich nicht irre machen, massen die Untersuchung, in die ich mich eingelassen habe, so wohl zur Bereicherung unsrer Kenntniße der Gebräuche der Alten, als zu desto bessern Verstande ihrer Scribenten, ungemein nützlich seyn kan.

Ohngeachtet diese Figur einige Aehnlichkeit mit dem Aesculap hat, auf den auch das Gefäß zu passen scheinet, welches sie in der Hand hält, so glaube ich doch daß dieses Denkmal den Jupiter vorstelle.

Ich weiß zwar gar wohl, daß es gar leicht sey, die Köpfe dieser beyden Gottheiten mit einander zu vermengen. Allein meine Meynung gründet sich nicht allein auf die Stellung der Figur, die einen Spieß scheinet in der Hand gehabt zu haben, sondern vornemlich auf den Character des Kopfs, an dem ich eben die Züge zu erkennen glaube, mit welchem der Jupiter auf verschiedenen griechischen Denkmalen bezeichnet wird. Soll ich sagen, daß die Gallier sich nach diesen Mustern gerichtet, und von den Griechen gelernet haben, den Jupiter mit dieser majestätischen und göttlichen Gesichtsmine abzubilden? Oder ist diese kleine Statue etwa gar in einer von den Städten Griechenlands gegossen und gearbeitet und in ein Gallisches Gewand gesteckt worden, weil

sie

sie nach Gallien sollte gebracht werden? Ich gebe dieser leztern Meinung um so lieber Beyfall, weil der Kopf vortreflich gearbeitet, und die Idee daran sehr groß ist, weil auch die Haare sehr wohl touchirt, und die Gesichtsbildung endlich etwas majestätisches verräth. Der P. Montfaucon a) hat bereits eine Figur abbilden lassen, die von der gegenwärtigen blos durch einen Mantel unterschieden ist, den sie über dem Sagum an hat. Der Jupiter wird sehr oft mit einem ähnlichen Zierrath vorgestellet, auf den aber der P. Montfaucon eben so wenig Acht gehabt hat, als auf den Character des Kopfes; so gar daß er diese Figur für den Aesculap angesehen hat.

Ausser derjenigen Figur, die ich hier in Kupfer stechen lasse, ist mir eine andere unter die Hände gekommen, welche aus eben der Materie gemacht war, und die nemliche Zeichnung hatte. Sie war aber viel höher, und also auch, in aller Betrachtung viel stärker, als die gegenwärtige Figur; allein von einer nicht so feinen und vollkommenen Ausführung. Sie befindet sich gegenwärtig in dem kleinen Cabinet der Alterthümer, welches man in der Abtey von St. Germain des Pres zu sammlen angefangen hat.

Nr. 2.

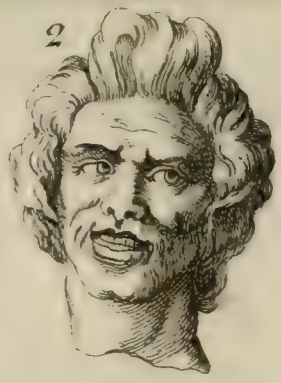
Ich habe diese kleine Figur von Erz aus einem gedoppelten Gesichtspunct abzeichnen lassen, weil die Tour und die Balancirung ihrer Zusammensezung ungemein angenehm ist. Sie beträgt in der Höhe vier Zoll und zehen Linien. Man hat sie vor kurzen zu Nimes gefunden. Ohne das Gefäß, so sie in der linken Hand hält, wurde man kaum glauben, daß sie den Ganymedes vorstellen sollte. Denn die Stellung desselben scheinet keineswegs mit diesem berühmten Mundschenken überein zu kommen. Ueberdieses werden auch die Kenner ohne Zweifel sehr über den sonderbaren Contrast erstaunen, welchen der Artist an dieser Figur angebracht hat, indem solches offenbar wider die Gewohnheit der Alten ist, welche in Ansehung dieses Theils der Kunst, allezeit eine sehr grosse Mäßigung und Klugheit blicken lassen, der aber von dem gröſten Theil der neuern Künstler, desto öfter ist gemißbraucht worden. Ich erinnere mich auch nicht, ausser dieser Figur, unter den alten Denkmalen ein Stück gesehen zu haben, an dem der Contrast so gar affectirt gewesen wäre.

Man

a) Antiq. expl. Tom. 2. pl. CXCII.

1

2



3

4

Man darf übrigens dieses kleine Denkmal nur mit Achtsamkeit ansehen, um von dem Alterthum desselben überzeugt zu werden. Was die gute Erhaltung desselben anlanget, so ist es so vollkommen, als man nur wünschen mag.

Die neun und funfzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Die Köpfe des Jupiters sind so gemein, daß ich Anstand würde genommen haben, den gegenwärtigen abbilden zu lassen, wenn mich nicht folgende Gründe dazu bewogen hätten.

Es ist derselbe von gebrannter Erde, die aber eine braune Farbe hat. Die Arbeit daran verräth einen guten Geschmack; auch ist er ganz wohl erhalten; und was mir das allermerkwürdigste an demselben zu seyn scheinet, ist dieses, daß er vergoldet gewesen, und daß der gröste Theil seiner Vergoldung noch daran ist. Man hat selbigen in Aegypten gefunden. Doch halte ich ihn für eine römische Arbeit, die man nach dem Stück eines griechischen Artisten gemacht hat. In der Höhe beträgt er sechszehen Linien.

Nr. 2.

Der Kopf dieses Waldgotts, der eben so groß, und aus eben der Materie, gemacht ist, wie der vorhergehende, und der die natürliche Farbe hat, wurde in eben diesem Lande gefunden. Der Geschmack des Künstlers, und der Character der Zeichnung, verdienen alles Lob. Dieses sind auch die Ursachen, die mich bewogen haben, solchen in Kupfer stechen zu lassen.

Nr. 3.

Die Bellona, die hier nach der Gewohnheit der Hetrurier, mit Flügeln vorgestellet wird, als welche die meisten von ihrem Gottheiten, auf solche Art abbildeten, ist erhoben, auf einem Sarderonych von drey Farben geschnitten. Der Grund hat eine sehr dunkelbraune Farbe. Die Figur ist weis, und von einem guten Teig (pâte.) Der Steinschneider hat einen schwarzen durchsichtigen Flecken, den er auf

dem Stein antraf, wohl anzuwenden gewuſt, indem er aus demſelben den Cörper des Helms geſchnitten hat.

Dieſer Stein iſt ungemein wohl erhalten und befindet ſich gegenwärtig in dem Cabinet des Herrn Pelerin.

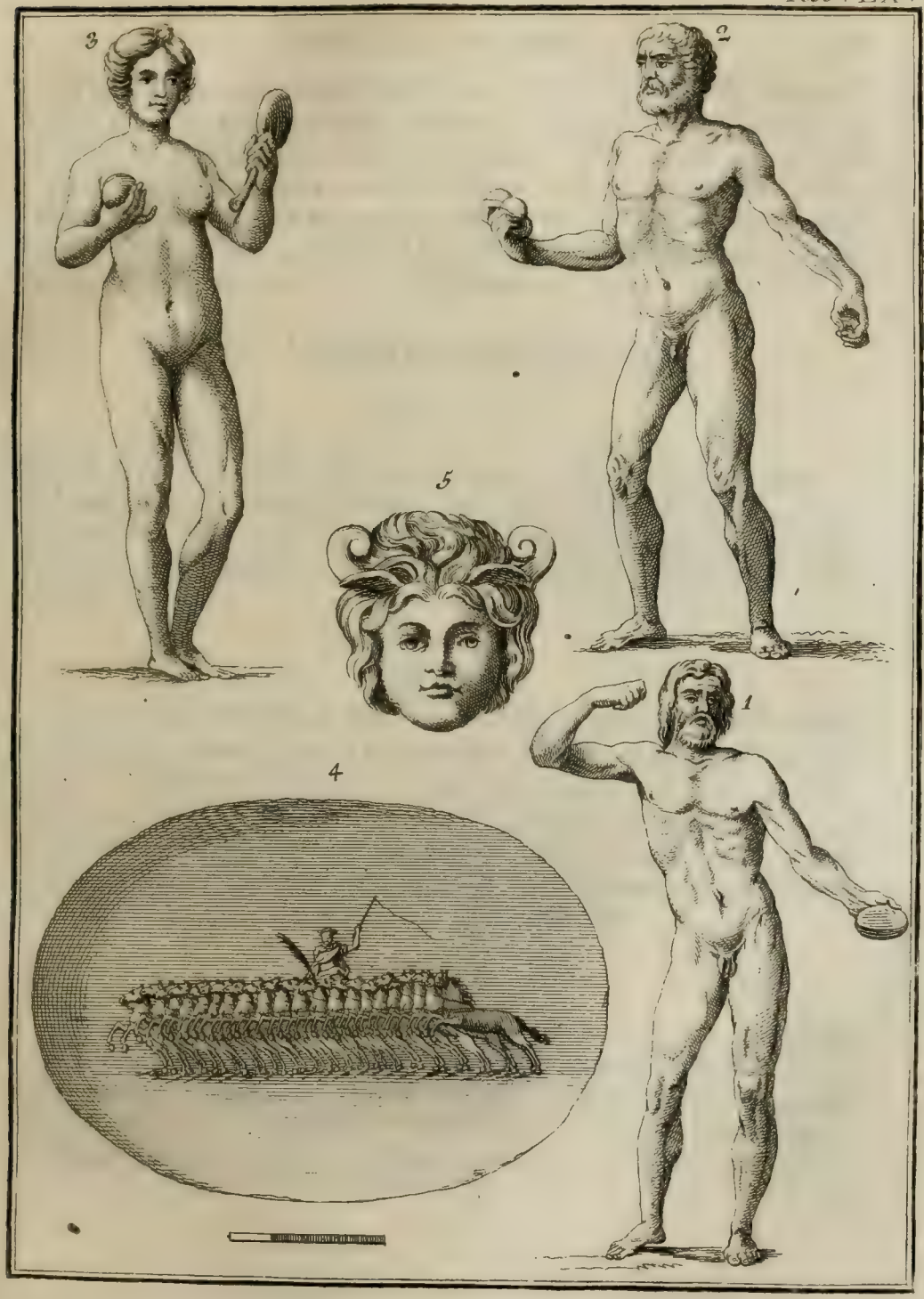
Nr. 4.

Die Arbeit an dieſem erhoben geſchnittenen und vollkommen wohl erhaltenen Stein, iſt ausnehmend ſchön, und verdienet aus verſchiedenen Gründen, alle nur mögliche Aufmerkſamkeit der Kenner. Der Umfang der Zuſammenſetzung, die Zierlichkeit der Zeichnung und die Mannigfaltigkeit der Stellungen der ſechs weiblichen Figuren, welche der Veſta ein Opfer bringen, ihre Kopfwendungen, welche die Idee der Bewegung vollkommen ausdrücken, endlich der Altar und der Tempel, alle dieſe Dinge, ſage ich, machen dieſes Denkmal ſchätzbar.

Ich habe ſolches auch hier mit ſo viel gröſſern Vergnügen anführen wollen, weil mir dieſer erhoben geſchnittene Stein, welcher mit dem Revers einer Münze der Fauſtina auf das genaueſte übereinſtimmt, eine Veranlaſſung zu einigen Betrachtungen gegeben hat.

Es iſt dieſes nicht das einige Stück von dieſer Art der Arbeit, welches in dieſer Sammlung vorkommt, und das copirt worden iſt; man wird weiter unten ein anderes antreffen, welches nach einem numo contourniato gemacht worden. Ich ſtunde anfänglich in den Gedanken, daß die Müntzaufſeher, von den Stücken, welche geprägt werden ſollten, Modelle in Wachs haben vorweiſen müſſen, damit ihnen die Fürſten, auf deren Geheiß ſie prägen muſten, ſagen konnten, ob ihnen der Gedancke, oder die Zuſammenſetzung gefalle, oder nicht; und daß einige unter dieſen Leuten, um ihre Unterthänigkeit zu beweiſen, oder aus Liebe zum prächtigen, dieſe Modelle, aus einer beſſern und koſtbarern Materie verfertiget. Ich muß aber geſtehen, daß dieſer Gedancke ganz ungegründet ſey. Da die Arbeit an dem Agat, eine beträchtliche Zeit erforderte, ſo iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß der Artiſt, ſollte er auch noch ſo geſchickt geweſen ſeyn, mit dem gegenwärtigen Stück, länger als ein Jahr müſſe zugebracht haben. Es iſt daher glaublich, daß entweder die Fürſten, wenn die Zuſammenſetzungen nach ihrem Geſchmack geweſen, ſolche auf einer beſſern Materie, und worauf die Austheilung des Inhalts angenehmer in die

Augen


3
2
5
1
4

Augen fiele, wollten ausgearbeitet wiſſen, oder daß die Artiſten ſelbſt, denen der Beyfall, den einige von ihrem Arbeiten erhielte, wohl gefiel, die Compoſition auf ihre Unkoſten, auf einem feinern Stein ausgeführet, weil ſie wohl wuſten, daß ſie ſelbige mit Nutzen würden verkauffen können. Vielleicht aber hatte es dieſe Beſchaffenheit damit, daß die Künſtler, wenn ſie nicht im Stande waren, ſolche Zuſammenſetzungen ſelbſt zu machen, ſich der Geſchicklichkeit eines andern bedienet, und ſich auf eine genaue und zärtliche Ausführung eingeſchränket haben.

Die ſechzigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſe Gottheit von Ertz, welche in der einen Hand eine Opferſchaale hält, in der andern aber vermuthlich einen Spieß hatte, ſollte ohne Zweifel den Jupiter vorſtellen. Uebrigens hat dieſes Stück nichts ſonderbares, als daß es ſehr wohl erhalten iſt. Die Arbeit daran iſt gut, und in der Höhe beträgt es zween Zoll und fünf Linien.

Nr. 2.

Dieſe gegenwärtige Figur ſollte, wie ich glaube, den Herkules vorſtellen. Er hält in der rechten Hand die Heſperiſchen Aepfel; in der lincken Hand aber hatte er vermuthlich eine Keule, die er, wenn man nach der Stellung der Hand urtheilet, horizontal hielte; welches man auf den Anticken ſelten antrift. Doch, dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel richtig, daß die Figur ſehr gut erhalten, aber ſowohl in Anſehung der Zuſammenſetzung, als der Ausführung, von einem ſehr ſchlechten Geſchmack iſt. Sie iſt vier und einen halben Zoll hoch.

Nr. 3.

Man ſiehet hier die Venus mit ihren vornemſten Attributen, aber keineswegs mit allem ihrem Reitze. Die Figur von Ertz, deren Höhe nur drey und einen halben Zoll beträgt, iſt in Anſehung der eben ſo ſchlechten Zuſammenſetzung, als Ausführung, viel zu gut erhalten. Uebrigens kan dieſe Figur zum Beweiß einer Wahrheit dienen, die wohl niemand unbekannt ſeyn wird, daß es nem-

lich auch in dem Alterthum, und vornemlich zu Rom, schlechte Artisten gegeben habe.

Nr. 4.

Ohngeachtet die Gebräuche der Alten, von denen man Spuren bey ihrem Scribenten antrift, bekannt genug sind: so haben doch die Stellen, auf die man sich gründet, durch die Abschreiber verfälschet werden können. Es ist daher unläugbar, daß man dißfalls nichts habe, worauf man sich sicherer verlassen könnte, als die Denkmale, welche den Künsten gewidmet gewesen, und noch sehr wohl erhalten sind. Sie verdienen daher der Gegenstand unsrer Untersuchungen zu seyn, massen sie uns auch dasjenige lehren, wovon uns die alten Scribenten, keine Nachricht in ihren Schriften hinterlassen haben. Und von dieser Art ist der geschnittene Stein, den ich hier habe in Kupfer stechen lassen, und dessen Alterthum ausser allen Streit ist. Es stellet derselbe einen Sieger in den Wettspielen, auf einem Wagen vor, der von zwanzig Pferden gezogen wird. Sueronius a) berichtet, daß Nero, da er die Bewunderung Griechenlands auf sich ziehen, und sich besonders in den Wettspielen wollte sehen lassen, den Sieg auf einem zehenspännigen Wagen davon getragen habe. Weit schwerer ist es zwar, zwanzig Pferde an einen Wagen zu spannen. Aber was konnte wohl einem römischen Kayser, einem Herrn der Welt, schwer oder unmöglich seyn?

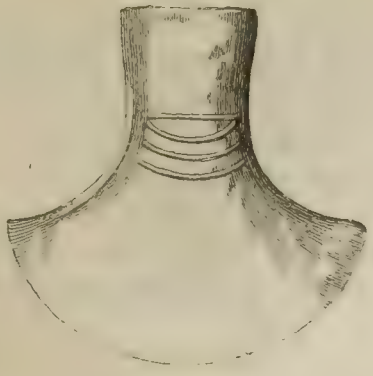
Diese Betrachtung beweget mich, die, auf gegenwärtigen Stein abgebildete Vorstellung niemand anders, als einem von des Nero Nachfolgern zuzueignen. Es ist bekannt, daß er das Muster gewesen sey, nach dem sich alle Kayser, in Ansehung der Wettspiele gerichtet haben; man wird auch auf der sechs und achtzigsten Kupfertafel in dieser Sammlung, einen unwiderleglichen Beweis von dieser Meinung antreffen. Uebrigens kan ich den gegenwärtigen geschnittenen Stein, keinen von diesen Fürsten insbesondere zueignen, da es mir an den nöthigen Merkmalen dazu mangelt. Ich kan nichts weiter von demselben sagen, als daß ich ihn beschreibe.

Es ist derselbe von keiner sehr geendigten Arbeit; doch ist er mit Verstand gezeichnet, und fast eben so gut, als sonderbar die Sache ist, deren Angedencken derselbe erhält.

a) Sueton. Lib. VI. c. 34.

1

4


2

3

5

erhält. Man hat ihn vor kurzem in der alten Landschafft Cyrenaica gefunden. Man arbeitete daselbst sehr stark in dieser Art der Kunst, wie solches aus einigen Stellen des Plinius abzunehmen ist. Dieses Denkmal, welches auf einem weissen Carniol ausgeführet ist, ist sehr wohl erhalten. Es ist selbiges dieser Tagen dem Herrn Pelerin zugeschickt worden, der mir es verehret hat.

N. 5.

Dieses kleine Stück von Erz, ist nur achtzehen Linien hoch und eilf breit. Es hat gegenwärtig nur noch ein einiges Auge von Silber. Die Aufmerksamkeit, die man auf ein so mittelmäßiges Stück gewendet hat, ist ein Beweiß, daß die Römer diese Art der Ausschmückung sehr hoch getrieben hatten. Denn dieser artige Medusenkopf, der ziemlich wohl gearbeitet ist, konnte niemals eine andere Bestimmung gehabt haben, als auf eine gewölbte Verzierung gestellet zu werden, wo er einem Theil derselben zum Schmucke diente. Das sonderbareste an dieser Kleinigkeit mag wohl dieses seyn, daß es blos römische Arbeit ist, und daß man es, vor wenig Jahren in Aegypten gefunden hat. Man siehet hieraus, daß die vollkommene Kenntniß, die man von der Zeichnung und von dem Geschmack hat, so einer jeden Nation besonders eigen war, nie zulasse, die Denkmale der verschiedenen Völker mit einander zu verwechseln, man mag sie auch in einem Lande antreffen, wo man will.

Die ein und sechzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Diese Art einer erhoben geschnittenen Arbeit, (camée) so die Grösse eines Rings hat, befindet sich auf einem schwarzen Jaspis, dessen Farbe durchgehends gleich ist, und auf welchem man den ganzen Raum, den die Figur einnehmen soll, hohl geschnitten hat, wobey man sehr genau den Zug und den Umriß zu treffen suchte, um nachgehends darauf diese Figur von flach erhobener Arbeit mit Gold zu belegen (incruster.) Diese Arbeit, von der man wenig Beyspiele in den Sammlungen antrift, läßt sich sehr leicht nachahmen; und auch die besten Kenner können alsdenn leicht betrogen werden, ohne daß man ihnen Schuld geben darf, daß sie diesen Irrthum

aus Einfalt begangen haben. Denn nichts ist leichter, als Gold auf einen antiken Stein zu drucken, das sich um so viel besser ausdrucken wird, weil dieses Gold nicht gar zu dick seyn darf. Ich frage unsere besten Künstler, welche es in der Genauigkeit der Kunst am weitesten gebracht, ob es ihnen viele Mühe kosten würde, diese Art der Belegung zu Stande zu bringen, und in den dazu bereiteten hohlen Raum eines Steins, diejenige Figur die sie hinein bringen wollen, mit der nöthigen Festigkeit anzubringen, und ob nicht diese Figur, aus den bereits angeführten Ursachen, die Tour, die Zusammensetzung und einige Kleinigkeiten der Antiken haben werde? Nichts ist leichter, als dieses. Zum Beweiß führe ich die Worte des Ritter Maffei a) bey Gelegenheit eines Stücks von dieser Arbeit an. Apollo in cammeo d'oro, incastrato in Nicolo. Nach diesem Titel setzet er in der Beschreibung der Kupfertafel folgendes hinzu: Die Neuigkeit und Vollkommenheit dieser Arbeit haben mich bewogen, diesen schönen *Camée* unter unsere Kupferstiche setzen zu lassen, ohngeachtet selbiger ausserdem kein sonderbares Sinnbild hat. Man wird auch in dem Florentinischen Museo dergleichen Stücke antreffen. Was Herr Mariette in seiner Abhandlung von geschnittenen Steinen S. 989. von dieser Sammlung bemerket hat, verdienet gelesen zu werden. Daselbst ist alles gesagt, was dießfalls noch verdiente hinzugesetzet zu werden.

Ich will nur noch mit etlichen Worten von der Stellung reden, welche die Figur des Herkules auf dem gegenwärtigen Stück hat. Man wird, wie ich glaube den Herkules auf den alten Denkmalen, selten in der Stellung eines gehenden Menschen antreffen, noch weniger aber mit seiner Keule, auf die Art, wie er auf dieser Art eines geschnittenen Steins von erhobener Arbeit erscheinet Wenn dieses Stück aus dem Alterthum ist, welches ich aber nicht gewiß behaupten will, so dienet ihm dieses sonderbare, zu einer mehrern Empfehlung.

Nr. 2.

Diese sehr wohl gegossene, und inwendig sehr gut ausgehöhlte Art von Erz, ist eine Arbeit der alten Einwohner von Peru. Herr Bodin hat sie im Jahr 1727. aus Quito, dem Herrn Grafen von Maurepas überschickt. Man wird in der Folge die Ursache erfahren, warum ich sie dieser Sammlung einverleibet habe; ich hoffe auch, daß man mir diese kleine Freyheit, in Ansehung der Seltenheit dieses Stücks, und des Gebrauchs, den ich nachher davon machen will, verzeihen wird.

In

In der Höhe beträgt sie vier Zoll, drey Linien; die gröste Breite aber macht vier Zoll und eine Linie aus.

Nr. 3.

Dieser kleine Heft, oder Griff, dessen ehemalige Bestimmung gegenwärtig schwer auszumachen ist, hat bey uns kein anderes Verdienst, als in Ansehung seiner Zusammensetzung. Man siehet auf demselben den zierlich in Ordnung gebrachten, und auf eine angenehme Art mit der Löwenhaut bedeckten Kopf der Omphale. Die Arbeit daran ist ziemlich erträglich, und in der Länge beträgt es ungefähr einen Zoll.

Nr. 4.

Die Arbeit an diesem kleinen Fragment von Ertz ist so angenehm, und die Einrichtung desselben so piquant, daß ich die Theile, die demselben abgehen, durch Puncte ersetzet habe, um demselben mehr Reiz zu geben. Diejenigen so noch davon übrig sind, scheinen mir anzuzeigen, daß dieses Stück einen Comoedianten habe vorstellen sollen. Das, was ich noch von dieser Figur besitze, beträgt nicht mehr, als zween Zoll, und zwo Linien.

Nr. 5.

Dieser sehr wohl erhaltene Ring, oder kleine Hacke von Ertz, diente ehehin dazu, daß man damit einen ledernen Riemen, den man statt eines Gürtels brauchte, und der über dem Nabel stunde, befestigte. Der Riemen wurde in einem von den beyden Ringen fest gemacht, und das Ende desselben konnte nach Gefallen in den andern hineingeschoben, und wieder herausgenommen werden. Dieses Stück war zum Gebrauch sehr bequem, und das Ertz ist so eingerichtet, daß es sich nach der Form des Bauchs fügte. Die Statuen und die Basreliefs bestättigen diese Meinung. Der gegenwärtige Hacke ist zween Zoll, sieben Linien lang, und der Ring hat in seinem äußern Durchmesser einen Zoll.

Die

Die zwey und sechzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Bruststück von weissen Marmor, so die natürliche Größe hat, scheinet mir das Bild eines alten Philosophen zu seyn. In der Höhe beträgt es im ganzen achtzehen Zoll. Es ist so gemacht, daß man es auf eine Scheide setzen konnte, wie solches bey den Römern gebräuchlich war, welche dergleichen Bruststücke in Menge, in ihren Häusern, Bibliotheken, Bädern, Gärten, und endlich an den beyden Seiten ihrer Thüre hatten. Diese leztern Bildsäulen hatten insgemein zween Köpfe, die von aussen und von innen zur Zierde dienen musten, und die Bruststücke stunden auf dem festen Gemäuer, welches die Thür ausmachte, und das fast allezeit von dem übrigen Gebäude frey und abgesondert war. Der Geschmack, den die Römer an der Bildhauerey hatten, erstreckte sich noch weiter, als über ihre Städte, und über das innere ihrer Häuser: ihre Felder waren so zu reden mit den Grentzgöttern, und ihre Wege mit Merkurs und andern Schutzgöttern bedeckt. Da diese Statuen meistens an den fruchtbarsten und an wohl angebauten Orten stunden, so musten sie eine ungemein reitzende Aussicht geben, und den Reisenden eine angenehme Augenlust machen.

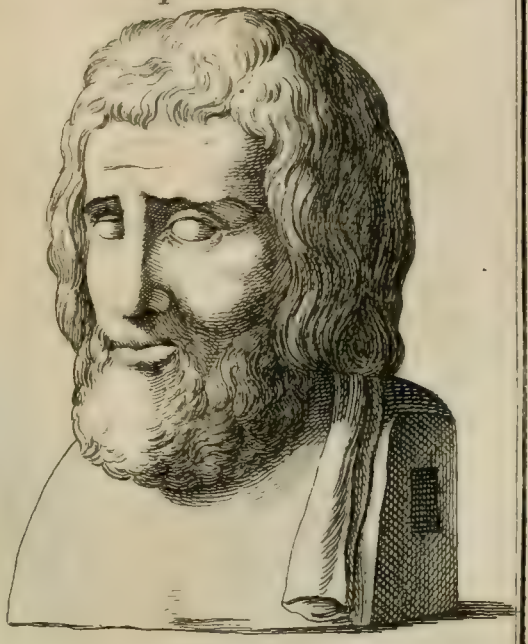
Die Arbeit an diesem Bruststück, ist nicht ohne Verdienst; vornemlich sind die Haare an demselben, sehr wohl touchirt. Ich habe dieses Stück im Jahr 1750. erstanden, da die Sammlung von Bildhauereyen, die Herr Crozat gehabt, verkauft wurde; nachgehends bekam es Herr Mariette von mir.

Nr. 2.

Nach dem, was von diesem erhoben geschnittenen Stein noch übrig ist, und nach der Grösse seiner Figur zu urtheilen, so muste solcher ehehin, in Ansehung seines Umfangs, ein beträchtliches Stück ausgemacht haben. Es ist selbiger ein Agat von zwo Farben: und ist noch gegenwärtig zween Zoll hoch, und siebenzehen Linien breit. Die Arbeit daran ist völlig römisch. Sie ist kalt und der Kopf hat eben so wenig Geist und Character, als die Drapperie, deren sich dieser Liebesgott bedienet, um Früchte zu tragen, Perspectiv und Möglichkeit hat. Dieses Stück hat eben die Form, wie es hier abgebildet ist; und ohngeachtet die Materie

desselben

1



2

3

4
3
5
2
1

deſſelben ſein gröſtes Verdienſt ausmacht, ſo gehöret doch dieſelbe nicht unter die ſchönſten, und iſt auch kein orientaliſcher Stein.

Nr. 3.

Die Arbeit an dieſem geſchnittenen Stein von erhobener Arbeit iſt gut, aber doch nicht vortreflich. Der Agat hat zwo Farben, die aber faſt gar nicht von einander abſtechen. Es ſcheinet ſo gar, daß ſelbiger durch das Feuer ein wenig Schaden gelitten habe. Es iſt auf demſelben der Bacchus nebſt der Ariadne, in Geſellſchaft eines Amors, der auf zwo Flöten ſpielet, ungemein ſchön vorgeſtellet. Der gröſte Fehler an der Arbeit iſt dieſer, daß die Kleinigkeiten daran zu nachläßig gemacht ſind.

Die drey und ſechzigſte Kupfertafel.

Ich bin in dieſer Sammlung ſo glücklich geweſen, als ich es mir nur wünſchen konnte; denn da mir von ungefähr ſolche Stücke zu Handen gekommen ſind, an denen man den Geſchmack eines Landes, in der Vermiſchung mit dem Geſchmack desjenigen Volcks erkennet, das jenes erleuchtet hat: ſo habe ich mich derſelben bedienet, ſowohl meine eigene Kenntniß zu erweitern, als den genauen Umgang zu beweiſen, den gewiſſe Völker mit einander gehabt haben. Uebrigens habe ich meine Gründe anzuzeigen nicht vergeſſen; und wenn ich mich manchmal ſollte geirret haben, ſo wird der Leſer das Vergnügen haben, dasjenige, was mich zu einem Irrthum verleitet hat, ſelbſt zu entdecken.

Nr. 1.

Der bloſſe Augenſchein kan uns belehren, daß die Bekleidung dieſer Figur keinesweges Hetruriſch ſey, und uns überzeugen, daß die Römer nie eine Figur nach dieſem Geſchmack weder angeordnet noch bekleidet haben. Nach meiner Meinung hält ſie alſo das Mittel zwiſchen der Hetruriſchen und Römiſchen Arbeit, das heißt, ſie iſt in Hetrurien gemacht worden, nachdem ſich die Römer dieſes Lands bemächtiget, oder wohl gar zu Rom ſelbſt durch Hetruriſche Meiſter. Der Kopfputz kommt einigermaſſen mit demjenigen überein, den man auf einem Ex voto, weiter unten auf der ſieben und achtzigſten Kupfertafel antreffen wird, welches Stück

von dem Herrn Gori, a) für eine Proſerpina angegeben wird. Dieſe Aehnlichkeit, ſo unvollkommen ſie auch iſt, beſtättiget meine vorhin geäuſſerte Meinung ſehr wohl.

Uebrigens iſt dieſes Stück von Ertz ſehr gut gegoſſen, und eben ſo gut ausgebeſſert. Es hat fünf Zoll weniger eine Linie in der Höhe. Ich finde kein Attribut einer Gottheit an dieſer Figur. Der Kopfputz iſt alſo das einige, ſo mir beſonders in die Augen fällt, welcher etwa ein Merkmal einer Würde ſeyn könnte, deren Name und Beſchaffenheit mir aber unbekannt iſt.

Nr 2.

Dieſes Fragment von einer Figur von Ertz, welche ſehr dünn gegoſſen worden iſt, wurde mir aus Aegypten gebracht, wo man es vor einigen Jahren gefunden hat. Aber dem ungeachtet gehöret es unter die römiſchen Denkmale. Seine Attributen, ſeine Anordnung, ſeine Blöße, ſein Armband ganz oben an dem Arm, alles dieſes ſcheinet mir zu verrathen, daß es die Venus habe vorſtellen ſollen. Doch muß ich geſtehen, daß mich Anfangs der Kopfputz dieſer Figur, der wie ein Diadem ausſieht, in meiner Meinung faſt irre gemacht habe. Und dieſes iſt es noch nicht alles. Auch das Halsband, welches demjenigen ziemlich ähnlich ſiehet, ſo die Proſerpina des Herrn Gori, deren ich in dem vorhergehenden Artickel Erwehnung gethan habe, um den Hals hat, verdienet in Betrachtung gezogen zu werden, und ſcheinet eine ziemliche Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Figur, und der Abbildung der Rhodope zu verrathen die Dom Martin b) angeführet hat. Dieſes Fragment beträgt in der Höhe ſechs Zoll, acht Linien. Die Augen, welche man heraus genommen hat, waren von Gold, oder von Silber. Man ſiehet die Tour und die Ausführung dieſer Figur mit Vergnügen an.

Nr. 3.

Dieſe Minerva, die ſich ohne Zweifel auf einen Spieß ſtützte, hatte vermuthlich einen Schild an dem Arm, der aber nicht mehr vorhanden iſt. Uebrigens iſt dieſe Figur ſehr wohl erhalten. Die Tour an derſelben iſt gut, und ziemlich ſimpel; auch iſt die Arbeit nicht ſchlecht daran. Dieſes Stück von Ertz beträgt in der Höhe acht Zoll und zwo Linien.

Nr. 4.

a) Muſ. Etruſc, Pl. LXXX.
b) Explic. de diuers. monum. pag. 819.

1
1
2

Nr. 4.

Ich finde keine Urſache, die mich bewegen könnte, dieſe Figur für eine Gottheit anzuſehen. Sie hat alſo weiter kein Verdienſt, als dieſes, daß die Kleinigkeiten der Bekleidung gut ſind, an denen man einige Theile antrift, die ſehr angenehm ausgetheilet ſind. Es iſt ſelbige maßiv gegoſſen, und die Höhe derſelben beträgt ſechs und einen halben Zoll.

Nr. 5.

Dieſe kleine Figur, iſt nicht höher als zween Zoll, und zwo Linien; der Arm, welcher an derſelben mangelt, hätte uns vielleicht genäuer von der Allegorie unterrichten können, unter der man ſolche etwa hat vorſtellen wollen. Unterdeſſen ſcheinet ſie mir eben ſo angeordnet zu ſeyn, wie man ſonſt die Stadt Rom vorzuſtellen pflegte. Doch da der Kopf ein Portrait zu ſeyn ſcheinet, und noch über dieſes, mit einem Diadem gezieret iſt, ſo möchte ſie wohl eine Kayſerin haben vorſtellen ſollen. Uebrigens kommt mir der Kopf derſelben zu klein vor, als daß man den Namen derſelben mit Hülfe der Müntzen ſollte ausfindig machen können. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich unter der großen Anzahl der Stücke von Ertz, die von den Römern auf uns gekommen ſind, keines angetroffen, welches artiger und feiner ausgebeſſert geweſen wäre, als dieſes Stück, welches hohl, und mit einer beſondern Leichtigkeit, das heißt, ſehr dünn gegoſſen worden iſt.

Die vier und ſechzigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſer kleine Waldgott von Ertz, oder vielmehr Prieſter des Bacchus, maſſen er nichts hat, das ihn kenntlich machte, hat vier Zoll, zwo Linien, von dem untern Theil der Figur, biß an das Ende des linken Arms angerechnet, den er in die Höhe hebet. Man ſiehet in der Hand eben dieſes Arms eine Frucht; und wenn der Leſer die Allegorie liebet, ſo könnte er ſich dabey die Kugel, als das Sinnbild des Glückes vorſtellen, und glauben, der Artiſt habe damit zu erkennen geben wollen, daß ſolches in ſeiner Gewalt ſtehe. Der Widderkopf, den er an der

lincken Hand hangend hat, und den man noch gegenwärtig in seinem Ring, oder in seiner Handhebe bewegen kan, war vermuthlich die Gestalt eines Gefäßes, welches um so mehr im Gebrauch war, weil man dem Bacchus Widder zu opfern pflegte. Und dieses bestättiget meinen ersten Gedancken, daß diese Figur einen Priester des Bacchus vorstellen sollte. Uebrigens ist dieses Stück, welches ich aus einem doppelten Gesichtspunct habe abzeichnen lassen, vollkommen wohl erhalten.

Nr. 2.

Dieser mit halbem Leib vorgestellte Ochse ist von Ertz, und hatte nie eine andere und vollkommenere Gestalt, als man ihn hier abgebildet siehet. Vermuthlich war er ehehin einem Tempel, oder einer Hauscapelle geweihet. Denn man siehet noch am Ende desselben die Löcher, womit er an eine Fläche beveſtiget werden konnte. Auch siehet man zwischen seinen Schultern eine Art eines Rings, welcher diente, denselben aufzuhängen. Ubrigens ist dieses Stück ungemein wohl erhalten. Die Augen sind von Silber, und die Arbeit daran ist sehr gut. Er ist vier Zoll lang, und die Länge von dem untersten Theil der Füsse bis an das äusserste Ende der Hörner, beträgt etwas mehr als fünf Zoll.

Die fünf und sechzigste Kupfertafel.

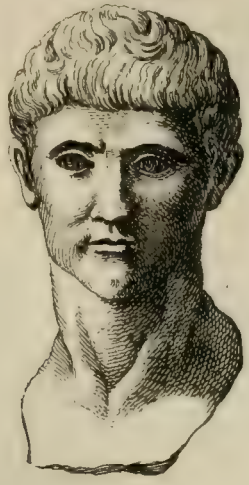
Nr. 1.

Dieses Brustſtück von Ertz, welches vollkommen schön erhalten ist, scheinet den Claudius, den Nachfolger des Tiberius vorzustellen. Es muß aber dieses Portrait von ihm noch vor der Zeit gemacht worden seyn, ehe er zur Regierung gekommen ist, massen es mit keiner Krone gezieret ist. Der Kopf ist ein wenig gewendet, gleich als wollte er auf die lincke Seite zu sehen; es schicket sich derselbe auch nicht recht zu der Bewegung des Körpers, die durch das wenige, so man von der Brust siehet, angezeigt wird, und dieses giebt diesem Kopf eine muntere und lebhafte Miene. Sollte ich mich auch in Ansehung der Bestimmung dieses Denkmals irren, so bleibet es doch, in Betrachtung seiner schönen Arbeit, ein ungemein kostbares Stück. Das sonderbareste an demselben aber ist, daß es zu einem ex voto gedienet hat. Man siehet ganz oben auf dem Kopf noch etwas weniges von

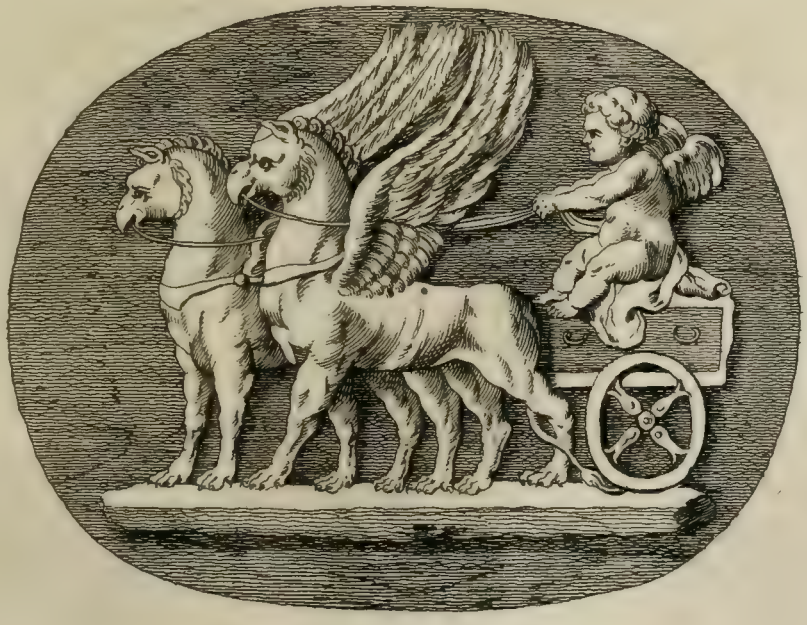
den

2

1



3



den zween Zapfen, womit man es aufhängen konnte, und die ungefähr einen Zoll weit von einander abstehen. Eine neuere Hand hat sich die Mühe gemacht, sie wegzuscheffen, in der Hofnung diesem Stück dadurch ein schöneres Ansehen zu geben. Die ganze Höhe desselben beträgt vier Zoll.

Nr. 2.

Dieses Stück von Ertz hat gerad die nemliche Höhe, wie das vorhergehende. Es gehöret selbiges ausser allem Streit unter die Antiken, und ist in allen seinen Theilen vortreflich. Das Ganze ist schön, der Character bewundernswürdig, und das, was von den Kleinigkeiten noch übrig ist, beweiset daß sie ungemein schön müssen gewesen seyn. Das Erzt hat eine Art eines Rosts, oder Grünspans von sich ausgestossen, wodurch der gröste Theil dieser Kleinigkeiten unkennbar gemacht worden ist. Und dieses ist es auch alles, was man an diesem kleinen Stück von Ertz tadeln kan; Unterdessen wird es durch diese Folge des Alterthums nicht verunstaltet; dieselbe ist vielmehr ein unwidersprechlicher Beweis, daß dieses Stück mit Recht eine Stelle unter den Antiken behauptet.

Wenn man übrigens die Glaze vornen an der Stirn, den Bart, die Bockshaut, womit es umgeben ist, das Band, womit die Weinblätter um das Haupt herum gebunden sind, wenn man endlich die frölichen und zufriedenen Züge ansiehet, die über die ganze Gesichtsbildung ausgebreitet sind, so wird man nicht den mindesten Anstand nehmen können, dieses Stück für einen Silenus zu halten, der mit allen Attributen versehen ist, womit er sonst kennbar gemacht wird. Es ist selbiges schon in dem Cabinet des Girardon in Kupfer gestochen worden, als dessen Eigenthum es war, ehe es in das Cabinet des Herrn Crozat kam, von dem ich es gekauft habe. Gegenwärtig besitzet es Herr Mariette in dessen Händen sich auch das vorhergehende Stück befindet.

Nr. 3.

Diese erhoben geschnittene Arbeit befindet sich auf einem Agat, der ungemein schön ist, und zwo Farben hat. Dieses Stück ist vollkommen gut erhalten. In dieser Zusammensetzung macht der Liebesgott die Hauptperson aus, den aber der

Steinschneider sehr schlecht gezeichnet hat. Hingegen sind die Greiffe, welche den Wagen ziehen, so wohl ausgeführt, daß man Mühe hat, sich zu überreden, daß sie von dem nemlichen Meister gemacht worden seyen.

Jedermann weiß, daß die Greiffe bey den Hetruriern dem Apollo gewidmet gewesen sind. In der Folge der Zeit sind sie für ein Bild der Dichtkunst selbst angesehen worden. Und dieses giebt uns ganz natürlich die Erklärung dieser schönen erhoben geschnittenen Arbeit an die Hand, und bietet uns zu gleicher Zeit die angenehmsten Ideen an. Nach meiner Meinung verdienen diese allezeit eine vorzügliche Aufmerksamkeit; dieß ist auch die Ursache, warum ich diese Thiere, die ein bloßes Spiel der Einbildung sind, nicht gerne der Nemesis zueigne, ohngeachtet sie ihr ebenfalls gewidmet gewesen sind. Wollte man diese leztere Meinung gelten lassen, so würde der Gegenstand dieser erhoben geschnittenen Arbeit eine sehr ernsthafte Sittenlehre seyn. Man könnte sagen, daß darauf die Raserey und alles Unglück, dem die Menschen durch die Liebe insgemein ausgesezt werden, habe vorgestellet werden sollen. Ich überlasse es dem Leser, sich nach eigenem Gefallen eine Erklärung zu wählen, und diese Arbeit entweder für ein Stück der Galanterie, oder der Sittenlehre anzusehen. Ich weiß, daß die Dichtkunst alle Ausschweifungen der Einbildung zuläßt; und dergleichen Gegenstände, sind von einer so mittelmäßigen Wichtigkeit, daß man die Freyheit hat, sie nach eigener Willkühr zu erklären. Ich meines Orts sehe hier blos auf die Hand des Artisten, und finde an diesem Stücke solche Theile, die mich ganz in ein Erstaunen setzen, weil ich sie für eine römische Arbeit halte.

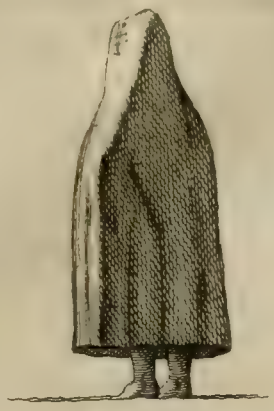
Die sechs und sechzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Jedermann kennet den Telesphorus, als einen Sohn des Aesculapius, und als den Gott der Wiedergenesung. Der Mantel, die Kapuze, die kleine Gestalt, sind die gewöhnlichen Attributen dieser Gottheit. Man kennet sie übrigens aus den Müntzen, auf denen sie sehr genau vorgestellet wird. Auch die alten Schriftsteller haben uns dieselbe sorgfältig beschrieben, und der P. Montfaucon a) hat von diesem kleinen Gott, bey Gelegenheit eines Telesphorus von Marmor, der in dem Königlichen Cabinet der Alterthümer befind-

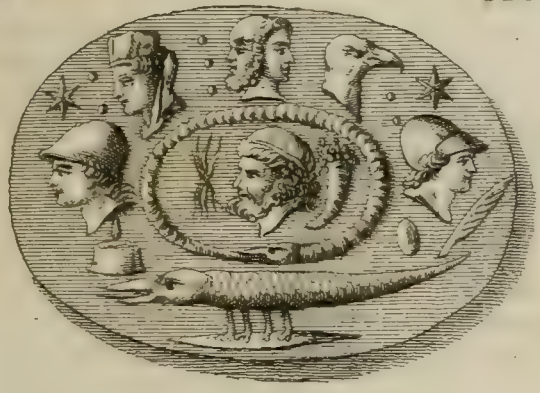
a) Tom. I, Pl. CXCI.

1



1

2



3

befindlich ist, hinlänglich Nachricht ertheilet. Ich halte es also für unnöthig, das bereits gesagte zu wiederholen, sondern ich bleibe blos bey der Kunst stehen.

Der Telesphorus, den ich hier abbilden lassen, ist von Erz. Das Hauptverdienst desselben bestehet darinnen, daß er sehr fein gearbeitet, und vollkommen wohl erhalten ist. In der Höhe beträgt er nur zween Zoll, und da er in seiner Art vollkommen ist, so habe ich solchen aus einem doppelten Gesichtspunct wollen in Kupfer stechen lassen.

Nr. 2.

Dieser geschnittene Stein, der ein sehr schöner Schmaragd von einer sehr hellen Farbe ist, beweiset ganz deutlich, daß die Römer bisweilen auf einem einigen Denkmal, verschiedene Gegenstände ihres Gottesdienstes beysammen vorzustellen pflegten. Jupiter war ausser Streit die Schutzgottheit der Römer. Und demselben war dieser Stein gewidmet. Das Brustbild dieses Gottes, nebst dem Blitz und dem Horn des Ueberflusses befinden sich in einem Zirckel, den eine Schlange bildet, die den Schwanz in dem Maul hat, und ein Sinnbild der Ewigkeit ist. Unten stehet ein Crocodil; auf beyden Seiten aber sind die Brustbilder des Castor und Pollux mit Helmen, und auf einem jeden derselben stehet ein Stern. Das eine von diesen Brustbildern befindet sich über einem Altar, und das andere über einem Palmzweig und über einem Ey, wofür ich es wenigstens halte; und damit wird auf ihre Geburt, Siege und Vergötterung gezielet. Oben über der Schlange stehet ein Januskopf, der Kopf einer Weibsperson, der vielleicht eine Stadt, oder vielmehr die Cybele vorstellen sollte, und endlich ein Sperberkopf. Diese beyden lezteren scheinen mit einigen Sternen umgeben zu seyn, die aber nicht so kenntbar sind, als diejenigen, die dem Castor und Pollux zu Sinnbildern dienen.

Man wird mit dieser genauen und richtigen Beschreibung des Inhalts zufrieden seyn, und keine weitere Erklärung dieses Steins von mir verlangen. Unterdessen will ich doch noch bemerken, daß dieses Stuck vermuthlich die Arbeit eines Römers gewesen, dessen Religion mit der Aegyptischen Abgötterey mag vermenget gewesen seyn.

Nr. 3.

Die Art wie dieſe beyden Schlangen in einander gewickelt ſind, deren man ſich vermuthlich ehehin bedienet hatte, die Handhebe eines Gefäßes daraus zu bilden, verdienet, meiner Meinung nach, um ſo mehr alle Aufmerkſamkeit, da die Arbeit ſchön, und eine ungemein feine, und ohne alle Trockenheit angebrachte Nachahmung der Natur daran zu bemerken iſt. Auſſerdem iſt auch die Zuſammenſetzung dieſes Stücks ſehr ſinnreich, und ich muß geſtehen, daß ich um eben dieſer ſchönen Handhebe von Erz willen, den Verluſt des Gefäßes bedauere, von dem es ehehin einen Theil ausmachte. Doch man muß zufrieden ſeyn, wenn man nur etwas hat. Dieſes Stück beträgt in der Höhe ſieben Zoll, und an dem Orte, wo es am breiteſten iſt, hat es drey Zoll, drey Linien.

Die ſieben und ſechzigſte Kupfertafel.

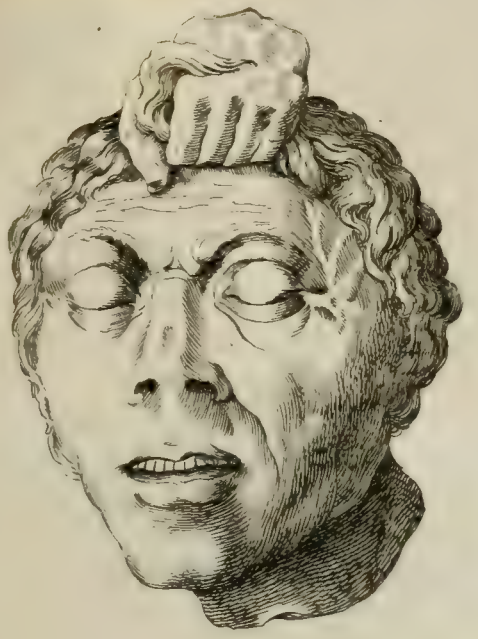
Nr. 1.

Ich führe hier dieſen Kopf von weiſſen Marmor, in demjenigen Zuſtande an, in dem ich ſolchen von ungefähr in Paris angetroffen habe. Es iſt derſelbe platt zugehauen, und die weitläuftige Innſchrift, die ich unten auf dieſer Kupfertafel mit der gröſten Genauigkeit habe copiren laſſen, nimmt die ganze Oberfläche deſſelben ein. Die vier lateiniſchen Verſe, welche auf der Kupfertafel neben der Seite ſtehen, ſind unter dem Hals eingegraben; und die ganze Höhe dieſes Fragments beträgt vierzehen Zoll.

Wenn ich etwas zum Ruhm meines kleinen Cabinets ſagen wollte, ſo würde ich wohl ſchwerlich eine ſchönere Gelegenheit finden, daſſelbe mit einem Stück auszuſchmücken, das ſich doch nicht darinnen befindet, als die gegenwärtige iſt.

Ich könnte mir, ohne den mindeſten Vorwurf von den Kunſtrichtern zu befürchten, den Beſitz eines Kopfs des Pompeius zueignen. Der Ort wo dieſer Kopf ſoll gefunden worden ſeyn, der Name des Alterthumsforſchers, endlich der Name eines Fürſten, dem derſelbe überreicht worden iſt, ſind, meinem Bedüncken nach, hinläng-

EMMANVEL SALVE CVI SI FORTVNA FAVERET
BELLI IMPAR MAVORS ARTIBVS IPSE FORET
FLECTERE SIC VTINAM POTVISSEM IMMITIA FATA
VT CONVERSA TIBI PROSPERA FATA DABVNT



HOC MAGNI
POMPEII CAPVT IN
VRBIS DEREPTIONEE
SACRO CLEMENTIS VII PALATIO
SVBLATV GEORGIVS
FRANCIS PERGIVS COHORTIS DVX
SVRICVM PRIMVM ASPORTAVIT MAGNO
DEINDE EMPTVM PRETIO CONRADVS
ISNERVS AD ALOYSIVM MONDELLVM SIBI
CONIVNCTISSIMVM BRIXIAM MISIT POSTREMO
AMVLTIS PRINCIPIBVS FRVSTRA EFFLAGITATVM
OCTAVIVS MONDELLVS SER.MO CAROLO
EMMANVELI SABAVDIÆ DVCI TANQVAM
SVAE ERGA ILLVM PIGNVS
OBSERVANTIAE TALI OMNIVM
DIGNISSIMO MVNERE
DONAVIT

hinlängliche Gründe, diesem Stück in meiner Sammlung einen Plaz zu geben, allein sie sind doch nicht zureichend, mich zu bewegen, mich, oder einen andern damit zu betrügen. Ich glaube daher weiter nichts, als den Kopf des Goliath zu besitzen, den ehehin der junge David in der Hand gehalten hat. Ich will die Gründe anführen, die mich bewegen, dieses zu glauben. Der Leser mag selbst urtheilen, ob ich mich irre, und ob ich nicht etwa reicher bin, als ich es mir selbst zu seyn einbilde.

Unmöglich kan ich glauben, daß jemals eine Statue, die den Achillas vorstellte, wie er den Caesar das Haupt des grossen Pompeius darbringt, zu Rom, oder sonst an einem andern Orte der Welt sey ausgearbeitet und aufgerichtet worden. Der Tod dieses eben so vornehmen, als unglücklichen Mannes, und die Art, wie solcher erfolgte, verursachte in dem ganzen Reiche eine so grosse Betrübniß, daß nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß man das Angedencken desselben, auf diese Weise sollte zu erhalten gesucht haben. Caesar und Augustus waren viel zu kluge Staatsmänner, und hatten viel zu viel Kenntniß der Menschen, als daß sie durch dergleichen Vorstellungen, dem römischen Volke diese Sache wieder in das Gedächtniß bringen sollten. Und was konnten die Kayser, die ihnen nachfolgten, für Vortheil davon haben, wenn sie, in der Folge der Zeit, diese traurige Begebenheit wieder erneuerten? Doch die ganze Schwierigkeit hebt sich damit, daß die Hand, welche den Kopf bey den Haaren hält, demselben nicht gänzlich angemessen ist, und nimmermehr für die Hand des Soldaten angesehen werden kan, der dem Caesar das Haupt des Pompeius brachte. Und dieser hatte auch nichts riesenmäßiges und unproportionirtes in seiner Gestalt. Man weiß vielmehr im Gegentheil, daß er einen wohlgebauten Cörper gehabt, und daß seine Gesichtszüge sehr einnehmend gewesen sind.

Was die Arbeit dieses Stücks anbelangt, so muß ich gestehen, daß die Manier daran ziemlich groß ist. Man siehet dieses auch gar leicht, ohngeachtet dieser Kopf an einigen seiner Theile Noth gelitten hat. Doch ist er trocken, auch ist der Geschmack nicht recht dem Antiken gemäs. Ich behaupte daher, ohngeachtet Herr Mondelli ein so grosses Geschrey von diesem Kopf gemacht, daß er nie etwas anders, als einen Goliathskopf besessen habe, den einer von den Florentinischen Bildhauern verfertiget, welche zu Anfang des sechzehenden Jahrhunderts in Italien ar-

beiteten. Ich zweifle auch nicht, daß wenn man die Grouppe hätte, selbige, was die Kunst anbelangt, noch weit schlechter befunden werden würde, als dieser Kopf selbst, von dem wir bisher geredet haben.

Die acht und sechzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Die Geschichte des **Antinous**, und die Ursachen seiner Vergötterung sind viel zu bekannt, als daß ich erst nöthig hätte, sie hier anzuführen. Ich will daher bey diesem schönen Denkmal, nur einige Untersuchungen in Ansehung der Kunst anstellen. Es ist dasselbe von Ertz, und hat in der Höhe sieben Zoll, und sieben Linien. Doch ist es nicht vollkommen wohl erhalten. Durch die Länge der Zeit, ist das äusserste Ende des rechten Fußes, und ein Stück von dem Schenckel verlohren gegangen. Der hintere Theil der Figur hat noch mehr gelitten. Von der Wendung und Stellung der Figur habe ich nichts zu erinnern. Jedermann kennet die Zierlichkeit und Schönheit des Originals im Marmor, und dieses kleine Modell ist eine getreue Copie davon. Nur glaube ich, daß der Kopf dieses Stücks von Ertz, durch einen gewissen Zufall etwas niedergedruckt worden sey. Doch, dem sey wie ihm wolle, so ist doch so viel richtig, daß man nicht leicht ein antickes Stück von Ertz antreffen wird, welches mehr Annehmlichkeiten hätte, als an dieser Figur wahrzunehmen sind. Das Metall ist mit eben der Weichlichkeit behandelt worden, welche das Wachs zulässet, wenn es durch einen geschickten Meister bearbeitet wird, dessen Hand allem, was sie anrühret, eine gewisse zierliche und unterscheidende Art eindrücket.

Ich habe dieses schöne Stück bey der Gelegenheit an mich gebracht, da man nach dem Tode des Herrn du Charel die Stücke von Ertz und Marmor verkaufte welche dem Herrn Crozat gehöret hatten, der mir mehr als hundertmal gesagt, daß er es mit aus Neapel gebracht, und daß man es kurz vor dem Jahr 1715. da er die Reise nach Italien machte, daselbst gefunden habe. Noch eines muß ich bemerken, daß der Stamm von einem Palmbaum, auf den sich die Figur lehnet, und das Kleid, welches sie in der linken Hand hält, noch gegenwärtig vergolder

1
2
3

goldet sind, das ist, daß man noch etwas von der Vergoldung daran wahrnehmen kan, ohngeachtet das Stück nicht im Feuer vergoldet worden ist.

Die beyden folgenden Stücke von Ertz, stehen in keiner Beziehung auf den Antinous. Ich habe sie blos deswegen hier abbilden lassen, um die Kupfertafel voll zu machen, und die Tafeln nicht ohne Noth zu vervielfältigen.

Nr. 2.

Dieses kleine Brustbild des Apollo, dessen Haupt mit Strahlen scheinet gezieret zu seyn, ist sehr wohl erhalten. An dem Alterthum desselben ist nicht zu zweifeln. Es hat etwas weniger, als zween Zoll.

Nr. 3.

Diejenigen, welche dieses kleine Brustbild eines Weltweisen gegossen, haben alle nöthige Vorsicht angewendet, um es stark und dauerhaft zu machen. Denn der leere Raum, welche sich unter dem Hals auf der hintern Seite befindet, ist bis an die Fläche, wo sich der Magen endiget, durch einen Queer-Balcken von Ertz unterstützet, der zugleich mit dem Brustbild ist gegossen worden. Uebrigens ist dieses Stück sehr wohl erhalten. Die Arbeit daran ist gut, und das Alterthum desselben befindet sich ausser allem Streit. In der Höhe hat es nicht mehr, als zween Zoll.

Die neun und sechzigste Kupfertafel.

Diese Figur von weissen Marmor, neben der sich ein Kind befindet, hat in der Höhe vier Schuh und zehen Zoll, wobey das Fußgestell mitgerechnet ist. Sie stellet die Kayserin Sabina vor. Jedermann weiß die Geschichte dieser Princeßin; Unterdessen sind einige der Attributen, womit sie gezieret ist, etwas dunckel. Ich weiß auch nicht, ob die Erklärung, die ich davon geben will, der Wißbegierde meiner Leser, ein völliges Genügen leisten wird.

Man wird sich nicht wundern, diese Princeßin mit den Attributen der Ceres zu sehen, wenn man weiß, daß sie in einigen Inschriften, welche Fabretti bekannt gemacht hat, den Namen dieser Gottheit führet, und daß sie gar oft auf den Münzen mit solchen Sinnbildern vorgestellet wird, wodurch man diese Göttin kenntbar zu machen pflegte. Diese schmeichlenden Merkmale der Dankbarkeit haben vermuthlich keinen andern Grund gehabt, als weil sie dem Volck Getraidt hat austheilen lassen, oder Sorge getragen, und vielleicht auch Befehl gegeben, dergleichen nach Italien kommen zu lassen.

Die Figur, welche die Sabina bey sich hat, möchte etwa allegorisch seyn, und einen Genium vorstellen. Diese Vermuthung wage ich nur deswegen, weil sie niemals ein Kind gehabt hat. Doch wenn man sich auf eine andere Art aus der Ungewißheit heraus reissen will, so darf man nur annehmen, welches auch sehr wahrscheinlich ist, daß die Statue, von welcher hier die Rede ist, zu einer solchen Zeit sey verfertiget worden, wo man Ursache hatte, zu hoffen, daß sie dem Hadrianus einen Nachfolger geben würde.

Doch damit ich mich nicht zu weit von der Hauptsache entferne, auf die ich in diesem Wercke vornemlich zu sehen mir vorgenommen habe, so muß ich dem Leser das Verdienst der Figur, in Ansehung der Kunst, bekannt machen. Die Wendung, und die Art der Stellung sind ungemein schön, und beweisen, daß die Bildhauerkunst damals in einem blühenden Zustande zu Rom müsse gewesen seyn.

Man weiß nur allzuwohl, daß die Künste, welche daselbst eine lange Zeit wenig geachtet worden sind, unter dem Trajanus, dem Vorfahrer des Hadrianus, wieder in Aufnahme gekommen sind. Die Griechischen Artisten waren noch immer geschickte Leute und fuhren noch beständig fort, in dieser Hauptstadt der Welt zu arbeiten. Uebrigens trägt der Ausdruck des Fleisches, welcher an diesem Stück, besonders an dem Kind, so genau ist beobachtet worden, sehr viel zur Schönheit dieses Denkmals bey.

Indessen muß ich doch gestehen, daß diese Statue ein wenig gelitten hat. Einige Stücke an den Armen sind von einer neuern Hand, und noch dazu sehr übel ergänzet worden. Der Kopf, der Leib und die Beine sind so zu reden, erst Stückweise zusammen gelesen worden. Der Cardinal de la Rochefoucauld, dessen Grab

in

4
1
3
2

in der Kirche der heiligen Genovefa zu sehen ist, brachte sie aus Rom mit nach Paris. Sie war nicht aus seinem Hause gekommen, das er in der Strasse der Seine besaß. Da sie daselbst zum Zierrath des Gartens diente, und also der üblen Witterung ausgesetzet war, wodurch sie ungemein Noth litte: so zerfiel sie dergestalt, daß man sie nicht mehr an dem Orte, wo sie bisher so viele Jahre gewesen war, wollte stehen lassen; man schenkte sie daher einem Kunstverständigen, der sie demjenigen verkaufte, von dem ich sie erhandelt habe. Ich behielte sie eine Zeitlang, und gegenwärtig kan man sie in dem schönen Hause des Herrn de la Haye sehen, dem ich sie überlassen habe. Sie hat nun eine ansehnliche Stelle, unter einer grossen Menge Schönheiten der Kunst, die der Praesident Lambert in diesem Hause gesammlet hatte, als ihm selbiges noch zugehörte. Die Gallerie des le Brün und insonderheit die Meisterstücke des le Sueur, werden diesem Hause allezeit den Rang unter den berühmtesten Häusern verschaffen; und der Herr de la Haye hat weder Mühe, noch Fleiß, noch Kosten gescheuet, die alten Schönheiten zu erhalten, und selbige immer mit neuen Stücken zu vermehren.

Die siebenzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Diese drey Figuren haben beynahe einerley Proportion. Diejenige welche zu Fuß ist, oder stehet, ist drey Zoll und neun Linien hoch. Der Geschmack an diesen Stücken ist nicht der beste, auch ist die Ausführung nicht allzuwohl gerathen. Ich getraue mir auch nicht für das Alterthum derselben Bürge zu seyn. Doch sind sie zum wenigsten nach antiken Stücken copirt, oder vielmehr geformt worden, und folglich haben sie doch eine Beziehung auf solche Denkmale, die wirklich vorhanden gewesen sind. Der einige Unterschied, den man an diesen Figuren wahrnimmt, welche drey Comoedianten der Alten vorstellen sollen, bestehet darinnen, daß diejenige, die Nr. 1. vorkommt, von der Mitte des Leibes an, bis an die Füsse hinab, bekleidet ist, daß jene Bekleidung, welche um die Lenden gehet, oben eine Art von Hosen bedecket, die bis an die Knöchel der Füsse hinabreichen, und daß endlich die Beine mit einer Art von Strümpfen bedeckt sind, an denen man weder einen Riemen, noch ein Band sehen kan. Wenn man diese Beschreibung wird gelesen haben,

so würde man ohne Anstand den Ausspruch machen müssen, daß diese Figur unter die neuern Stücke gehöre, wenn man nicht wüste, daß die Comoedianten, mit allen Arten der Kleidung zum Vorschein zu kommen pflegten, die ihnen ein comisches Ansehen geben konnten. Daher wird niemand an dem Alterthum dieser Figur zweifeln, welches das Ansehen und die Zusammensetzung derselben vollkommen beweiset.

Die Nr. 2. und 3. vorgestellten Comödianten sind über und über nackend. Und was die beeden Figuren anbetrift, welche auf der Erde liegen, oder sitzen, so muß man sich erinnern, daß die Römer mit dieser Stellung die Verachtung anzeigten, die sie gegen diejenigen hatten, welche auf diese Weise vorgestellet wurden; und Plinius gibt uns in der Lobrede, die er auf den Traianus gehalten, die Nachricht, daß die Seffel, oder die sitzende Stellung, nur ein Vorzug für den Adel, und für andere Personen gewesen sey, welche hohe Würden bekleideten.

Nr. 4.

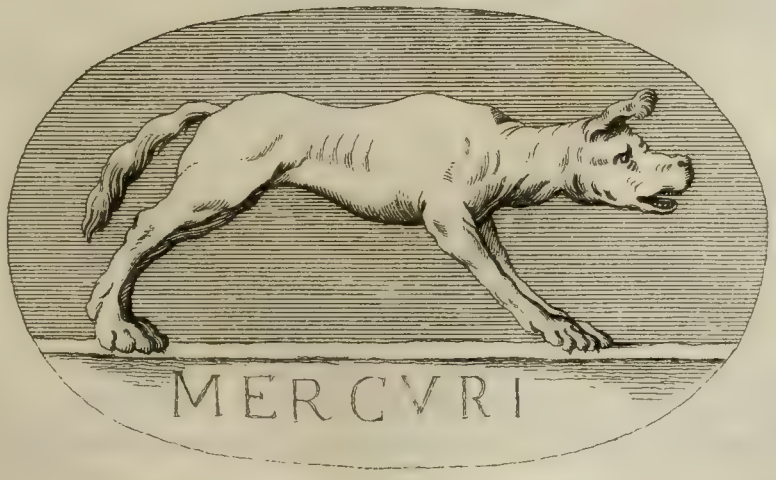
Diese Figur, welche eine aus dem Bade kommende Weibsperson vorzustellen scheinet, hocket in einer sehr edlen und zierlichen Stellung. In dieser Stellung hat sie, wenn man das Fusgestell mit rechnet, das zugleich mit der Figur ist gegossen worden, drey Zoll, neun Linien in der Höhe. Sie ist sehr wohl erhalten, ausser daß sie an dem Ende des einen Fußes, der abgebrochen ist, Noth gelitten hat. Diese Figur, die man schwerlich wird erklären können, hat kein anderes Verdienst, als dieses, daß die Wendung und Zusammensetzung derselben gut ist. Daher haben auch die Neuern viele Copien darnach gemacht, die den Kennern gefallen haben, und bey denen sie, ohne sonst eine Veränderung vorzunehmen, blos die linke Hand umgekehrt vorgestellt haben, welche an diesem Modell offen ist. Diese Verbesserung ist auch allerdings zu loben, massen sie nicht nur einfältiger und natürlicher ist, sondern auch dem übrigen Theil der Figur mehr Bewegung, auch mehr Richtigkeit in Ansetzung der Stellung und der Action, die man sie verrichten lassen, zu geben scheinet.

Die

2

1

3



Die ein und siebenzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Bruststück von weissen Marmor ist ein Portrait einer römischen Dame. Es hat solches fast die natürliche Grösse. Ich dencke nicht, daß man je den Namen dieser Dame werde ausfündig machen können, welche, wenn man, nach einem Theil ihres Kopfputzes urtheilet, zur Zeit des Antoninus Pius scheinet gelebet zu haben. Aber das ist eine gar ungewisse Sache. Und da dieses Denkmal keine Inschrift hat, auch mit keinem Attribut begleitet ist, so muß ich es blos bey einigen Anmerkungen bewenden lassen, welche die Kunst betreffen.

Dieses römische Stück ist in Ansehung des Theils, der antick ist, ziemlich gut erhalten. Auf der Kupfertafel habe ich dieses, wo es von dem neuerlich dazu gekommenen Theil unterschieden ist, mit einer punctirten Linie anzeigen lassen. Den ganzen untern Theil hat Girardon mit vieler Geschicklichkeit wieder hergestellet, und zwar auf Befehl des Herrn Kanzlers von Pontchartrain, jenes grossen Ministers, der sich von seinen wichtigen Geschäften damit zu erholen pflegte, daß er von Zeit zu Zeit, seine Augen an den alten Denkmalen weidete, die er sich gesammlet hatte. Er achtete besonders dieses Stück so hoch, daß er es in Erz abgiessen ließ, um solchergestalt sein Eigenthum gleichsam zu vermehren. Ich habe dieses Bruststück, das ich nach dem Tode des Herrn Grafen von Pontchartrain gekauft, dem Herrn Pelerin überlassen. Die Arbeit daran ist sehr gut, aber ein wenig plump.

Nr. 2.

Dieser Stein, welcher so gros ist, daß man ihn zu einem Ring brauchen kan, stellet einen Jüngling vor, dessen Brustbild mit einer Waffenkleidung bedeckt ist. Es ist derselbe ein schwarzer Jaspis, und eben so mit Gold belegt, wie der, von dem ich bey der ein und sechzigsten Kupfertafel redete, auf welcher ich einen Hercules mit seiner Keule auf der Schulter abbilden ließ. Die Zeichnung des Kopfs an dem gegenwärtigen Stück, ist nach einem ziemlich guten Geschmack, aber nach einer kleinen Manier gemacht. Ubrigens gehört dieses Denckmal unter die unbekannten Stücke.

Nr. 3.

Nr. 3.

Dieser Carniol ist sowohl in Ansehung der Farbe, als der Beschaffenheit des Steins, sehr schön; desto weniger hat er in Ansehung der Arbeit des Steinschneiders zu bedeuten, die durchaus römisch ist, und nicht schlechter seyn könnte. Der Hund, welcher darauf vorgestellet wird, ist ziemlich lächerlich und ungeschickt geschnitten, so daß es leicht ist, selbigen mit jedem andern Thier zu verwechseln. Das Wort MERCVRI welches in der Exergue zu lesen, ist ein Zuname, den man auf verschiedenen Inschriften antrift. a) Ich glaube, daß hier der Name des Steinschneiders damit angezeigt werden soll; und da mich dünkt, daß die römischen Steinschneider ihre Namen gar selten auf ihre Wercke gesetzet haben, so wird man es mir vielleicht Danck wissen, daß ich dieses Beyspiel davon angeführt habe.

Die zwey und siebenzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieser schöne **Medusenkopf**, welcher in einem Kreis, oder in einer kleinen Schüssel eingeschlossen ist, die vier Zoll, neun Linien in ihrem Durchmesser hat, verdienet allerdings von den Kennern, in Ansehung seiner Arbeit, und der Art, wie das Ertz ausgebessert worden ist, untersuchet zu werden. Die Arbeit ist römisch, oder zu Rom gemacht worden, und jedermann weiß, wie viele gute Künstler aus der Fremde, besonders von der Zeit der Kayser an, daselbst gewesen sind. Ich habe dieses Stück von vornen, und im Profil abbilden lassen, um den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, ob mein Urtheil von diesem Stück gegründet sey, oder nicht. Ich glaube also, daß diese Vorstellung, die eine von denen ist, welche das Alterthum sehr oft wiederholet hat, nach einem von den allerprächtigsten Werken der Griechen sey copirt worden. Die Zapfen, welche über zween Zoll lang hervorstechen, und deren Löcher in dem Profil angemercket sind, die an dem Ring gefuget sind, welcher oberhalb aus dem Kopf herausgehet, und sich mit der Verzierung vereiniget, sind Ursache, daß ich die Bestimmung dieses Stücks nicht begreiffen kan. Ubrigens ist es mir genug, daß das gegenwärtige Stück antick und wohl erhalten ist, und daß ich

a) Gruter P. CXXVI. CCL. &c.

1

1

3

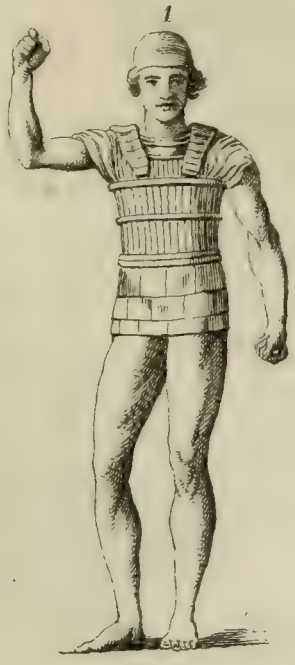
2

3

IVLIO · GRATO
FVLVIA · MESTISS:
SOROR L · C ·

1

1


1

4

3

2

ich es mit Recht für eine Arbeit aus derjenigen Zeit angeben kan, wo die beſten Artiſten zu Rom blüheten.

Nr. 2.

Die Arbeit dieſes kleinen Bruſtſtücks von Ertz iſt gut, fein und zärtlich, und die Wendung angenehm. Es ſtellet das Weib eines Waldgottes vor. Denn dafür kan man ſie an ihren beyden kleinen Hörnern erkennen, welche erſt angefangen haben hervor zu ſtechen; dadurch, und mit den übrigen Kleinigkeiten wird die Jugend derſelben angezeiget.

Dieſes iſt es alles, was ich von den hiſtoriſchen Umſtänden dieſes kleinen Denckmals ſagen kan, welches zween Zoll und zehen Linien in der Höhe hat. Das Ganze und die Arbeit dieſes Stücks iſt glücklich, und alles was man an demſelben erblicket, angenehm. Und dieſes iſt auch die Urſache, um welcher willen ich ein Bruſtbild, das ſo viele Annehmlichkeit hat, in Kupfer habe ſtechen laſſen.

Nr. 3.

Dieſe kleine Urne von Ertz hat in der Höhe nicht mehr als vier Zoll, und ſieben Linien. Dieſelbe war zu einer Leichenceremonie beſtimmet, oder wenigſtens dem Angedencken des Julius Gratus gewidmet. Man hat nicht die mindeſte Urſache daran zu zweifeln, daß dieſes Stück, ein Denkmal der Zärtlichkeit geweſen ſey, die ſeine Schweſter Julvia für ihn getragen hat. Aus dieſem Grunde ließ ſie auch die Inſchrift darauf ſtechen, die man auf dieſer kleinen Urne lieſet, und die unterhalb dem Portrait, das eben ſo, wie die Inſchrift erhoben gearbeitet iſt, befindlich iſt. Man erkennet auch würklich einen jungen Menſchen in einer ſchönen Geſtalt daraus. Uebrigens iſt es den Alterthumsforſchern eine bekannte Sache, daß die Buchſtaben L und C, welche zu Ende dieſer Inſchrift ſtehen, insgemein durch die beyden Wörter LVBENS CVRAVIT erkläret werden.

Die drey und ſiebenzigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſe Figur von Ertz, welche ſechs Zoll weniger zwo Linien hoch iſt, iſt ungemein wohl erhalten; und was das Alterthum derſelben anlanget, ſo iſt ſel-

selbiges ausser allen Zweifel gesetzet. Die Kleidung, womit der Leib derselben bedeckt ist, ist mit drey Gürteln bevestiget, wovon der eine zweymal um die Hüften herum gehet. Dieses Denkmal hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Figur, welche Herr Gori a) in dem Hetruriſchen Muſeo abbilden lassen, und an welcher er den Gott Camulus, oder den Gott Mars zu erkennen glaubte; denn die neuern, welche von den Alterthümern geschrieben haben, nennen alles sogleich einen Gott, oder eine Göttin. Allein das eben gemeldte Stück ist nach der Gewohnheit, die bey den Hetruriern zu einer gewissen Zeit eingeführt war, mit einem ungeheuern Helm gezieret, die Figur hingegen, welche ich hier vorstellen lasse, hat einen solchen Kopfputz, der nichts weniger, als einer Waffenrüstung gleich siehet. Hievon kan man sich vollkommen überzeugen, wenn man den Kopf, den ich unter eben dieser Numer, besonders habe abzeichnen lassen, genäuer ansiehet. Wenn man eine Kenntniß der Kunst hat, und nachzudenken gewohnt ist, so kan man diese Figur, für keine andere, als für eine römische halten; wenn man auch gestehen müste, daß die Bekleidung Hetruriſch sey, und daß die Römer solche von ihren Nachbaren entlehnt haben, massen es unläugbar ist, daß sie mit einer gar geringen Veränderung, auf verschiedenen römischen Denkmalen angetroffen wird, und zwar unter andern auf zwo Begräbnißlampen, die in der Sammlung des Pietro Santi b) in Kupfer gestochen sind, und wovon die eine, einen Menschen auf einem von vier Pferden gezogenen Wagen vorstellet, und die andere einen Menschen ganz allein, den man den Aurigator nennet. Diese zwo Figuren, die fast auf die nemliche Art, wie die gegenwärtige, bekleidet sind, berechtigen mich zu sagen, daß sie einen Fuhrmann bey den Rennspielen vorstellen soll. Es nöthigte auch die Geschwindigkeit dieses Rennens diejenigen, welche diese Ubung vornahmen, sich wider den Druck der Luft zu verwahren, und eine Stütze zu haben, um der Heftigkeit dieser mühsamen Beschäftigung zu widerstehen.

Nr. 2.

Dieses kleine Stück von Ertz, so in der Höhe zween Zoll und vier Linien beträgt, stellet den Uberfluß vor. Die Büchse oder Scheffel, den sie auf dem Kopf hat, kommt gar oft auf verschiedenen Figuren der Gottheiten vor. Hier aber ist sie nicht

a) Planche XL.
b) Antich. Lucern. pl. 27. & 30.

nicht metaphorisch, wenn dieses Stück, so den Ueberfluß abbildet, der Göttin des Getraidtes gewidmet gewesen ist, das die Römer so oft in Verlegenheit gesetzt hat. Die Figur ist wohl erhalten nnd artig touchirt. Die Form und Zusammensetzung derselben können noch immer mit Nutzen gebraucht werden, und einen Plaz in einem Gemählde einnehmen.

Nr. 3.

Ich halte diese kleine Figur von Ertz, so in der Höhe zween Zoll und zehen Linien hat, für nichts anders, als für eine andere Vorstellung des Ueberflußes. Doch ist insonderheit zu mercken, daß dieses Stück unter diejenigen Wercke gehöret, bey denen der Geschmack zweyer Nationen mit einander vermenget worden ist, und ich gestehe, daß dieses sein gröstes Verdienst ist. Sie ist in Aegypten gemacht worden, und doch kan man leicht den Römischen Geschmack daran erkennen. Hieraus läßt sich der Schluß machen, daß sie nach der Zeit müsse verfertiget worden seyn, da die Römer dieses schöne Land bereits erobert hatten. Das Horn des Ueberflusses würde nicht so übel ausgefallen seyn, wenn die Aegypter gewohnt gewesen wären dergleichen Sinnbilder zu verfertigen. Sie waren aber darinnen nicht geübt.

Ich führe dergleichen Stücke, welche uns ein Beyspiel von der Vermengung der Sitten und der gottesdienstlichen Gebräuche geben, mit ausserordentlichen Vergnügen an: und nichts ist leichter, als diese Vermengung an dem kleinen Stück von Ertz zu erkennen, welches ich eben erkläret habe, und das mir ans Aegypten zugeschickt worden, woselbst man es ganz sicher gefunden hat.

Nr. 4.

Diese kleine Maske von Ertz ist drey Zoll hoch, nnd etwas breiter als zween Zoll. Sie ist hohl und ziemlich grob gegossen, und bestättiget, wie ich glaube, mein Urtheil, das ich von jener Larve von gebrannter Erde gefället habe, die Nr. 4. auf der ein und funfzigsten Kupfertafel vorkommt, daß nemlich die einen sowohl, als die andern dazu gedienet haben, daß man bey gewissen Gelegenheiten das Angesicht der Hausgötzen damit bedeckte.

Die vier und ſiebenzigſte Kupfertafel.

Nachdem ich alle nur mögliche Betrachtungen über die Beſtimmung dieſes Stücks von Ertz angeſtellet, ſo bin ich endlich überzeugt worden, daß es ein Aufſatz (Paioutoir) bey einem Springbrunnen geweſen ſeyn müſſe. Und damit auch der Leſer hievon verſichert werden möge, ſo habe ich dieſes Denkmal aus einem vierfachen Geſichtspunct abbilden laſſen.

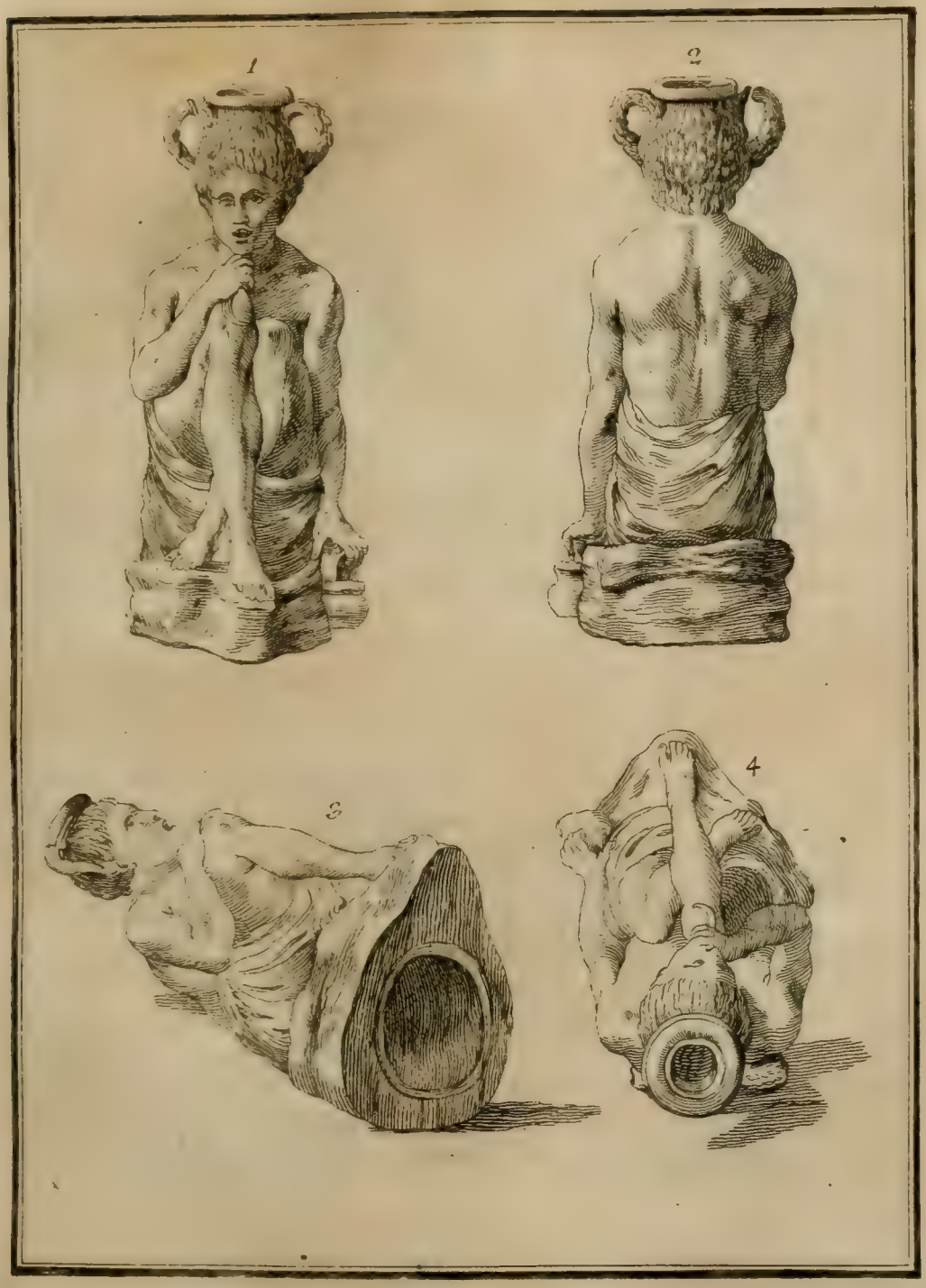
Es ſtellet daſſelbe die Figur eines Sclaven für, der zur Erndte, oder Weinleſe gebraucht wird. Das kleine Gefäß, welches er in der lincken Hand hält, und die Sichel, welche er in der rechten Hand hat, zeigen wenigſtens eine, oder die andere von dieſen Beſchäftigungen an. Dieſe, auf dem Hintertheil des Leibes ſitzende Figur, die ſehr übel ausgeführet iſt, hat in der Stellung der Ruhe, welche Nr. 1. und 2. abgebildet iſt, ſechs Zoll und vier Linien in der Höhe. Sie iſt hohl und hat an ſeinen beyden Enden eine Oefnung. Die untere Oefnung Nr. 3. hat ſiebenzehen Linien im Durchmeſſer, die obere aber Nr. 4. hat deren nicht mehr, als fünf.

Meine Vermuthung gründet ſich auf dieſen Unterſchied, und auf die Proportion des Stücks. Die auf beyden Seiten befindlichen Handheben, dienten meiner Meinung nach dazu, um es bequem anfaſſen zu können, wenn man den Aufſatz umwenden wollte, um den Ort, wo das Waſſer herausſpringen ſollte, entweder zu eröfnen, oder zuzuſchlieſſen. Uebrigens iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Römer in der Kunſt Springbrunnen zu machen, erfahren geweſen. Man darf ſich zum Beweis deſſen nur auf den einigen Dichter Manilius beruffen, ohne ſich die Mühe zu geben, die alten Schriftſteller durchzugehen, von denen die meiſten der Waſſerkunſt-Maſchinen und ihres Gebrauchs Erwehnung thun, welches meine Erklärung beſtättiget.

Die fünf und ſiebenzigſte bis acht und ſiebenzigſte Kupfertafel.

Acht Köpfe von Frauensperſonen nehmen den Raum dieſer vier Kupfertafeln ein. Sie ſind von gebrannter Erde, und ein jeder derſelben iſt zwölf bis

fünf-


1
2
3
4

1

1

2

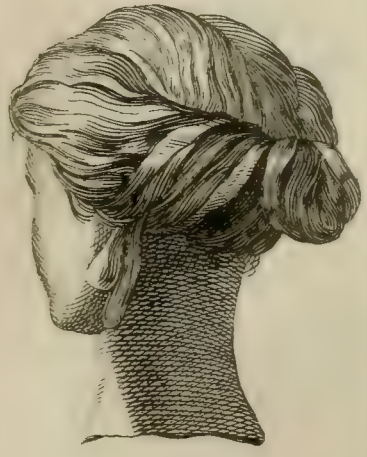
2

3

3

4

4



5

5

6

6

7

7

8

8

funfzehen Linien hoch. Derjenige aber, welche Nr. 1. abgebildet ist, mag ungefähr noch einmal so groß seyn. Diese Köpfe zusammen, welche von einerley Materie, und beynahe auch von einerley Größe sind, die man alle in Aegypten gefunden, und die kein Attribut von irgend einer Gottheit haben, überzeugen mich, daß sie etwa einige von jenen Puppen seyn können, von denen Cicero a) in seinen Briefen an den Atticus, als von Portraiten römischer Damen redet, dergleichen man verschiedene unter dem Geräthe einiger jungen Leute gefunden hat. Cicero schreibet also davon: „Man fand daselbst die Portraits (lagunculas) von fünf von unsern Damen.„

Diese Portraits nennet der Abt Mongault in seiner Anmerkung Imagunculae kleine Puppen von Wachs, welche die Personen nach dem Leben vorstellten, und deren man sich zur Bezauberung bediente.

Diese leztere Anzeige eines bey den Römern eingeführten Aberglaubens, vermehrte das Verdienst des Vertrauens, und folglich auch die Gewogenheit, womit diese Frauenzimmer ihre Liebhaber beehrten. Doch dergleichen Betrachtungen gehören nicht hieher. Es ist mir gar wohl bekannt, daß diese Puppen, welche entweder nur Brustbilder, oder auch ganze Figuren waren, ordentlicher Weise von Wachs gewesen sind. Es kan aber doch auch seyn, daß man sie, um der Dauer willen, und um sie von allerley widrigen Zufällen zu verwahren, von Erde gemacht hat, weil man sie brennen, und solchergestalt von allen den Zufällen, die bey den Figuren von Wachs unvermeidlich sind, sicher stellen konnte.

Ich will mich aber doch nicht länger bey dieser Vermuthung aufhalten, so viel Wahrscheinlichkeit sie auch haben möchte; nur dieses einige will ich noch bemerken, daß aus keiner Stelle erhellet, daß die Alten jemals die Mahlerey, zu einem solchen Trost für die Verliebten in der Abwesenheit gebraucht haben. Da ihre Freskomahlerey mit der unserigen übereinkam, so konnten sie sich derselben zu diesem Endzweck nicht bedienen. Zwar hätten sie die Wassermahlerey dazu anwenden können, noch sicherer aber diejenige Art, welche sie die Enkaustick nennten, wobey sie das gefärbte Wachs flüßig machten, wie ich solches in einer Abhandlung zu erweisen gesucht habe, die der Academie der schönen Wissenschaften vorgelegt worden ist. Sie hätten sich nun der Wassermahlerey oder Enkaustick bedienen mögen, so siehet man leicht, daß es ihnen nicht schwer würde gewesen seyn, die Farbe auf Stücke von Holz, oder von Metall aufzutragen.

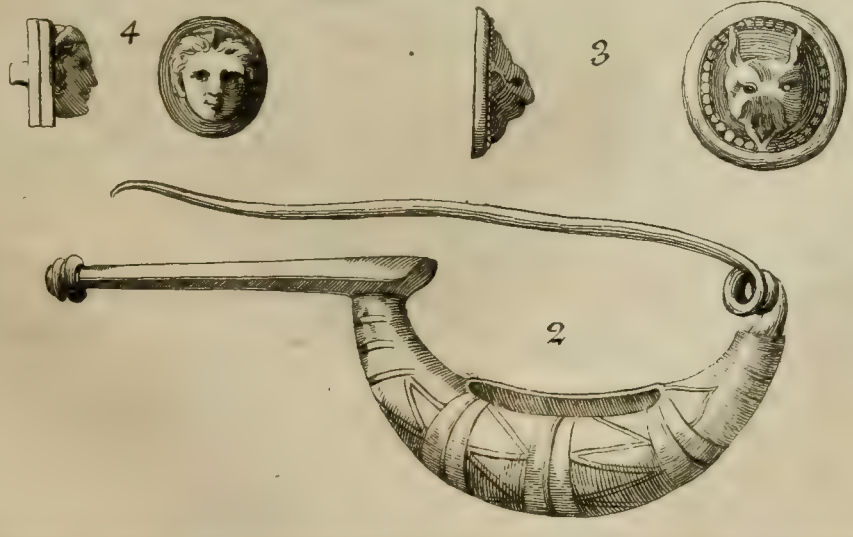
a) Cic. ad Attic. lib. 6. epist. 1.

Ich gestehe also gerne ein, daß diese beyden Arten der Mahlerey, zu diesem verliebten Gebrauch tauglich gewesen wären. Ohngeachtet sie aber wohl bequemer und leichter fortzubringen gewesen wären, so finden wir doch keine Stellen bey den Alten, aus denen sich beweisen ließe, daß sie sich derselben wirklich bedienet haben. Ich überlasse es dem Leser diese Muthmassungen zu beurtheilen. Unterdessen glaube ich Gelegenheit genug gegeben zu haben, von diesen Köpfen einen Nutzen zu ziehen, indem ich sie von vornen, im Profil, von hinten, kurz nach denjenigen Gesichtspuncten habe abbilden lassen, nach welchen man, die verschiedene Moden, wie die römischen und griechischen Frauenzimmer ihren Kopfputz, wenigstens zu gewissen Zeiten eingerichtet, desto deutlicher sehen, und das Annehmliche desselben wahrnehmen kan; und damit ich allem Irrthum vorbeugen möge, so merke ich noch an, daß die beyden Aspecte eines und eben desselben Kopfs, mit einerley Zahl bezeichnet sind. Diese kleine Untersuchung ist auch weit eher im Stande, die Wißbegierde zu vergnügen, als das Ansehen der Müntzen, aus denen man, die verschiedene Art, wie die griechischen und römischen Frauenzimmer ihren Kopfputz zurichten liessen, nicht so vollkommen abnehmen kan. Ich hoffte zwar, daß eben diese Müntzen dazu dienen sollten, die Zeit genau zu bestimmen, zu welcher diese Mode des Kopfputzes insonderheit herrschte. Allein man würde sich gar zu vielen Irrthümern aussetzen, wenn man sie zu Wegweisern erwehlen wollte. Indessen wenn man die Denkmale, und besonders die Brustsstücke und Statuen zu Rath ziehet, so scheinet es, als ob diese acht Köpfe beynahe alle zusammen in die Zeit der ersten Kayser gehörten; und ob sie gleich von einer verschiedenen, nemlich sowohl von einer griechischen, als römischen Arbeit sind, so wollte ich sie doch nicht von einander trennen, weil sie nicht nur überhaupt, einander ähnlich sind, sondern auch weil man sie alle mit einander in Aegypten gefunden hat, als woher ich sie auch bekommen habe.

Besonders sind die Köpfe Nr. 5. und Nr. 8. auf der sieben und siebenzigsten Kupfertafel zu bemerken. Diese haben ausser dem Ohrengehäng an dem linken Ohr, keinen Zierrath. Dieser besondere Umstand, der durch zwey Exempel bestättiget wird, scheinet mir eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Ich erinnere mich auch nicht, je etwas dergleichen von einem Scribenten angemerkt gefunden zu haben.

Die

1


4
3
2

Die neun und ſiebenzigſte Kupfertafel.

Nr. I.

Dieſes Fragment von einer Mahlerey iſt eine kleine Probe von dem Pracht der Römer in den innern Theilen ihrer Häuſer. Ich habe dieſes Stück der Gütigkeit des Herrn Schöpflin zu danken, der ſolches aus Rom mitgebracht hat. Die Farbe daran iſt hellblau und auſſerordentlich ſchön. Die Dicke deſſelben beträgt ungefähr ſieben Linien, in der gröſten Höhe aber hat es vier Zoll, zwo Linien, und wo es am breiteſten iſt, beträgt das Maas drey Zoll vier Linien. Es iſt ſelbiges ein Stück von einem Anwurf geweſen, womit die Mauern bekleidet waren. Dieſe Gattungen des Anwurfs waren öfters mit vergoldeten Zierrathen ausgeſchmückt, die denjenigen gleich kommen, die wir auf dieſem Stück ſehen.

Die Figur iſt bekleidet, und aus dem Geſchmack der Zeichnung erkennet man, daß es ein römiſches Werk ſeyn müſſe. Sie ſtellet das Sinnbild des Sieges, mit ausgebreiteten Flügeln vor, und in den Händen hält die Figur eine Art eines kleinen Fahnens. Auf dieſe Weiſe wird das Sinnbild des Sieges, auf verſchiedenen Münzen, in den Zeiten des Septimus Severus abgebildet. Sie hat drey Zoll und drey Linien in der Höhe; das Geſicht iſt faſt völlig ausgelöſcht. Dieſes Werk muſte ungemein prächtig in die Augen fallen. Die himmelblaue Farbe des Schmelzes und die vergoldete Zierrathen, haben noch gegenwärtig einen Glanz. Allein das iſt nur ein ſchwacher Schein von dem Glanze, den es zu derjenigen Zeit haben muſte, da demſelben noch kein widriger Zufall begegnet war. Ueberdieſes verdienet auch dieſes unſre Aufmerkſamkeit, daß es mit Blattgold vergoldet, und auf die polirte Fläche des Email, vermittelſt eines Kittes (mordant) beveſtiget worden iſt, ſo mich ſchon mehr als einmal in Erſtaunen geſetzet hat. Es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß dieſe Art, kalt zu vergolden, ſehr alt ſey. Man findet ſchon in Aegypten Beweiſe, daß man auf dieſe Weiſe vergoldet habe. Wir treffen auch bey verſchiedenen Scribenten, einige hieher gehörige Zeugniſſe an, die ich auch in einer Abhandlung angeführet habe, welche in der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften abgeleſen worden iſt. Es verdienet auch dasjenige, was der P. Sicard a) von dem Glanz und

a) Miſſ. du Levant Tom. II. & VII.

und von der Erhaltung dieser mit rothen und blauen Farben vermischten Vergoldungen gesagt hat.

Ohne Zweifel wird man hier die Erklärung dieser Kunst der Alten mit Vergnügen lesen. Ich habe solche der Erfahrung und der Freundschaft des Herrn Rouelle zu danken. Die Einfalt dieser Operation, die man so sehr bewundert hat, ohne sie zu kennen, giebt uns die kluge Erinnerung, mit unsern Urtheilen über Sachen, die wir noch mit keiner genugsamen Aufmerksamkeit in Betrachtung gezogen, nicht voreilig zu seyn. Dieser Kitt (mordant) ist eine Art eines Firniß, Gummi, Harzes, welche insgesamt, wenn sie noch naß sind, die Eigenschaft haben, daß sie die leichten Cörper, die man ihnen vorhält, geschwind an sich ziehen. Die fetten Oele, welche an der Luft trocken werden, die flüssigen Harze, und diejenigen, die erst aufgelöset werden müssen, wenn sie aus dem Pinsel fließen sollen, sind diejenige Materie, aus denen der Kitt zubereitet werden kan. Man überziehet den Raum eines festen Cörpers, von was für einer Materie derselbe auch ist, nicht gar zu dick, aber gleich, wenn man ihn vergolden, oder coloriren will. Die Alten kannten verschiedene Arten von Terpentin, von Mastix, endlich den Gummi Sandarack, und eine grosse Menge allerley Harze. Alles dieses konnten sie zu einem Kitt brauchen, und setzte sie in den Stand verschiedene Compositiones davon zu machen. Allein es waren schon die allergemeinsten Materien zu dieser Operation hinlänglich. Was aber die Dauer der Farben anlanget, so hängt solche nicht von dem Kitt ab, sondern von der Materie der Farben selbst, die, wann sie einmal aufgetragen und fest worden sind, nicht mehr haben vernichtet werden können, weil sie von einer solchen Beschaffenheit sind, daß weder die Luft, noch eine Feuchtigkeit in sie hinein dringen kan.

Das Gold, die blaue und die rothe Farbe sind die Cörper, die sich, wie ich schon erinnert habe, so viele Jahrhunderte in Aegypten erhalten haben. Die Ursache davon wollen wir sogleich anzeigen. Nichts ist im Stande das Gold zu vernichten, besonders wenn die Goldblättter mit einer gewissen Dicke aufgetragen worden sind; man hat auch ausserdem dieses Blattgold, zu Pulver zerrieben, auf diesen flüßigen Kitt auflegen, oder mit einem, in eben diesen Kitt eingedunckten Pinsel auftragen können, und es würde gehalten haben, wenn man die ganze Oberfläche genau damit bedecket hätte. Doch hat das Gold, welches auf diese Weise gebraucht wird, keinen so hellen Glanz.

Die

Die blaue Farbe hat eben die Festigkeit, wie das Gold. Es bestehet solche aus einer für sich zu Glas werdenden Materie, nemlich aus dem Ultramarin.

Die rothe Farbe wurde mit dem Zinnober, oder mit dem minium der Alten gemacht. Diese Materie, sie mag nun aus dem Mineralreich genommen, oder durch Kunst zubereitet seyn, besteht aus einer Vermischung von Schwefel und Queckſilber und ist ausserordentlich dauerhaft.

Diese Farben waren also vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit im Stande, eine so lange Zeit ganz unversehrt zu dauern, besonders in einem so warmen Lande, wie Oberägypten war, und in den innern Theilen einiger Häuser in der Stadt Rom. Die eine Lage hatte, wie die andere, einen gleichen Grad der Trockenheit, welches wir sowohl aus dem Bericht der Reisenden, als aus der genauen Untersuchung der Denkmale erkennen, die, wie das gegenwärtige, noch Ueberbleibsel von dem Pracht und dem Aufwand der Römer auf dergleichen Dinge sind. Wir können daher alle polirte Cörper, die wir gerne auszieren möchten, vergolden; wir können uns auch der beyden übrigen Farben, von denen ich eben geredet habe, bedienen. Wenn aber unsere Vergoldungen nicht mehr lange dauern, so liegt der Fehler nicht an dem Kitt, sondern an der Feuchtigkeit, an der Veränderung der Witterung, an der schlechten Arbeit der Künstler, an dem Betrug, den sie in Ansehung der dünnen Goldblätter begehen, endlich aber liegt die Schuld auch daran, daß die Cörper, die wir mit dergleichen Zierrath versehen lassen, nicht fest genug sind.

Nr. 2.

Dieser Ring, oder kleine Hacke von Ertz beträgt in seiner gröſten Länge sieben Zoll, und in der gröſten Höhe drey Zoll. Es ist derselbe nicht nur sehr stark, sondern auch noch wohl erhalten. Wenn man nach der Gröſſe desselben urtheilet, so scheinet es nicht, daß selbiger zur Bevestigung eines Mannes- oder eines Weiberkleides gedienet habe; vielmehr ist zu vermuthen, daß derselbe gebraucht worden sey, die Vorhänge inwendig in den Häusern aufzuziehen. Die Feder an der Nadel hat nichts von ihrer Elasticität verlohren, und man muß noch gegenwärtig alle Mühe anwenden, dieselbe, in die am Ende befindliche Höhlung zu bringen, in die sie hineingesteckt und fest gemacht werden muß.

Nr. 3. und 4.

Ich kan es nicht gewis sagen, zu was für einem Gebrauche diese Art von kupfernen Knöpfen bey den Römern bestimmt gewesen. Unterdessen giebt es derselben so viele, daß man Grund hat zu vermuthen, daß sie sehr gemein müssen gewesen seyn; und obgleich die gegenwärtigen weder ein Loch, noch einen Griff, noch sonst etwas haben, womit man sie fest machen konnte; so vermuthe ich doch, daß sie zum Zierrath eines Menschen, oder Pferds gehöret haben, und daß man sie vermuthlich zwischen zwey Leder geklebet, wovon das obere eine Oefnung gehabt, aus welcher die erhobene Arbeit, womit der Knopf gezieret ist, hervorblickte; vielleicht sind diese Stücke in ein viel dünneres Kupfer eingefaßt gewesen, welches letztere einen Griff, oder Löcher gehabt, wodurch sie zur Zierde, an eine von den Enden einer Helmdecke, angemacht wurde, wie man dieses aus allen Denkmalen abnehmen kan. Doch dem mag seyn, wie ihm wolle, so habe ich doch beyde, aus keiner andern Ursache, von vornen, und im Profil abbilden lassen, als weil sie mit Geschmack gemacht sind, besonders dasjenige, welches Nr. 4. vorkommt, und den Kopf eines Frauenzimmers vorstellt. An demselben siehet man zwar einen Zapfen, der aber nicht durchgebohrt ist. Die Art der Arbeit läßt uns schliessen, daß diese beyden kleinen Stücke nicht zu einer Zeit müssen verfertiget worden seyn, und daß der Tiegerkopf viel älter seyn müsse, weil die Arbeit daran weit trockener und rauher ist. Das Stück, welches Nr. 3. abgebildet ist, hat dreyzehen Linien im Durchmesser, das andere aber, Nr. 4. hat deren vier. Eines wie das andere hat eine runde Form, die sehr genau ist.

Die achtzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Man fand im Jahr 1748. da man etwas Erde zu dem Kräutergarten von Choisi ausgraben wolte, zween steinerne Särge, auf denen aber keine Inschrift befindlich war. Da das wenige, so man darinnen antraf, zerstreuet worden ist, und ich weiter nichts davon zu sagen weiß, als was ich mir von andern Personen habe erzählen lassen, so will ich mich auch dabey nicht aufhalten, sondern von einer andern Sache reden. Man fand ganz nahe bey diesen Grabmälern, indem man die

2
1
1
1
1
1
1
1
4
3

die nemliche Arbeit fortsetzte, noch ein andres zu Anfang des Jahrs 1751. Solches war ebenfalls ohne Bildhauerarbeit und ohne Inschrift. Die Länge desselben betrug vier Schuh und sieben Zoll; es hatte auch die nemliche Richtung, oder Lage, wie die beyden erstern, nemlich von Süden gegen Norden. Der Herr von Tournchem, Generaldirector der Gebäude, welcher auf alles, was ihm anvertrauet war, ein wachsames Auge hatte, gab Befehl, daß man alles, was man darinnen finden würde, wohl in Obacht nehmen solte, und machte mir ein Geschenke damit. Hier ist das Verzeichniß davon.

Einige Stücke von Kupfer, welche zween Kreise bildeten, von denen der eine im Durchmesser einen Zoll hatte, der andere aber viel gröſſer war, indem dessen äusserer Theil neun Zoll ausmachte. Beyde sind ziemlich dick, aber zerbrochen und so beschaffen, daß es nicht der Mühe werth ist, sie abzeichnen zu lassen.

Vier Knöpfe von Glas, und von verschiedener Gestalt. Der eine ist platt und gedrechselt. Die drey übrigen haben verschiedene Farben, indem der eine grün, der andere weis, und der dritte schwarz ist; sie sind mit vier grossen weissen Puncten bezeichnet, in deren Mitte sich ein rother befindet. Sie haben alle vier eine gleiche Dicke; doch war nie an einem derselben ein Griff. Sie scheinen auch keinen bestimmten Gebrauch gehabt zu haben, es müste denn seyn, daß man sie mit einem Metall eingefaßt hätte.

Verschiedene kleine Stücken Glas. Zwey davon hatten die Gestalt der Knöpfe, aber mit Griffen, und verschiedene andere kleine Stücken von eben dieser Materie, deren Gebrauch unbekannt ist, so wie auch ihre Form nichts besonders hat.

Sechs kleine Stücken Glas neun Zoll gros, die wie Nägel gestaltet sind, aber keine Platte haben, und fünf bis zehen Linien lang sind.

Sechs andere Stücken von eben dieser Materie, von denen eine die Gestalt einer Olive hat, zwey andere rund sind, und drey wie kleine Körbe aussehen, von denen das eine Stück weis, zwey aber grün sind. Diese letztere Stücke sind alle durchgebohret, daß man sie tragen kan.

Zween

Zween kleine Fingerringe für ein Kind, die blos von einem Goldfaden, in der Dicke einer kleinen Nadel gemacht, und ohne viele Kunst in einander geflochten sind.

Eine Schnur von durchlöcherten und Faltenweis zusammmen gelegten Glas, dergleichen auf dieser Kupfertafel Nr. 1. abgebildet ist.

Ein Streitkolbe, eine Streitaxt, eine Art einer Nadel. Diese letztern Stücke sind von Erz und nach ihrer natürlichen Grösse auf gegenwärtiger Kupfertafel Nr. 1. vorgestellet worden.

Die zwo kleinen Figuren von Holz, die ich ebenfals nach ihrer eigentlichen Grösse hier abbilden lassen, fallen in der Zeichnung schöner in die Augen, als sie eigentlich aussehen. Sie sind so grob gearbeitet, daß man daran mit genauer Noth einige Züge eines Gesichts erkennen kan. Der Künstler, den ich gebraucht habe, diese Stücke zu zeichnen, glaubte an dem einem, den Kopf einer Weibsperson, und an dem andern den Kopf eines Kindes wahrzunehmen. Da ich sie etwas genauer ansahe, glaubte ich an dem einem den Kopf einer ausgewachsenen Mannsperson zu erkennen. Die ganze Sache aber hat so wenig zu bedeuten, daß ich es nicht der Mühe werth achtete, diesen Kopf aufs neue unter die Hände des Zeichners zu geben, um ihn etwa dem Original noch ähnlicher machen zu lassen.

In diesem Grab war auch noch eine kleine Schüssel von Thon, auf die man vermuthlich die Lebensmittel geleget hatte, die man mit den Todten einzugraben pflegte; ich habe sie aber nicht bekommen können, indem sie entweder verlohren gegangen, oder zerbrochen worden ist.

Ohne Zweifel war dieses das Grab eines Kindes, und in denjenigen, die man zwey Jahre vorher entdeckt hatte, lagen vermuthlich der Vater und Mutter desselben. Aus dem Maas des Grabes, und der beyden kleinen Ringe, die nicht gar fünf Linien im Durchmesser haben, siehet man noch deutlicher, daß dieses Kind sehr jung müsse gewesen seyn, als aus den Kleinigkeiten, die ich eben beschrieben habe. Einige derselben mochten vielleicht als Sinnbilder des Soldatenstandes in dieses Grab gelegt worden seyn, zu dem man dieses Kind, aller Wahrscheinlichkeit nach, bestimmet hatte. Diese Muthmassung ist um so viel wahrscheinlicher, da dieser Stand in Gallien, welches zu der Zeit, da dieses Kind starb, noch unter der römischen

Both-

Bothmäßigkeit stunde, in großen Ansehen war. Man kan hievon nach der Art und Beschaffenheit derjenigen Dinge urtheilen, die ich eben beschrieben habe. Herr de Boze, der auf Befehl des Königs damals, als man diese kleine Entdeckung machte, um seine Meinung befragt wurde, glaubte, daß, so grob auch die Arbeit an den zwey Brustſtücken von Holz wäre, solche doch zur Zeit des Kayſers Gallienus müſten verfertiget worden seyn, wider welchen ſich dreyßig Generale empöret, die von den Geſchichtſchreibern mit dem Namen der dreyßig Tyrannen beleget werden.

Nr. 2.

Diese kleine Urne von weiſſem Glas, und deren ſchneckenförmige Aushöhlung nur von einem etwas weiſſern Glas gemacht iſt, ohne daß dadurch das Gefäß an einem Orte dicker wäre, als an dem andern, iſt fünf Zoll, zwo Linien hoch. Die Geſtalt und die Arbeit des Glaßes machen dieſes Stück schäzbar. Man fand diese kleine Urne mitten unter vielen Gebeinen, zu eben der Zeit, und nahe an dem Grab, von welchem ich eben geredt habe. Dieſes Gefäß mochte gedienet haben, daß man Milch, oder eine andere flüßige Materie hineingethan. Man ſiehet auch noch auf dem Boden einige Merkmale davon; allein es iſt nicht möglich zu ſagen, von was für einer Beſchaffenheit dieſe Materie möchte geweſen ſeyn.

Nr. 3.

Dieſes Gefäß von Thon iſt zwar ziemlich grob, doch da es in dieſem Lande, und zu einer Zeit verfertiget worden, zu der noch die gröſte Unwiſſenheit herrſchte, ſo iſt die Geſtalt deſſelben noch erträglich. Man hat es im Jahr 1746. in einem ſteinernen Sarg gefunden, welcher fünf Schuh lang, der Breite nach aber ziemlich mittelmäßig war. Als man ſolchen öfnete, ſo war nicht das geringſte von Gebeinen mehr darinnen anzutreffen, indem bereits alles zu Staub geworden war. Dieſes kleine Denkmal, ſo drey Zoll und eine Linie hoch, und vier Zoll breit iſt, wurde in der Pfarr von Vigneux, an den Ufern der Seine, eine kleine Meile von Villeneuve St. George, und faſt in einer gleichen Entfernung von Draveil und Mongeron gefunden. Dieſer Ort, welcher gegenwärtig nicht mehr ſo viel zu bedeuten hat, wie in den vorigen Zeiten, wird in des de Valois Nachricht von den

Galliern nicht angeführet. Doch heißt es in den alten Nachrichten, die der Pfarrer, seinem Vorgeben nach, nachgesehen hat, Vicus novus.

Man darf sich gar nicht wundern, daß man an den Ufern der Seine auf dieser Seite allerley kleine Entdeckungen von dieser Art macht. Der Aufenthalt daselbst muste zu allen Zeiten, wegen der Schönheit des Flußes, und der Bequemlichkeit, die derselbe verschaft, ungemein angenehm gewesen seyn. An beyden Ufern gieng der Weg von Lyon und folglich auch von Rom vorbey; und man weiß, daß die Römer, deren Gebräuche die Gallier meistens nachmachten, ihre Gräber gerne an solche Oerter setzten, wohin viele Leute zu kommen pflegten, weil sie glaubten, daß ihr Angedenken solchergestalt länger unter den Menschen bleiben würde.

Nr. 4.

Diese kleine Bouteille von Glas, ist drey Zoll und eine Linie hoch. Sie diente zu eben dem Gebrauch, wie die, welche auf der gegenwärtigen Kupfertafel Nr. 2. abgebildet ist. Sie ist vor einigen Jahren, von dem ehemaligen Grafen von Beuvron, nunmehrigen Herzog von Harcourt, auf einem kleinen Landgut, Namens Tourneville, welches er in der Normandie besaß, gefunden worden. Dieses kleine Glas befand sich vierzehen Schuh unter der Erde, bey einem Scelet, ohne Sarg. Es hat selbiges eine sehr schöne blaue Farbe, und ist sehr wohl erhalten. Die schöne Form desselben, und der gute Geschmack an den Handheben, die nahe an dem Hals desselben anliegen, beweiset, daß man diese Vasen mit Fleiß zur Ehre der Verstorbenen habe von fremden Orten herkommen lassen. Denn zu der Zeit, da die Gallier von den Römern beherrschet wurden, gab es keine so geschickte Artisten, die dergleichen Stücke hätten verfertigen können, als das gegenwärtige kleine Gefäß ist, welches wegen seiner edlen Einfalt, billig unter die vollkommensten Stücke in dieser Art kan gezehlet werden.

Die vier und achtzigste Kupfertafel.

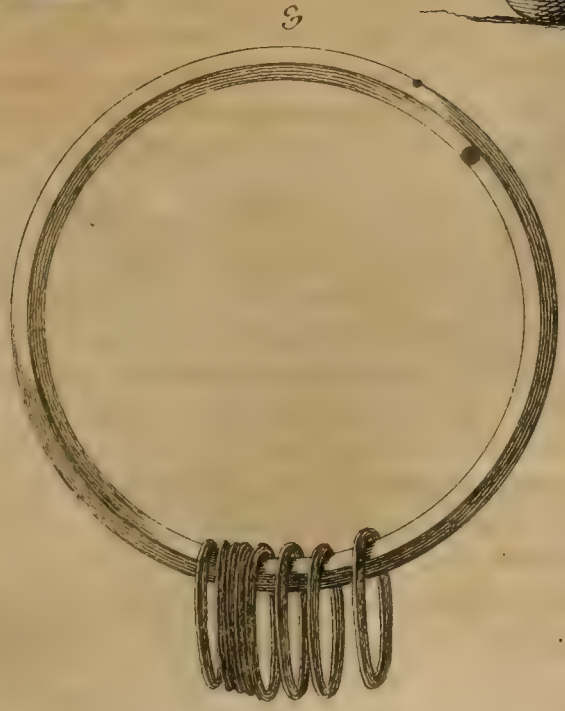
Nr. 1.

Dieses Bruststück von Ertz ist zehen Zoll hoch. An der Arbeit überhaupt, und besonders an der Ausführung der Haare siehet man, daß es unter die anti-

cken

2

1


3

cken und römischen Denkmale gehöret. Dasselbe stellet das wohlgetroffene Portrait eines jungen Mädgens vor, die in der That nicht schön war, und deren Heßlichkeit der Artist, zum Vergnügen der Nachkommen, mit einer allzugewissenhaften Aufrichtigkeit, ausgedruckt hat. Uebrigens ist diese Figur, jener Meinung gar nicht günstig, die sich, ich weiß nicht aus was vor einem Grunde, von der Hoheit und Schönheit der Züge, womit die Natur die römischen Damen vorzüglich ausgeschmückt haben soll, unter uns fest gesetzet hat.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Römer, die Bilder ihrer Anverwandten fleißig aufzuheben, und solche sowohl aus Ehrgeitz und Eitelkeit, als aus Hochachtung und Liebe, in dem Vorgemach ihrer Häuser, das sie atrium nenneten, aufzustellen pflegten. Diesen Brustbildern wurde daselbst ihr Rang, nach der Sterbzeit angewiesen; und vermuthlich stunden sie auf so genannten Scheiden, Postamenten, oder Plinten. Die Römer pflegten sie bald mit allerley Zierrathen auszuschmücken, bald aber ihnen selbige wieder zu nehmen; und solchergestalt musten diese Brustbilder gewissermassen, sowohl an den glücklichen, als an den unglücklichen Begebenheiten ihrer Familie Theil nehmen. Sie blieben auch beständig in dem Vorgemach stehen; nur, wenn die Besitzer der Häuser starben, pflegte man sich derselben, bey ihren Leichenbegängnissen zu bedienen.

Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß diese Portraits in Ertz sehr selten sind; und dieses mag entweder daher kommen, weil man sie in der Folge der Zeit wieder eingeschmelzt hat, um die Materie, aus der sie bestunden, zu etwas nützlichern zu gebrauchen, oder daß man sie insgemein nur von Marmor, oder von Wachs gemacht hat. Doch bezeuget Cicero, und auch andere Schriftsteller dasjenige, was ich von der Bestimmung dieses Bruststücks eben gesagt habe, indem sie versichern, daß die Römer sich des Ertzes sehr oft zu diesem Endzweck bedienet haben. Doch diese Sache ist von keiner so grossen Wichtigkeit, daß sie einer weitern Untersuchung werth wäre. Ich will lieber noch das besondere dieses Denckmals bemerken, welches man, bey Erblickung dieser Kupfertafel, sogleich wird wahrgenommen haben. Es bestehet solches in der Art, wie die Haare dieses Kopfs beschnitten sind. Es ist bekannt, daß die Römer, nach einer Gewohnheit, die sie von den Griechen gelernet hatten, fünferley Arten hatten, das Haar abzuschneiden, um das Angedencken der verstor-

benen

benen zu ehren. Und doch stimmt keine von den Beschreibungen, welche Claudius Guichard a) davon gemacht hat, mit derjenigen Zurichtung der Haare überein, die wir an dem gegenwärtigen Brustſtück erblicken. Vielleicht aber ist diese junge Person am lezten unter ihren Anverwanden gestorben; Vielleicht sind wenigstens viele derselben vor ihr gestorben, so, daß sie also zu wiederhohlten malen bey ihren Gräbern, denjenigen Theil von ihren Haaren abgeschnitten hat, der ihr mangelt? Denn sie scheinet selbiges nach allen den Arten beschnitten zu haben, die von den Schriftstellern angegeben werden. Ich will mit dieser Muthmassung noch eine andere verbinden, mit welcher man vielleicht besser zufrieden seyn wird.

Herodotus b) meldet, daß die Maxyener die Gewohnheit gehabt, ihre Haare eben so zu tragen, wie sie an diesem Brustbild zu sehen sind, oder, daß sie solche nur auf der rechten Seite stehen liessen. Vielleicht sehen wir also hier den Kopf einer jungen Sclavin von diesem Volcke, die zu Rom starb, und desto mehr geliebet wurde, weil sie nicht schön war, und gegen welche ihr Herr, oder auch wohl ihre Frau, noch nach ihrem Tode einen Beweis der Achtung damit haben ablegen wollen, daß sie ihr Brustbild in Erz giessen lassen. Dieses scheinet mir die wahrscheinlichste Erklärung dieses Denkmals zu seyn. Weiß jemand eine bessere zu geben, so mag er sie uns mittheilen.

Si quid novisti rectius istis, candidus imperti.

Hor.

Uebrigens ist dieses Stück von Erz nicht gar wohl erhalten. Durch die Länge der Zeit ist etwas von dem Hintertheil des Kopfs verlohren gegangen. Doch ist alles dasjenige, was die Wißbegierde der Liebhaber der Alterthümer reitzen kan, glücklich erhalten. Ich habe solches aus der Verlassenschaft des Herrn Grafen von Pontchartrain gekauft.

Nr. 2.

Dieses Gefäß ist zehen Zoll hoch. Die Handhebe desselben raget ungefähr zween Zoll hervor, und in seinem gröſten Durchmesser hat es etwas weniges mehr, als

a) Guichard p. 318.
b) Herodot, lib. IV.

als fünf Zoll. Die schöne Form dieses Stücks hat mich bewogen, selbiges dieser Sammlung einzuverleiben, ohngeachtet es eben nicht unter die Anticken zu gehören scheinet. Da sich aber andere, sonst sehr eigensinnige Liebhaber der Alterthümer, kein Bedenken gemacht haben, alte Denkmale, nach gezeichneten Copien in Kupfer stechen zu lassen: so glaube ich, man wird es mir wohl verzeihen, wenn ich ein Stück anführe, das nach einem Anticken geformt worden ist. Ich weiß so gar, daß verschiedene große Artisten, als zum Exempel: Polydorus, Perrin del Vague, Jerome de Carpi, Battista Franco u. a. m. aus grosser Hochachtung für die schönen Alterthümer, viele von diesen Arten der Gefäße abgezeichnet, und daß sie vielleicht den Grundriß zu dem gegenwärtigen können gegeben haben, dessen Handhebe und Oefnung aber nicht so beschaffen sind, daß sie sich der Vollkommenheit näherten. Doch will ich diese Frage nicht ausmachen, welche zwar wenig zu bedeuten hat, aber doch wegen den wenigen Zierrathen dieses Stücks, das nur von Thon, und mit einem weissen und schwarzen Firniß überzogen ist, schwer zu entscheiden ist.

Der Ort, wo dieses Stück gemacht, oder geformt worden, verdienet allerdings angezeiget zu werden, und ich hoffe, man werde folgende kurze Erzehlung mit Vergnügen lesen.

Dieses Gefäß kam ohne Zweifel aus der Manufactur, welche, zu Ende des funfzehenden Jahrhunderts zu Urbino, oder Faenza aufgerichtet worden, und deren Materie, den Namen von der leztern unter diesen beyden Städten bekommen hat, weil dieses eben derjenige Ort war, wo man zum ersten diese Gefäße und Schüsseln von gefirnißten und mit verschiedenen Farben gezierten Thon verfertigte. Der Gebrauch davon wurde auch sehr gemein. Raphael, der seinen Geburtsort liebte, und den Fortgang einer Sache befördert sehen wollte, worüber einer seiner Anverwandten die Aufsicht hatte, wuste vermuthlich alle seine Schüler zu bewegen, daß sie Zeichnungen zu den Werken, die in dieser Manufactur gemacht werden sollten, verfertigten. Sie fuhren, auch nach dem Tode dieses großen Artisten, der ausser Zweifel selbst einige mag hergegeben haben, noch lange Zeit damit fort. Doch hat weder er, noch seine Schuler, jemals anderst an diesen Arbeiten Theil genommen, als auf die eben erzehlte Weise. Die Zeichnungen, von denen ich eben geredet habe, wurden von den Leuten, die sonst keine andere Dienste leisten

konnten, gemahlt. Und man ſiehet auch ihre ſchlechte Wiſſenſchaft, und die Mittelmäßigkeit ihres Talents, aus den mannigfaltigen Fehlern, die man auf dieſen Arten von Porcellan gar leicht wahrnehmen kan. Wie nachtheilig würde es alſo dem Ruhm eines Raphael, und der Ehre ſeiner Schule ſeyn, wenn man die Ausführung ſolcher Arbeiten, die in Anſehung der Mahlerey ſo unvollkommen ſind, auf ihre Rechnung ſchreiben wollte? Denn was die Formen anlanget, ſo war es ſchon ſchwerer, ſich von den Muſtern zu entfernen, die ihnen dieſe geſchickten Männer vorzeichneten; und eben dieſes iſt es, was dieſe Gefäße beſonders ſchätzbar macht. Man trift einige an, die eine bewundernswürdige Schönheit haben. Ich habe verſchiedene geſehen, die mich beynahe ſollten überzeugt haben, daß die Meiſter in der Manufactur zu Urbino, mit den Zeichnungen, die ihnen die allerberühmteſten Mahler der damaligen Zeit verſchafften, nicht zufrieden geweſen, ſondern ſich antieke Gefäße zu Muſtern genommen, oder ſelbige abgeformt haben. Wenigſtens gehöret das gegenwärtige Gefäß, ſicher unter die Stücke von dieſer Art. Es ſind mir auch einige Stücke von dieſer Manufactur zu Geſicht gekommen, die mit Arabesken von einer vortreflichen Manier, nach dem Geſchmack, der bey den Römern herrſchte, und den Jean da Udine vornehmlich wieder empor gebracht, gezieret geweſen ſind. Die Mahlereyen von dieſer Art ſind auch, nach meiner Meinung, in der Manufactur zu Urbino unter allen am beſten ausgefallen. Endlich haben ſich dieſe Arbeiten in ganz Europa ausgebreitet; und diejenigen, welche noch vorhanden ſind, machen, heut zu Tage, eine von den ſchönſten Zierrathen in den reicheſten Cabineten aus. Unterdeſſen iſt nicht zu läugnen, daß man eine gute Wahl dabey beobachten müſſe. Zu eben der Zeit, da gedachte Manufactur am weiteſten gekommen war, wurde China entdeckt, und durch die Handlung mit dieſem Reiche wurde das Porcellan überall eingeführt. Man fieng alsdann an, dasjenige, was in Europa zu eben dieſem Gebrauch gemacht wurde, zu vergeſſen. Man dachte nicht mehr daran, ſeine eigenen Wercke zu einer größern Vollkommenheit zu bringen, ſondern ſuchte nur mit der gröſten Begierde diejenigen auf, an denen mit der Schönheit der Materie, der Glanz der Farben, und die Niedlichkeit der Arbeit vereiniget war. Der üble Geſchmack ihrer Formen ſchreckte nicht nur die Käuffer nicht ab; ſondern dieſer üble Geſchmack gewann ſo gar die Oberhand; und in kurzer Zeit glaubte man, es ſey gar nicht einmal mehr möglich, andere Stücke zum Gebrauch und zur Zierde zu haben,

ben, als solche, die entweder aus China, oder Japan kamen. Der mittelmäßige Preis, um welchen sie zu haben waren, trug auch vieles zur Aufnahme dieser Arbeiten unter uns bey. Nach den Arbeiten, die bis dahin in Italien gemacht worden waren, geschah keine Nachfrage mehr; die Fabricken kamen in Verfall, in dem sie noch bis diese Stunde liegen.

Die Anecdoten, die ich hier erzehlet habe, werden den Liebhabern darum nicht gleichgültig seyn können, weil sie auf verschiedene Theile der Kunst eine gar genaue Beziehung haben, und eine Art einer Folge in Ansehung der Wercke von dieser Art ausmachen. Die gebrannte Erde, die Glassur der Aegypter, die Arbeiten der Hetrurier, das Fayance, und endlich das Porcellan machen gewissermassen eine vollständige Folge von allen Wercken aus, die uns von dieser Materie bekannt geworden sind. Dergleichen Anmerkungen sind auch zu einer solchen Zeit, wie die gegenwärtige ist, gar wohl angebracht, wo Europa, das wohl die Porcellan-Fabriken so leicht nicht wieder wird eingehen lassen, mehr als jemals entschlossen zu seyn scheinet, sich sowohl die guten Formen, als das sorgfältige Forschen nach solchen Verzierungen, die sich zu einer jeden Sache am besten schicken, äusserst angelegen seyn zu lassen.

Ausserdem ist ungemein viel daran gelegen, daß man bey diesen Arbeiten, mit dem Glanz und der Vollkommenheit der Materie, auch die Schönheit der Ausführung vereinige. Die Aufseher über die Manufacturen werden daher noch ferner alle Sorgfalt anwenden müssen, zu diesem Endzweck zu gelangen. Doch werden sie sich auch dabey erinnern, daß die Glassur, welche die scharfen Züge (vives-arêtes) wieder unkenntbar macht, niemals verstatten wird, eine Figur so genau auszuführen, daß sie dem Auge ein vollkommenes Genügen leisten könnte. Eben so verhält es sich mit der Miniaturmahlerey und mit andern kleinen Landschaften, deren Ausdruck nie vollkommen wohl gerathen wird.

Indessen siehet man, daß unsere Artisten von einer edlen Nacheiferung belebet werden. Wir können daher mit guten Grunde hoffen, daß die Manufactur, welche zu Vincennes unter dem Schutz des Königs blühet, ganz Europa gar bald zum Muster dienen werde. Die Vollkommenheit der Materie, die Weisheit der Formen, die kluge Auswahl der Farben, die schöne Art zu arbeiten, und die erstau-

nenswürdige Nachahmung der Blumen laſſen uns ganz ſicher hoffen, daß, gleichwie ehehin die Chineſiſchen Arbeiten, diejenigen, die man in Europa machte, in Verfall gebracht, dieſe die Ehre von Europa retten, und in dieſer Art ſolche Stücke zum Vorſchein bringen werde, die jene unendlich weit übertreffen müſſen.

Nr. 2.

Dieſer Cirkel von Erz hat ſieben Zoll, zwo Linien im Durchmeſſer. Die Dicke deſſelben, die gegen den Rand zu etwas ſtärker iſt, als in der Mitte, beträgt ſechs Linien. In ſeinem Umkreiß rollen ganz gemächlich acht Ringe herum, deren Oefnung einen Zoll beträgt, und die übrigens auf die nemliche Art gemacht ſind, wie der groſſe Cirkel.

Dieſes Inſtrument iſt vermuthlich ein Reif, deſſen ſich die Römer und Griechen bey ihren Spielen und andern Uebungen des Leibes bedienten. Mercurialis, a) der davon Meldung thut, geſtehet, daß es ſchwer ſey, ſich eine deutliche Vorſtellung davon zu machen. Er glaubt, daß es zwo Arten ſolcher Reiffe gegeben habe; eine Art, die bey den Griechen, und eine andere, die bey den Römern im Gebrauch war. Es wäre zu wünſchen, daß Herr Bûrette b) ſich insbeſondere über die Erklärung dieſes Stücks des Alterthums, in ſeinen Unterſuchungen über die Gymnaſtick der Alten, gemacht hätte, wie er verſprochen hatte. Ich will alſo ſelbſt einige Betrachtungen hierüber wagen; und das blos in der Abſicht, das Denkmal, von dem hier die Rede iſt, zu erklären, keineswegs aber dasjenige, was der erſt gedachte gelehrte Mann von dieſer Materie zu ſchreiben verſprochen hatte, zu erſetzen.

Ich glaube, daß die Uebung mit dem Reif ſowohl bey den Römern, als bey den Griechen, in zwo Arten abgetheilt geweſen ſey, und daß die erſtere Art Cricelaſia c) geheiſſen habe, welche Benennung aus zwey griechiſchen Wörtern zuſammengeſetzt iſt, die ſo viel heiſſen, als eine Bewegung des Reiffs. Nach dem Zeugniß des Oribaſius, d) nahm derjenige, welcher dieſe Ubung vorhatte, einen groſſen Ring, oder

a) Mercurialis de arte gymnaſtica. L. III. c. 8.

b) Mem. de l'Acad. des Belles-Lettres tom. 1. p. 95.

c) Κρικελασία von κρικος anſtatt κυκλος ein Cirkel, und ἐλασία Bewegung.

d) Lib. Collect. VI. ad Julian.

oder Reif, um welchen verſchiedene kleinere Ringe herum rollten, und deſſen Höhe bis an den Magen gieng. Dieſen Ring ſetzte er mit einem eiſernen Stab, der eine hölzerne Handhebe hatte, in eine ſtarke Bewegung. Er ließ ſelbigen nicht auf die Erde fallen, denn die an dem Umkreiß befindliche Ringe würden dieſes auch nicht zugelaſſen haben; ſondern er hielt ihn in der Luft, und ließ ihn über ſeinem Kopf herumdrehen, indem er ihm mit ſeinem Stab die nöthige Richtung gab. Aus dieſem Grunde ſagte auch Oribaſius, daß man den Reif, nicht ſeiner Höhe nach, ſondern nach der Quere in Bewegung geſetzet habe.

Die Bewegung, welche man mit dem Reif machte, war bisweilen ſehr ſchnell, und alsdann hörte man nichts von dem Geräuſche, das die Ringe machten, die an dem Umkreis deſſelben herum rolleten. Bisweilen bewegte man ſolchen mit einer verminderten Heftigkeit, damit der Thon der kleinen Ringe dem Gemüth ein Vergnügen verſchaffen möchte, welches eine angenehme Ergötzung verurſachte. Dieſe Betrachtung des Oribaſius belehret uns, daß man das Spiel mit dem Reif, für eine ſolche Uebung angeſehen habe, die im Stande war, etwas zur Geſundheit des Leibes beyzutragen.

Es gab aber noch eine andere Art dieſes Spiels. Bey demſelben bediente man ſich keines ſo groſſen Rings, ſondern eines viel kleinern, der faſt demjenigen gleich kam, welchen ich auf dieſer Kupfertafel habe abbilden laſſen. Mich dünckt, daß dieſes der eigentliche Trochus oder Kreiſel der Griechen und Römer ſey. Von dem Gebrauch deſſelben giebt uns Xenophon a) Nachricht, indem er von einer Tänzerin redet, welche zwölf dergleichen Ringe in die Hände nahm, ſie in die Luft warf, und mitten im Tanzen, bey der Muſic einer Flöte, wieder auffieng. In dieſer Stelle wird zwar nichts von den kleinen Ringen gedacht, welche ſich in dem Umkreis des Trochus befanden. Aber Martial b) gedenket derſelben in verſchiedenen von ſeinen Sinngedichten, und beſonders in dem, das ich jetzt anführen will:

Garrulus in laxo cur annulus orbe uagatur,
Cedat ut argutis obuia turba trochis.

a) Conuiu. p. 876. edit. 1625.
b) Martial. Lib. XIV. Epiſt. CLXIX.

Dieſe beyden Arten der Reiffe, von denen ich eben geredet habe, waren von einander nur blos in Anſehung ihrer Gröſſe unterſchieden. Man hat Mühe ſie zu erkennen, wenn ſie ſchlechthin auf den Basreliefs vorgeſtellt ſind. Mercurialis hat einen in Kupfer ſtechen laſſen, von dem ihm Ligorius die Zeichnung zugeſchickt, die nach einem Denkmal gemacht worden war, das man einem Schauſpieler zu Ehren errichtet hatte. Der Umkreis deſſelben iſt mit acht kleinen Ringen verſehen, und an einem derſelben iſt eine Schelle, oder Glöckgen beveſtiget, und über dieſes neun Nägel, oder Klammern, welche das Geräuſche der Ringe ſehr vermehrten, und eben den Laut gaben, wie die Stäbe, die durch das Siſtrum liefen.

Auf einem Grabmal, welches in der Sammlung des Pietro Santi Bartoli in Kupfer geſtochen iſt, ſiehet man ebenfals einen Reif, der demjenigen, den ich hier beſchreibe, faſt gleich kommt. Er hat auch Ringe und Nägel, und noch über dieſes einen Vogel, welcher feſt daran zu kleben ſcheinet; welches etwas beſonders iſt, wovon wir aber nichts gewiſſes zu ſagen wiſſen. Uebrigens will ich nicht unterſuchen, ob die beyden Reiffe, die auf dieſen Denkmalen vorgeſtellt werden, unter die erſte, oder unter die zweyte Claſſe gehören. Ich will nur noch anzeigen, daß derjenige, welchen ich habe in Kupfer ſtechen laſſen, ungemein wohl erhalten, und vielleicht der einige iſt, der bis auf unſere Zeiten gekommen iſt. Welch ein Wunder, daß man ihn nicht in Rom behalten, und daß man ihn daſelbſt aus Handen gelaſſen hat, ohne ihn wenigſtens vorher bekannt gemacht zu haben!

Die zwey und achtzigſte Kupfertafel.

Nr. I.

Dieſes Denkmal iſt ohne Zweifel eben dasjenige, welches der P. Bonanni, in dem Kircheriſchen Muſeo in Kupfer ſtechen laſſen, und das man, zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu Rom gefunden hat. Herr Crozat brachte es mit aus Italien, von dem es, nach ſeinem erfolgten Tode, an mich gekommen iſt. Vermuthlich wurde es erſt zerbrochen, da man es nach Frankreich brachte: denn in der Copie, die uns der P. Bonanni von dieſem Stück mitgetheilet hat, ſcheinet es viel beſſer erhalten zu ſeyn. Es iſt von weiſſen Marmor, und dasjenige, was davon noch

1

2

3

noch übrig iſt, beträgt in der Höhe achtzehen Zoll und neun Linien. Der Plan deſſelben iſt dreyeckig; und ein jedes von den drey Ecken (faces) ſeiner Baſis hat dreyzehen Zoll, zehen Linien. Auf dieſer Baſis, oder auf dieſem erſten Fuß ruhet der Cörper dieſes Leuchters, welcher den Leuchtern gleich kommt, die man in der Kirche der H. Agnes, auſſen vor der Stadt Rom ſiehet, auf drey Greiffen- oder Löwenfüſſen. Dieſer Cörper wird um mehrerer Feſtigkeit willen von einem Cylinder unterſtützt, der in der Dicke ausgeſpart iſt (réſervé). Auf einer jeden Seite wird eine ſtehende Figur in Basrelief vorgeſtellet, wovon ich hernach die Beſchreibung mittheilen will.

Ich habe vorhin ſchon angemerkt, daß dieſes Stück dreyeckig ſey; Doch hat man, um die Schärfe zu vermeiden, die Ecken, durch die Zuſammenkunft der Theile der Baſis zugerundet, und der Bildhauer hat aus eben dieſer Urſache, die Schneiden des Cörpers mit einem Buckel gezieret, welcher das Stück noch mehr verſchönert, und der ganzen Zuſammenſetzung zur größern Zierde dienet. Man kan ſich auch, wenn man dieſes ſchöne Stück im Ganzen, und die Feinheit der Arbeit der Verzierungen betrachtet, nichts ſchöners in der Ausführung vorſtellen; und dieſes Denkmal muſte damals, da es noch unverſehrt war, ungemein prächtig geweſen ſeyn.

Nach dieſer Beſchreibung wird wohl niemand dieſes Stück für einen Altar anſehen. Ich halte es, mit dem P. Bonanni, für einen von jenen Leuchtern; die man in die Tempel ſtellte um ſie zu erleuchten, und die man auf den Basreliefs gar oft neben den Altären antrift. Man bediente ſich derſelben aber auch in den Häuſern der Privatperſonen.

Die erſte Figur, die auf dieſem Stück, in dem Zuſtande, in welchem es ſich gegenwärtig befindet, vorgeſtellet wird, iſt die Diana, welche unter dem Namen der DIANA LUCIFERA bekannt iſt. Sie hat in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Bogen, und über der Schulter einen Köcher.

Nr. 2.

Der P. Bonanni hält die zweyte Figur für eine Bacchantin. Meiner Meinung nach aber ſtellet ſie den Bacchus für. Er hält mit einer Hand ein Horn,

und

und mit der andern einen Schäferstab. Mit diesen Attributen wird diese Gottheit öfters auf verschiedenen Steinen abgebildet, und besonders auf einem von denen, die der Ritter Maffei in seiner Sammlung bekannt gemacht hat. Er ist hier wie eine Weibsperson gekleidet; und in dieser Tracht erscheinet er auch auf mehrern alten Denkmalen.

Nr. 3.

Die dritte Figur stellet den Merkur für, den man an seinem Stab und an den Ferſenflügeln kennt. Er hält in der rechten Hand eine Opferschaale, mit welchem Sinnbild, die Alten fast alle ihre Gottheiten gezieret haben. Wäre es möglich eine Gewisheit davon zu erlangen, daß dieser Leuchter blos zur Zierde in einem Pallast bestimmt gewesen sey, so möchte man glauben, daß der Besitzer desselben, die drey auf demselben vorgestellte Gottheiten, vor andern besonders geehret habe.

Die drey und achtzigste Kupfertafel.

Nr. 1. 2. und 3.

Dieses Stück von weissen Marmor, welches in der Höhe acht Zoll vier Linien beträgt, und dessen Breite an dem untern Theil zwo Linien mehr, an dem obern Theil aber zween Zoll weniger hat, ist ein Fragment von einem römischen Leuchter, der dem, auf der vorhergehenden Kupfertafel abgebildeten gleich kommt, und dessen Plan, oder Grundlage ebenfals dreyeckig ist. Die Zeit hat zum guten Glück, denjenigen Theil, woran die Hand des Bildhauers gearbeitet hat, oder wenigstens denjenigen, auf welchem die drey Figuren befindlich sind, unbeschädigt gelassen. Man siehet auch noch auf der Schneide eines jeden Winkels einige Kügelchen (grainetis), womit dieses Stück reich besetzt muß gewesen seyn. Wenn man indessen nach dem Ort, oder nach der Grösse des Raums, welchen die Figuren einnehmen, urtheilet, so kam dieses Stück, da es noch ganz war, dem vorhergehenden in Ansehung der Grösse nicht gleich.

Die

1

2

3

LABERIA · FELICLA
SACERDOS · MAXIMA · MATR
ISDEVM M · I ·

Die Figuren anlangend, ſo ſcheinen ſie mir Bacchantinnen vorzuſtellen. Die erſte hat eine Art eines tympanum in der Hand. Auf einem Denkmal, das Spon a) angeführet hat, ſieht man eine Bacchantin, die ebenfals ein ſolches Inſtrument hält. Die zweyte hat einen Becher; und die dritte einen Hirtenſtab. Dieſe Figuren ſind acht und einen halben Zoll hoch. Ich habe dieſes Stück aus der Verlaſſenſchaft des Herrn Gendron gekaufft; doch kan ich nicht ſagen, wo es gefunden worden, und wie es in dieſes Cabinet gekommen iſt, in welchem nur dieſes einige alte Denkmal befindlich war.

Die vier und achtzigſte Kupfertafel.

Die beyden Köpfe, von denen ein jeder auf der folgenden Kupfertafel, aus einem gedoppelten Geſichtspunct abgezeichnet iſt, ſind mit Ringen verſehen, und ſcheinen ſolche Stücke zu ſeyn, die man ex voto gebracht, und zu dem Ende gemacht hat, daß ſie in einem Tempel ſolten aufgehangen werden. Wenn man aber gleich dieſe Vermuthung annimmt, ſo wird doch ihre Conſecration, und der Name der Gottheit, welcher ſie gewidmet geweſen ſind, ein Geheimniß bleiben. Indeſſen möchte es doch leicht ſeyn, die Urſache zu errathen, warum man den Kopf dieſes Kindes einer Gottheit gewidmet hat. Man pflegt die Perſonen von dieſem Alter natürlicher Weiſe ſo ſehr zu lieben, daß man zu allen Zeiten den Himmel um ihr Wohl angefleht hat. Daher kommt es auch, daß wir unter den alten Denkmalen ſo viele Köpfe von Kindern antreffen. Es ſcheinet auch, daß man ſie deswegen gerne auf den erhobenen Arbeiten in Agat vorgeſtellet habe, deren man ſich bekanntermaßen zum Schmuck und zu den Zierrathen bediente.

Ich habe geſagt, daß die Köpfe, an denen ſich Ringe befinden, Opfer, oder ſolche Stücke ſcheinen geweſen zu ſeyn, die man nur ex voto gemacht. Ich muß aber, mit dem Herrn Gori b) erinnern, daß man ihnen bisweilen wohl eine andere Beſtimmung zueignen, und ſie für ſolche Zierrathen anſehen könnte, welche die Götzendiener, an den Hals hiengen, oder vornen auf der Bruſt trugen. Dieſe Vermuthung gründet ſich auf die Figur, welche ich auf der gegenwärtigen vier und achtzigſten

a) Miſcell. erudit. antiq. p. 25.
b) Muſ. Etruſc. T. II. p. 180.

achtzigſten Kupfertafel habe abbilden laſſen, und die ich aus einer Sammlung von Zeichnungen genommen, welche dem Herrn Falconnet, einem Mitgliede von der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften gehöret, und von Etienne Dúperac verfertiget worden iſt. Derſelbe war ein Mahler, der ſich lange Zeit in Italien aufgehalten, wo ihn die Liebhaber der Alterthümer, deren es damals ſehr viele gab, öfters brauchten, die ſonderbareſten Denkmale abzuzeichnen, die man nach und nach entdeckte. In ſeiner Sammlung ſind ſehr viele uns bekannte Statuen und Basreliefs befindlich, und die Treue, mit welcher er ſie gezeichnet hat, kan uns Bürge von der Genauigkeit aller derjenigen Stücke ſeyn, welche gedachte Sammlung ausmachen. Zum Beweis aber, daß das Denkmal, welches ich auf der gegenwärtigen Kupfertafel auf Trauen und Glauben desjenigen, der es gezeichnet, habe abbilden laſſen, wirklich vorhanden, und keineswegs ein Spiel der Einbildung des Mahlers geweſen ſey, muß ich bemerken, daß ſolches in einem Manuſcript des Herrn vor. Bagaris, welches Spon a) zu Rath gezogen, ebenfalls abgezeichnet angetroffen wird; Nach dieſer Zeichnung hat er es auch, wiewohl mit einigem Unterſchied, bekannt gemacht; und dieſes hat mich bewogen, ſolches auf das neue ſtechen zu laſſen, und zwar nicht ſowohl, um meine Meinung dadurch deſto mehr zu bekräftigen, als weil ich glaube, daß die Zeichnung des Dúperac weit richtiger ſey, als jene. Spon meldet, daß dieſes Denkmal von Marmor geweſen ſey; er führet auch zur Erklärung deſſelben eine Stelle aus dem Dionys von Halicarnaß b) an, wo bemerket wird, daß die Prieſter, oder die Prieſterinnen der Cybele, kleine Bilder an dem Hals getragen haben. Suidas c) ſagt eben dieſes, und Ficoroni d) hat ein Denkmal angeführt, an welchem, an einer goldnen Kette, das Bild einer Figur von dem Pantheum hängt. Dergleichen Zeugniſſe, werden jederman, wie ich glaube, überzeugen können, daß verſchiedene von dieſen mit Ringen verſehenen Köpfe, nichts anders als Denkmale geweſen ſind, welche die Prieſter der Götter an ihren Hals zu tragen pflegten.

Die

a) Miſc. erudit. antiq. p. 150.
b) Antiq. Rom. Lib. II. c. 19.
c) In uoce γάλλος.
d) La bolla d'oro pag. 8.

3
1
1
3
2
2

Die fünf und achtzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Der Kopf dieses Kindes ist von Ertz. Die Touche daran ist breit. An demselben ist das Fleisch nach der Natur getroffen. Und dieß ist der Weg, den die Neuern betreten müssen, wenn sie, eben so, wie die Alten etwas treffliches liefern wollen. Die Augen in diesem Kopf sind von Silber. Dieses führe ich nicht sowohl darum an, weil ich sie für ächt halte, als weil ich in meiner Beschreibung gerne genau seyn möchte. Es ist wahr, daß die Bronzen, um dieses Unterschieds wegen, von den Liebhabern, desto begieriger gesucht werden, und daß folglich dadurch der Werth derselben erhöhet werde: doch kan man bald sehen, wie leicht es solchen Leuten, die andere gerne haben betrügen wollen, gewesen sey, ihren Copien auf solche Weise einen grössern Werth zu geben. Es kostet aber auch nicht viele Mühe, dergleichen Betrügereyen, wie alle andere, zu erkennen. Doch, dem sey wie ihm wolle, so kan ich doch so viel versichern, daß dieser Kopf antick und römisch ist. Es ist derselbige hohl, und hat sowohl oben, als unten eine Oeffnung. Die Ursache dieser sonderbaren Beschaffenheit an diesem Stück, ist mir unbekannt. Man siehet überdieses an der obern Oefnung, nicht nur den Ort eines Deckels, sondern auch eines Scharniers. Was die untere Oefnung anbelangt, so könnte es wohl seyn, daß der Boden zerbrochen worden, und daß man in der Folge den Rand davon zugefeilet habe, wenn mich nicht verschiedene Beyspiele, und besonders das gleich folgende Stück überzeugten, daß man diese Arten von Zierrathen, gleich Anfangs, auf diese Weise zu verfertigen, gewohnt gewesen sey. Vielleicht kamen diese beyde Oefnungen blos davon her, weil das Ertz sehr dünn gewesen ist.

Uebrigens hat dieses Denkmal, welches ich von dem Herrn Crozat gekauft, vier und einen halben Zoll in der ganzen Höhe. Es war ehehin ein Eigenthum des Herrn von Peiresc; wenigstens ist eine Zeichnung davon in einer Sammlung von Alterthümern anzutreffen, die von ihm herkommt, und gegenwärtig in dem königlichen Cabinet der Kupferstiche aufbewahret wird.

Nr. 2.

Der Schmuck und die Zierrathen dieses kleinen Kopfs einer Weibsperson, sind nicht gemein. Der Kopfputz hat sehr viele Aehnlichkeit, mit jenem, den ich auf der sechzigsten Kupfertafel Nr. 1. habe abbilden lassen, und dessen Geschmack mir mit dem Hetruriſchen übereinzukommen scheinet. Dieser Kopf hat oben sowohl, als unten, eine Oefnung, ohne daß jemals, weder ein Deckel, noch ein Boden daran gewesen ist. Der Guß daran ist flüchtig. In der Höhe beträgt dieses Stück vier Zoll, weniger eine Linie; und die Oefnung des Rings, den man noch bewegen kan, beträgt eilf Linien. Die Augen der Figur sind von Silber; sie selbst aber ist wohl erhalten. Das Halsgehäng, womit dieses Brustſtück gezieret, und das noch seltsamer ist, als der Kopfputz, hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem Brustbild von eben der Materie, welches Herr Gori a) bekannt gemacht hat. Er nennt es eine Proserpina. Wie groß es sey, kan ich nicht anzeigen; denn er hat die Grösse bey seinen Denkmalen fast nie bemerkt, ohngeachtet dieses sehr nöthig ist, wenn man anders ein richtiges Urtheil von dem Unterschied der Denkmale fällen will. Unterdessen kan ich versichern, daß seine Zeichnung die nemliche Form, und vermuthlich auch den nemlichen Gebrauch anzeige, ohngeachtet jene Figur, Flügel an dem Kopf hat. Herr Gori setzte diesen Kopf unter die Hetruriſchen Denkmale, und hielt selbigen für den Kopf der Proserpina, die in Hetrurien verehret wurde. Die Gründe die ihn dazu bewegten, waren diese, weil dieser Kopf Flügel hat, und es bekannt ist, daß die Hetrurier die einigen Völcker gewesen, welche die unterirdiſchen Gottheiten mit Flügeln abgebildet haben. Ich muß dieser Vermuthung eines so gelehrten Mannes, der ein weit grösserer Kunſtrichter ist, als ich, und für den ich, aus mehr als einer Ursache, grosse Hochachtung höge, zwar Beyfall geben: doch will ich mit seiner Erlaubniß nur dieses einzige bemerken, daß ich, indem ich blos nach den Kupferſtichen, die er uns mitgetheilet hat, urtheile, an dem zweyten Kopf der nemlichen Kupfertafel, den ich mit dem meinigen vergleiche, keineswegs den Hetruriſchen, aber auch keinen andern, als einen römiſchen Geschmack finden kan, wie solches leicht aus dem unmittelbar vorher angeführten Kopf abzunehmen ist, den Herr Gori dem ohngeachtet, eben dieser Gottheit zueignet. Ausser den beträchtlichen Unterschied, den man an den Attributen wahrnimmt, siehet man auch aus dem Unterschied des Geschmacks und der Arbeit, den die Kupfertafel einem jeden sichtbar macht, daß diese Köpfe

a) Muſ. Etruſc. p. 80.

Köpfe weder in einem und eben demſelben Lande, noch zu einerley Zeit können verfertiget worden ſeyn. Will man aber mit Gewißheit davon urtheilen, ſo muß man das Denkmal ſelbſt anſehen, maſſen die Kupferſtiche nur die Form zu erkennen geben, ohne daß man daraus eine vollkommene Kenntniß von dem Nationalgeſchmack erlangen könnte. Dieſer Fall trägt ſich bey mir gar oft zu, ohngeachtet der Mühe, die ich mir bey der Erklärung der Kupfertafeln gegeben habe, die in dieſer Sammlung vorkommen. Dieſes Stück, welches ich hier anführe, war ebenfals ein Eigenthum des Herrn von Peireſc; es befindet ſich ſelbiges unter denen, die er abzeichnen laſſen, und welche jene Sammlung ausmachen, von der ich vorhin ſchon Meldung gethan habe.

Nr. 3.

Dieſe Urne von Alabaſter, welche vollkommen wohl erhalten iſt, beträgt in der Höhe zehen Zoll, und in der gröſten Breite, mit den Handheben fünf Zoll, drey Linien. Ich habe ſie vor vielen Jahren aus Aegypten geſchickt bekommen, und ſie nachgehends in das Cabinet der heiligen Genoveva verehret, wo ſie noch gegenwärtig befindlich iſt. Sie mag aber aus einem Lande hergekommmen ſeyn, aus welchem ſie wolle, ſo iſt doch die Form derſelben römiſch und war beſtimmt, daß die Aſche eines Verſtorbenen darinnen ſollte aufbewahrt werden. Man könnte dieſe Urne für eines von jenen Zwitterdenkmälern halten, daß ich mich dieſes Wortes bediene, welche zum Beweis des Umgangs, den ein Land mit dem andern hatte, dienen können. An der Bekanntſchaft der Römer mit den Aegyptern iſt nicht zu zweifeln, beſonders nachdem jene ihre Eroberungen bis nach Aegypten getrieben und alſo in dieſes Land gekommen waren. Sie begaben ſich in Menge dahin; doch blieben ſie immer ſtandhaft bey der Beobachtung ihrer alten Gebräuche. Sie lerneten den Aegyptern das einbalſamiren ihrer Todten nicht ab, ſondern fuhren immer fort, die ihrigen zu verbrennen. Dieſes iſt es alles, was man bey einem Denkmal ſagen kan, das eine ſo ſimple Form, nnd auſſerdem weder andere Merkmale, noch Zierrathen hat, aus dem man etwas gewißes von demſelben beſtimmen könnte. Uebrigens verdienet noch die ſchöne Einfalt der Handhebe mit Aufmerkſamkeit betrachtet zu werden, die ich deswegen auch beſonders, unter eben dieſer Numer habe abbilden laſſen.

Die sechs und achtzigste Kupfertafel.

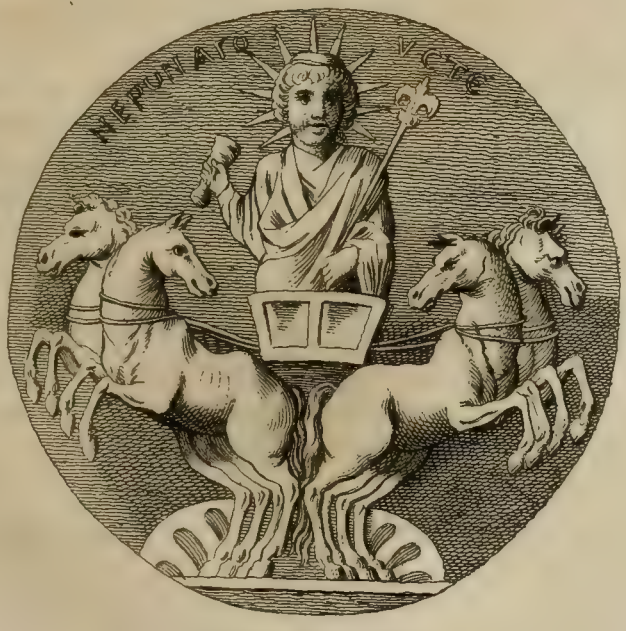
Nr. 1.

Diese Platte von Erz, die vermuthlich nur ein Fragment ist, wurde mir aus Aegypten zugeschickt, wo man selbige gefunden hat. Aus den Brustbildern des Osiris und der Isis, so man auf derselben siehet, sollte man schliessen, daß sie zu einer Zeit verfertiget worden sey, da der Dienst dieser Gottheiten noch in grossen Ansehen war; allein da der schlechte Geschmack der Arbeit uns verhindert, so weit zurück zu gehen, und der Inhalt der Zusammensetzung auf einen von den Nachfolgern des Constantinus zu passen scheinet, so muß man sich bemühen, diese anscheinenden Widersprüche zu vereinigen, und zu dem Ende in den neuern Zeiten einen Prinzen aufsuchen, welcher dem Heidenthum so günstig gewesen, daß man in den Denkmalen seines Reichs, Spuren davon zu finden im Stande ist. Und dieses geschah unter der Regierung des Julianus, der den Zunamen des Abtrünnigen bekommen hat. Denn es ist bekannt, daß sich dieser Kayser gleich nach seiner Gelangung zum Thron, alle nur erdenkliche Mühe gegeben habe, einen Gottesdienst wieder einzuführen, den man überall verlassen hatte, und daß er eine besondere Hochachtung gegen die Aegyptischen Gottheiten gehabt habe. Wir haben einige Münzen von ihm, auf denen er unter der Gestalt des Serapis abgebildet ist, und wo sein Kopf, in Ruckſicht auf die Isis, fast auf eben die Art vorgestellt wird, wie man solchen auf dieser Platte von Erz erblickt. Bisweilen erscheint er darauf mit den Gesichtszügen des Osiris, und auf der andern Seite der Münze wird die Göttin Isis vorgestellt. Aus diesen Denkmalen bekommt dasjenige, welches wir gegenwärtig erklären, einiges Licht. Man siehet auf demselben den Kopf des Julianus, der, wie der Kopf des Osiris mit Strahlen gekrönt ist; dabey ist der Kopf der Isis zu sehen. Unten sind zween Genii befindlich, welche an die Erdkugel zwey Fühlhörner halten, welche sie fest zusammen binden, gleich als wollten sie damit den Wohlstand der Menschen abbilden, dessen sie sich unter dem Schutz der Isis, und unter der Regierung des Julianus zu erfreuen hätten. Die beyden Scepter, welche die zwey Brustbilder in den Händen haben, sind ein Sinnbild von der Macht, welche die Göttin im Himmel, und von der Gewalt, welche der Kayser auf Erden ausübte. Was endlich die Obelis-

ken

1

2



ken anbelangt, welche zu beyden Seiten der beyden Brustbilder zu sehen: so sind solche entweder blosse Zierrathen, die den Aegyptischen Artisten darum sehr gemein waren, weil sie beständig eine Menge von Obelisken, oder Säulen vor Augen hatten; oder man könnte sie auch als eine Vorbedeutung von der Dauer des neuen Reichs und des Schutzes ansehen, welchen Julianus der alten Religion des Landes versprochen hatte.

Diese Platte, welche, wie ich bereits bemerkt habe, sehr übel ausgeführt ist, ist auch sehr schlecht erhalten; sie ist zerbrochen worden. Doch haben die Figuren und die Zierrathen keinen Schaden genommen. Selbige ist vier Zoll, acht Linien breit, und eben so hoch wenn man den untersten Theil mitrechnet, welcher dreyzehen Linien hoch und breit ist.

Nr. 2.

Die Alterthumsforscher pflegen diejenigen Münzen von Kupfer, welche gegen das vierte Jahrhundert, nach der gemeinen Zeitrechnung, geprägt worden sind, und auf denen man das Angedencken der berühmtesten Regenten und Männer des Alterthums erneuert hat, contourniatos, zu nennen. Man hat aber damit vornehmlich die Ehre der Athleten, die sich in den Rennspielen besonders herfür gethan, und der Kayser, welche diese Uebungen beschützten, verewigen wollen. Diese Münzen sind sehr gemein. Allein ich zweifle, ob man bisher einen Stein von erhoben geschnittener Arbeit zum Vorschein gebracht, welcher mit diesen so genannten numis contourniatis, in Ansehung des Geschmacks des Schnitts, der Einrichtung des Inhalts, und der Absicht, die man dabey gehabt hat, vollkommen übereinstimmig, kurz, der von einer solchen Beschaffenheit gewesen ist, wie das gegenwärtig abgebildete Denkmal.

Es ist selbiges ein Agat von zwo Farben, der im Grund durchsichtig ist, und den Kayser Nero auf einem vierspännigen Wagen vorstellet, der eine Strahlenkrone auf dem Haupt, in der einen Hand den Burgermeisterstab, und in der andern das Mappa, eine Art eines Tuchs hält, welches man auf die Rennbahn warf, um damit das Zeichen zu dem Anfang der Spiele zu geben, und womit man den Sieger beschenkte.

Oben

Oben um den Kopf herum stehen mit sehr schlechten, aber erhoben geschnittenen Buchstaben diese Worte: NEPON ΑΥΓΟΥCΤΕ, Neron Auguste. Man kan hieraus die Unwissenheit der Steinschneider abnehmen, welche die Worte ihrer eigenen Sprache weder recht schreiben, noch aussprechen konnten. Dieses Werk scheinet mir zu Anfang des vierten Jahrhunderts zu Constantinopel gemacht zu seyn. Der Geschmack, den Nero an den Rennspielen hatte, die Siege, die er öfters in denselben davon getragen, und die Mühe, welche er sich gab, durch solche Uebungen, die sich für einen römischen Kayser gar nicht schickten, eine Ehre zu erwerben, die er billig hätte verachten sollen, hatten bey dem gemeinen Volke einen grossen Eindruck gemacht, und noch lange nach seinem Tode, war es denen, welche die Aufsicht über diese Spiele hatten, leicht, die Nacheiferung, durch das Beyspiel eines Kaysers zu unterhalten, der sichs für keine Schande gehalten hatte, von seinem Thron herabzusteigen, und sich unter den Hauffen der Athleten zu mischen. War es aber nicht genug, daß die Geschichte das Angedenken der Ausschweifungen dieses grausamen Fürsten, bis auf die Nachwelt fortgepflanzet hat? Muste denn auch einer der prächtigsten Contourniaten, und eines der sonderbaresten Denkmale in dieser Art dazu bestimmt werden, dieselben bey den späten Nachkommen unvergeßlich zu machen?

Die sieben und achtzigste Kupfertafel.

Nr. I.

Es würde wenig Nutzen schaffen, wenn ich auch noch so viele ungewisse Muthmassungen in Ansehung der Basreliefs, womit dieses Denkmal gezlert ist, zum Vorschein bringen wollte. Dasselbe scheinet mir nichts als ein Becher, oder eine Trinkschaale zu seyn, auf welcher eine Privatperson einige Jagden hat vorstellen lassen, bey denen sie sich besonders hervorgethan hatte. Vielleicht ist auch diese Arbeit nichts anders, als ein Werk der Einbildung des Artisten, wo er einen Gebrauch hat abbilden wollen, der mit unsern Jagden mit dem Garne, darinn man das Wild einzuschliessen pflegt, beynahe übereinkommt. Was die Fische anbelangt, die man unten auf dem Gefäß siehet, so muß ich gestehen, daß ich noch weniger verstehe, was sie bedeuten sollen. Wenn sie kein Spiel der Einbildung des Artisten sind, so scheinen

sie

A
A
B
C
B
C

4
3
1
2

sie auf ein Stück aus der Mythologie zu ziehen, das uns unbekannt ist, und drey Zeichen aus dem Thierkreis vorzustellen, welche hinten die Gestalt von Fischen haben, nemlich den Stier, den Steinbock und den Löwen. Dieses Stück ist von Silber. Es ist zween Zoll hoch, und hat drey Zoll und fünf Linien im Durchmesser.

Uebrigens ist es ein Werck von grosser Schönheit, und die Figuren, welche voll Geist und Bewegung sind, thun, ohngeachtet sie nicht gar hoch erhoben sind, alle Wirckung, die man nur immer von ihnen erwarten kan. Zudem hat dieses Stück nicht die mindeste Beschädigung, an keinem von seinen Theilen gelitten, indem es weder schöner, noch vollkommener war, da es aus der Hand des Meisters kam.

Ich will mich nicht bey einem Namen aufhalten, der, wie es scheinet, griechisch ist, und den man unten an dieser Schaale erblickt. Die Buchstaben, die aus lauter Puncten bestehen, sind so übel geordnet, daß man sie unmöglich lesen kan. Eben darum habe ich mich dabey nicht aufhalten wollen.

Man findet von dieser Schaale eine Zeichnung in der bereits angeführten Sammlung des Herrn von Peiresc. Noch eines muß ich hier erinnern, daß die Kupfertafel, aus Unachtsamkeit, diese Zusammensetzung ganz anders vorstellet, als das Original aussiehet, und daß man, um das Basrelief, welches um die Schaale herumlauft, völlig vor Augen zu legen, die Ordnung, wie die Figuren auf einander folgen, mit Buchstaben angezeigt hat.

Die acht und achtzigste Kupfertafel.

Dieses Gefäß von Ertz, welches vor ungefähr zehen Jahren zu Sisteron, einer kleinen Stadt in Provence gefunden worden ist, beträgt in der Höhe drey Zoll neun Linien, und vier Zoll in seinem grösten Durchmesser. Die acht Figuren, welche auf demselben in Basrelief vorgestellt sind, betragen in der Höhe zween Zoll und neun Linien. Die Arbeit daran ist grob, aber nicht ohne Geschmack. Man siehet gar leicht, daß sie nach einem sehr schönen Muster gemacht worden sind. Das Gefäß ist wohl erhalten, und das Ey, womit der obere Theil geziert ist, ist von einer guten Manier, und kommt demjenigen gleich, so einen Theil des Capitals in der Jonischen Ordnung ausmacht. Wenn man dieses Gefäß von vier Seiten an-

siehet, so kan man alle Figuren sehen, welche die Zusammensetzung des Basreliefs ausmachen. Nur dieses einige muß ich bemerken, daß sie hier nicht so stehen, wie sie auf dem Original auf einander folgen, welches blos davon herkommt, daß der Kupferstecher nicht aufmerksam genug gewesen ist. Man darf aber nur davon unterrichtet seyn, so ist es leicht, das durch eigene Aufmerksamkeit zu ersetzen, was der Künstler versehen hat.

Der blosse Augenschein dieses Denkmals belehret uns, daß ein Streit der Kämpfer darauf vorgestellt werde. Wenn man bey dieser Gattung der Uebung des Leibes den Preis davon tragen wollte, so muste man den Streit dreymal wiederholen, und seinen Feind wenigstens zweymal zu Boden werfen. Daher wird der Ueberwinder hier in zwo verschiedenen Stellungen abgebildet, doch so, daß er allemal im Begriff stehet, seinen Feind unter sich zu bringen. Die zween stehenden Männer, welche mit einer Art eines Mantels bedeckt sind, sollten vielleicht die Lehrmeister der Kampfschule, oder diejenigen Personen vorstellen, welche den Preis austheilten. Vor dem Sieger befinden sich zwo Kronen, die gleichsam seinen Muth anfrischen sollen. Was die eine von diesen Kronen anbelangt, die man oben auf einem Dreyfuß erblickt, so meldet Pausanias, a) daß man ehehin bey den Olympischen Spielen, die, für die Ueberwinder bestimmten Kronen, öffentlich auf ehernen Dreyfüssen ausgesetzt habe, welcher Gebrauch vermuthlich auch an andern Orten eingeführt und beybehalten worden ist. Die zwo Statuen des Herkules mochten endlich so viel anzeigen, daß die hier vorgestellten Spiele, diesem Helden zu Ehren seyen gehalten worden. Diese beyden Statuen endigen sich unten mit einer Scheide, und auf der einem erscheint Herkules mit dem Merkurstab, welchen Umstand ich noch auf keinem andern Denkmal bemerkt habe, dessen ich mich aber jetzt zur Erklärung einer Stelle aus dem Cicero bedienen will, die ich oben angezogen, und wo dieser römische Redner von seinem Freunde, dem Atticus Herkules-Merkurs verlangt. Ich war immer der Meinung, daß man unter diesem Ausdruck, Statuen des Herkules verstehen müsse, die sich blos unten mit einer Scheide endigen Allein man kan aus diesem Denkmal abnehmen, daß an diesen Statuen noch überdieses, die Sinnbilder dieser beyden Gottheiten mit einander vereinigt gewesen sind.

Ich bin bisher immer in den Gedancken gestanden, daß auf diesem Denkmal nur eine einige Handlung abgebildet sey; indessen weiß ich doch nicht, ob nicht damit

a) Voyage d'Elid. l. V. c. 12

A
D M
AEMILIA ME
MIRINE V
XI
B
A
B

mit auf zween Siege gezielet werde, die der nemliche Kämpfer, an verſchiedenen Orten davon getragen hat. Die beyden Kronen, und die zwo Statuen des Herkules, die mit verſchiedenen Attributen verſehen ſind, ſcheinen dieſe Meynung zu unterſtützen. Hiezu kommt noch dieſes, daß die beyden, mit einem Mantel bedeckten Figuren, dem Sieger ſehr ähnlich ſehen, und die Stellung reiſender Perſonen haben. Dieſer Idee zu Folge würde dieſes Gefäß, einen von jenen Athleten haben vorſtellen ſollen, welche in verſchiedene Länder reiſeten, um überall Proben von ihrer Stärke und Geſchicklichkeit abzulegen.

Was den Gebrauch dieſes Gefäßes anbelangt, ſo iſt es ſchwer, denſelben zu beſtimmen. Patin a) der ein anderes Gefäß, das dem gegenwärtigen faſt völlig gleich kommt, bekannt gemacht hat, meinte, es habe dazu gedient, daß man in demſelben die Aſche eines Athleten aufgehoben. Ich kan nicht ſagen, ob das ſeinige die nöthige Weite gehabt, daß es zu dieſem Zweck gebraucht werden konnte; ſo viel aber kan ich verſichern, daß das gegenwärtige dazu nicht groß genug würde geweſen ſeyn. Vermuthlich war daſſelbe weiter nichts als ein Denkmal, welches ſich der Ueberwinder gleichſam ſelbſt in ſeine Hauscapelle gewidmet hatte; oder es könnte auch ſeyn, daß es eines von den Geſchenken geweſen, welches die Athleten den Göttern opferten, die ſie vor dem Streit, um Beyſtand angeflehet hatten. Endlich will ich wohl glauben, daß das gegenwärtige nur ein Modell im kleinen, von einem viel größern Gefäß geweſen ſey. Was den Ort anbetrift, wo man dieſes Denkmal gefunden hat, ſo könnte es wohl ſeyn, daß der Athlet, in dieſem kleinen Städtgen zu Hauſe geweſen. Vielleicht iſt aber auch nur das Gefäß, welches gar nicht groß iſt, dahin gebracht worden.

Die neun und achtzigſte Kupfertafel.

Dieſe Begräbnißurne von Alabaſter, war ehehin eines der allerprächtigſten Stücke. Der Fuß und der Deckel ſind von einer neuern Arbeit, der übrige Theil aber, der zwiſchen zwo Linien eingeſchloſſen iſt, die ich mit Puncten habe anzeigen laſſen, iſt ganz gewiß antick. Ich habe mich gewiß in meinen Urtheil nicht von einem Vorurtheil blenden laſſen, wenn ich verſichere, daß der Deckel und der Fuß, des Cörpers nicht würdig ſind, mit dem man ſie vereiniget hat. Die Form derſelben iſt ſchwer, und die Arbeit ſehr verſchieden. Indeſſen muß ich doch geſtehen,

a) Imper. Rom. num. pag. 160.

daß der Alabaſter, in Anſehung ſeiner Farbe und Beſchaffenheit gut zu dem übrigen Theil gewählt iſt. Auch dieſes muß ich zur Entſchuldigung des neuen Künſtlers ſagen, daß der Körper dieſer Urne einen ſo ſchönen Zug, und eine ſo vollkommene Form hat, daß keine andere, als eine ſehr geſchickte Hand würde im Stande geweſen ſeyn, dieſes Stuck in dem nemlichen Geiſt zu ergänzen.

Die Inſchrift, die mit erhobenen Buchſtaben gemacht iſt, belehret uns, daß in dieſer Urne, die Aſche der Aemilia Mirina, einer in eilften Jahr ihres Alters verſtorbenen Tochter des Marcus Aemilius verſchloſſen geweſen ſey.

D. M.
AEMILIA. M. F.
MIRINE. V.
XI.

Die Macht und die Größe der Familie Aemilia iſt viel zu bekannt, als daß ich nöthig hätte etwas davon zu gedencken, oder daß man ſich über den Pracht dieſes Denkmals wundern dörfte. Die erhoben gearbeiteten Buchſtaben, ſtimmten vermuthlich ehehin mit dem Zierrath überein, der in einem Feld über der Inſchrift herumlauft, und der gegenwärtig hohl gearbeitet iſt. Und ſo muß es ſich ohne Zweifel auch mit der Vorſtellung der, bey Leichbegängniſſen gewöhnlichen Spiele, welche über dieſem Feld mit Zierrathen vorgeſtellt ſind, verhalten haben. Dieſe Spiele ſind durch Kinder ausgedrückt, welche mit einander ringen und jagen. a) Ich habe dasjenige, was man auf der Abbildung der Urne nicht ſehen kan, unten auf der Kupfertafel beſonders vorſtellen laſſen.

Man ſiehet hier erſtlich zwey Kinder, welche in Gegenwart des Lehrmeiſters kämpfen; und eben dieſes Sujet, iſt, auf eben dieſe Art, auf einem geſchnittenen Stein des Ritter Maffei b) vorgeſtellt worden. Hinter dieſen Kindern kommt die Figur des Sieges, welche die, für den Sieger beſtimmmte Krone hält. Ein andres Kind, vor dem ein Hund hergeht, verfolget einen Hirſchen. Der Zuſtand in

a) Mercurialis de arte gymnaſ.
b) Part. IV. Pl. 55.

in welchem ſich dieſe Arten von Bildhauerarbeit gegenwärtig befinden, überzeuget mich, daß alle dieſe hohl gearbeiteten Figuren zu dem Ende gemacht worden, daß ſie einen Ueberzug von Metall bekommen ſollten, der aber ein Raub des Geitzes worden iſt. Wenn man ſich einen Begriff davon machen will, ſo darf man nur ein Gefäß von Marmor genau anſehen, welches beynahe eben ſo groß, und ehehin ein Eigenthum des Cardinal Mazarini war, uud heut zu Tage in dem Cabinet des Königs, unter einer ſehr groſſen Anzahl der reicheſten Schätze von dieſer Art aufbewahret wird. Die Belegung, oder der Ueberzug, der noch daran befindlich iſt, indem ein Theil davon bereits verlohren gegangen, iſt von Gold und Silber. Die Figuren ſtellen die Gottheiten des Meers für. Da die Figuren der Urne, von der ich gegenwärtig rede, zweymal ſo groß ſind, als jene, ſo läſt ſich leicht ſchlieſſen, wie ſchön ehehin dieſes Denkmal, und wie reich der Vater müſſe geweſen ſeyn, welcher dieſe Vaſe dem Angedencken ſeiner Tochter gewidmet hat. An den herumlauffenden Zierrath, von dem ich ſchon Meldung gethan, und der in einem Feld eingeſchloſſen iſt, ſind noch einige Ueberbleibſel von der Vergoldung anzutreffen, und daraus kan ich faſt ſchlieſſen, daß dieſer Ueberzug von Gold möchte geweſen ſeyn. Und dieſes wäre ein neuer Beweis von dem Grad der Geſchicklichkeit, den die Römer in Zubereitung ihrer Vergoldung und ihrer Farbe erlanget, welche unter ihnen einen Theil des Prachts ausmachte, der von keinen Schranken wuſte.

Ich habe bereits oben, bey der neun und ſiebenzigſten Kupfertafel von dem Kütt und von dem Golde geredet, deſſen man ſich bediente, die glänzenden und polirten Cörper noch mehr zu verſchönern. Ich habe alſo weiter nichts mehr bey dieſer Begräbnißurne zu erinnern, als das Maas derſelben zu bemerken. Es iſt dieſelbe einen Schuh, einen Zoll, ſieben Linien hoch; im Durchſchnitt aber hat ſie ſieben Zoll. Der Deckel hat drey Zoll und eine Linie. Er läßt ſich bewegen, und fügt ſich, wie der alte, in den Cörper des Gefäßes, welches hohl und ganz leer iſt. Der Fuß iſt vier Zoll und eine Linie hoch; folglich macht dasjenige, was antick, und wie ich ſchon geſagt habe, in zwo Linien eingeſchloſſen iſt, neun Zoll, fünf Linien aus. Das fortlauffende Feld hat eilf Linien. Der Anordner der Spiele, oder der Lehrmeiſter, iſt unter den Figuren die gröſte, und hat in der Höhe zween Zoll, ſieben Linien, ohngeachtet er ſitzt. Die kleinern aber, welche die Kinder vorſtellen, betragen in der Höhe nicht gar zween Zoll.

Die neunzigſte Kupfertafel.

Man entdeckte vor einigen Jahren in der kleinen Stadt Apt, in Provence ein Grab, in welchem man die drey folgenden Stücke, und einige ſehr einfache Gefäße von Glas, nebſt zwo bis drey Thränenurnen antraf. Dieſe Nachricht hat mir der Herr Biſchof von Carpentras gegeben, dem man einen Theil dieſer Anticken geſchickt hat, und der ſie noch in ſeinem Cabinet hat.

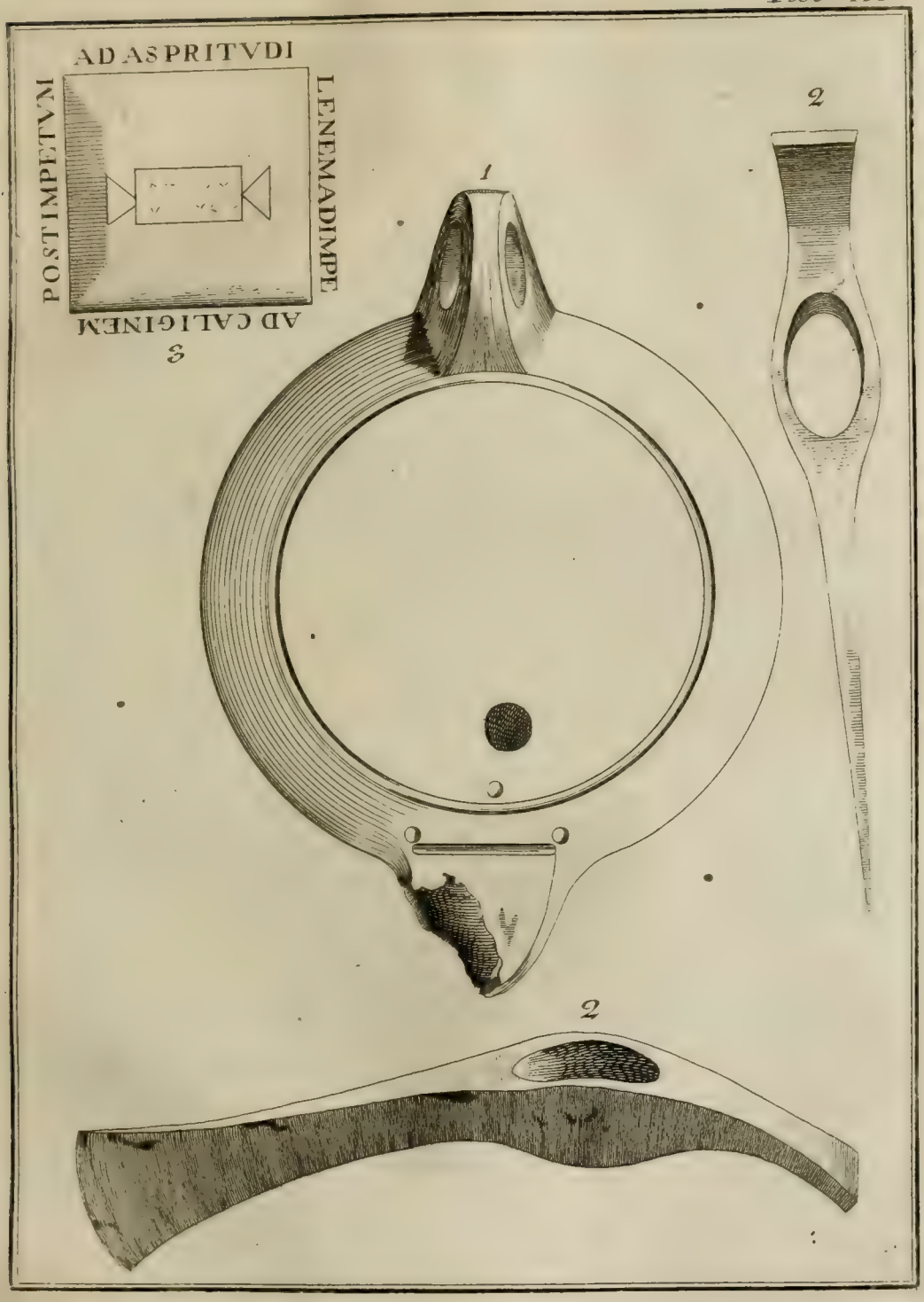
Nr. 1.

Eine ſchlechte Lampe, maſſen ſelbige nur von einer Art Gyps gemacht und blos mit einer Farbe überzogen iſt, welche die natürliche Weiſſe dieſer Materie bedeckt, und dem Stück das Anſehen giebt, als wäre es von gebrannter Erde. Von der darauf angebrachten Vorſtellung will ich nichts gedenken. Sie iſt ſo frey, daß ich es für beſſer halte, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen. Die Lampe hat drey und einen halben Zoll im Durchmeſſer. Der Schnabel, in welchem der Dacht war, iſt ein wenig beſchädiget. Im übrigen iſt dieſes Stück ſehr wohl erhalten. Unten lieſt man folgende hohl gegoſſene Worte: C. OPPI. RIV. welche vielleicht ſo viel heiſſen ſollen: CAII. OPPII. RIVALIS. Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt dieſes der Name des Meiſters, der die Lampe gemacht hat; doch iſt uns wenig daran gelegen, ob wir es gewiß wiſſen, oder nicht.

Nr. 2.

Auf verſchiedenen Grabmälern, deren man einige in Italien entdeckt hat, aber weit mehrere in Frankreich, und beſonders in Lyon angetroffen werden, lieſet man eine Formul, die aus folgenden drey Worten beſtehet, die bald abgekürzt, bald aber ganz ausgedruckt ſind: SVB ASCIA DEDICAVIT. Bey dieſen Worten iſt ein Inſtrument eingegraben, deſſen Form demjenigen, ſo auf dieſer Kupfertafel vorgeſtellt wird, faſt gleich kommt. Bisweilen findet man es aber ganz allein, ohne daß dieſe Formul dabey ſtehet.

Dieſer in der That beſondere Umſtand hat die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher, ſchon lange Zeit beſchäftiget, und zu mehr als funfzehen verſchiedenen Meinungen


AD ASPRITVDI
POSTIMPETVM
LENEMADIMPE
AD CALIGINEM
3
1
2
2

nungen Anlaß gegeben, die ich aber hier nicht wiederholen will. Nur dieſes will ich anmerken, daß das Inſtrument, von dem hier die Rede iſt, bald für eine Schaufel, oder Maurerkelle, den Mörtel abzuſchaben, bald für einen Hobel, den man brauchte das Holz damit glatt zu machen, ſo man zu den Scheiterhaufen nahm, auf denen man die Todten verbrannte; bald für eine Haue, die Erde umzuhacken, und das Erdreich zuzubereiten, gehalten hat. Es iſt aber nicht einmal möglich, ſich von dieſem Inſtrument, wie es in den Sammlungen der Alterthumsforſcher, ja nicht einmal, wie es auf den Grabmälern vorgeſtellet wird, einen deutlichen Begriff zu machen. Unwiſſende Leute, die ſolches auf die Grabmäler machen ſollten, konnten ſchon in der Aehnlichkeit fehlen. Und wie leicht konnte es geſchehen, daß diejenigen, welche von den Grabmälern ſelbſt eine Copie davon nahmen, ſolches mit falſchen Zügen vorſtellten? Will man alſo dieſes Stück des Alterthums in etwas aufklären, ſo muß man die aſcia ſelbſt ſuchen, und dieſes ſcheinet mir von ungefähr gelungen zu ſeyn.

In dem Grabmal, von dem ich zu Anfang dieſes Artickels Meldung gethan habe, war unter andern Dingen auch das Inſtrument befindlich, das ich auf dieſer Kupfertafel, aus einem doppelten Geſichtspunct habe vorſtellen laſſen. Selbiges iſt von Eiſen; der äuſſerſte Theil des längſten Arms iſt zerbrochen worden. In dem Zuſtande, in welchem es ſich gegenwärtig noch befindet, hat es fünf Zoll, drey Linien in der Länge, und ich glaube nicht, daß es viel länger, als noch einen Zoll geweſen ſey, da es noch ganz war. Die Oefnung, in welche der Stiel kommen ſolte, iſt neun Linien lang und ſieben breit. Sie hat noch ihre alte Geſtalt, und iſt durch den Roſt, der das Inſtrument ergriffen hat, nicht verändert worden.

Ich ſtund einige Zeit an, ob ich dieſes Inſtrument für die aſcia halten ſollte, die ſo oft auf den Grabmälern der Alten vorkommt; allein der Ort, wo ſolches gefunden wurde, noch mehr aber die Aehnlichkeit, welche es mit einem andern Inſtrument hat, welches auf einer Münze a) der Familie Valeria zu ſehen iſt, ſchienen mir hinlänglich zu ſeyn, alle Zweifel, die ich etwa dißfalls noch haben konnte, zu heben, und zu beweiſen, daß es weder zur Aufgrabung der Erde, noch zum Abkratzen des Mörtels, noch endlich zur Polirung des Holzes tauglich geweſen ſey. Es iſt daſſelbe eine Art einer Gäthaue, deren man ſich bediente, Kräuter und Stauden auszureiſſen, und die man bisweilen aſcia nennte.

Nun

a) Vaillant fam. Conſular. Pl. CXC.

Nun iſt noch die Frage übrig, ob man dieſe Entdeckung, zur Erläuterung jener Formul SVB ASCIA DEDICAVIT, welche ſchon ſo viele Kunſtrichter a) zu erklären geſucht haben, gebrauchen könne. Ich will daher meine Vermuthung hievon mittheilen. Ich habe bereits Meldung gethan, daß das Inſtrument, welches ich vor Augen habe, und das ich aus einem doppelten Geſichtspunct abzeichnen laſſen, nemlich von unten, und im Profil, zu nichts anders taugte, als Kräuter und Stauden auszureiſſen. Und dieſes war, nach meiner Meinung, die erſte Ceremonie, die man beobachtete, wenn man auf einem Felde ein Grab aufrichten wolte. Man verrichtete dieſelbe mit einer, zu dieſem Gebrauch beſonders gewidmeten Gäthaue, wobey man vermuthlich einige Gebeter herſagte, und noch andere Gebräuche beobachtete, die uns aber gegenwärtig unbekannt ſind; auf die aber, nach aller Wahrſcheinlichkeit, einige Flüche folgten, die man wider diejenigen ausſprach, welche ſich unterſtehen würden, das Grab, welches man eben aufzurichten im Begrif war, zu entheiligen. Nach dieſer Ceremonie brauchte man andere Inſtrumente die Erde aufzugraben, und den Mörtel dabey anzuwenden. Und weil man das Angedenken einer Einweihung, welche dem Grab eine beſondere Ehrerbietung zuwege bringen ſolte, verewigen wollte, ſo bediente man ſich der Formul: SVB ASCIA CONSECRAVIT, oder man ließ dieſes Inſtrument auf den Stein, welcher das Grab bedeckte, abbilden. Doch da dieſe äuſſerlichen Merkmale nicht allezeit hinlänglich waren, diejenigen, welche ſichs einfallen lieſſen, dieſe Denkmale zu entweihen, von ihrem Vorhaben abzuhalten, ſo glaubte man ihnen dadurch eine gröſſere Furcht einzujagen, wenn man vor ihren Augen, das Inſtrument, welches zur Einweihung dieſes Ortes, wo die Aſche des verſtorbenen ſicher ruhen ſolte, zu eben dieſer Aſche hinlegte. Man darf ſich gar nicht wundern, daß die alten Schriftſteller, welche uns eben nicht von allen, bey ihnen üblichen Gebräuchen Nachricht gegeben, auch dieſe Ceremonie, die bey der Einweihung ihrer Gräber beobachtet wurde, mit Stillſchweigen übergangen haben. Dieſelbe war nicht in dem ganzen Reiche üblich, ſondern ſie wurde nur in einigen gewiſſen Galliſchen Provinzen beobachtet, es ſey nun, daß die Römer, die ſich daſelbſt niedergelaſſen, ſolche von den Galliern gelernet, oder daß ſie ſich eingebildet, daß ſie dadurch am beſten der Entweihung der Begräbnißorte, welche daſelbſt vermuthlich viel häuffiger waren, als ſonſt an einem andern Orte, deſto leichter würden begegnen können. Vielleicht gehörte dieſes Grab wohl gar einer ſolchen Perſon, deren Verrichtung bey Lebszeiten darinnen beſtunde,

a) Mazochius de dedicat. ſub aſcia p. 118.

bestunde, daß sie die Gräber sub ascia einweihen muste? Wenigstens trift man auf den Gräbern insgemein die Vorstellung solcher Dinge an, womit diejenigen Personen umzugehen pflegten, deren Asche in diesen Gräbern aufbewahret wurde.

Nr. 3.

Dieser grünlichte Kieselstein, dessen Form viereckig ist, hat achtzehn Linien in der Höhe, und eben so viel in der Breite. Die Dicke desselben aber beträgt drey Linien. Man liest an dem Rande einige hohl geschnittene Worte, die einander gegen über stehen, und mit römischen Buchstaben geschrieben sind. Ich habe sie auf der Copie, die ich gegenwärtig davon vorlege, mit der möglichsten Treue abzeichnen lassen. In der Mitte siehet man eine Art von einem Omega, und an der gegenüberstehenden Seite, erblickt man weiter nichts mehr, als etliche schwache Züge einiger Buchstaben.

Smetius a) ist, wie ich glaube, der erste gewesen, welcher einige Denkmale, die mit dem gegenwärtigen übereinkommen, bekannt gemacht hat. Zwey derselben hat er in seinem Buche, welches er unter dem Namen der Alterthümer von Nimegue heraus gegeben, in Kupfer stechen lassen, wobey er zugleich das Bekenntniß abgeleget, daß er sich um die Erklärung derselben vergebens bemühet habe. Spon b) aber wagte sich über die Erklärung derselben, und da er wahrgenommen, daß die, auf diesen Steinen befindliche Worte, entweder Augenkrankheiten, oder Heilungsmittel für dieselben anzeigten, so kam er auf die Vermuthung, daß sie zu Deckeln auf die Büchsen möchten gedienet haben, worinnen die Augenärzte ihre Augensalben aufzuheben pflegten. Er hatte aber nicht Acht gehabt, daß die Buchstaben, auf eine, ihrem natürlichen Stande entgegen lauffende Weise geschrieben, und daß sie bestimmt waren, in Wachs, oder in einer andern weichen Materie abgedrücket zu werden. Auch der Abt le Beuf, von dem man 1729. eine Erklärung eines dieser Steine, den ich hernach anführen will, verlangte, sahe solchen für eine Form an, welche dazu diente, die Arzeneyen eines römischen Arztes auf dem Wachs zu marquiren, oder als eine Formul eines Recepts zur Verfertigung einer Arzeney. Herr de

a) Smet. pag. 98.
b) Miscell. erudit. antiq. p. 257.

de la Roque machte in dem Mercure, October 1734. da er von dieſem Stein zu reden Gelegenheit hatte, eben dieſe Anmerkung, daß ſelbiger zu dem Ende geſchnitten worden ſey, um etwas damit, zu einem beſondern Gebrauch zu bezeichnen, und verwarf zugleich die Meinung des Ritter Maffei, welcher eben damals einen Stein von dieſer Art bekannt gemacht, und ſolchen, nach dem Exempel des Spon, für einen bloſſen Büchſendeckel ausgegeben hatte.

Ich meines Orts bin überzeugt, daß dieſe Steine beſtimmt geweſen ſind, die ächten Arzeneymittel, welche die Augenärzte zubereiteten, kenntbar zu machen, und daß ſie auf die Salben, welche ſie ausgaben, einen Eindruck mit dieſen Steinen machten, der ſich auf dieſelben, nemlich auf dieſe Arzneyen bezog. Um dieſe Meinung noch deutlicher aufzuklären, und den Leſer noch beſſer in den Stand zu ſetzen, von dergleichen Denkmalen ein richtiges Urtheil zu fällen, ſo will ich gegenwärtig alle und jede, die mir bekannt worden ſind, anführen, ſie mögen nun gleich vorhin ſchon in andern Schriften angezeiget worden ſeyn, oder nicht; ich will aber auch zugleich die Erklärungen hinzuſetzen, welche Herr Falconet, ein Mitglied der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, mir mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt hat. Den Anfang dazu ſollte ich zwar wohl mit demjenigen Denkmal machen, welches den Gegenſtand dieſes Artickels ausmacht: ich will aber ſolches bis auf die Lezte ſparen, weil uns diejenigen, die ich vorher erklären will, einiges Licht geben werden, ein und anders, das ſonderbar an demſelben iſt, beſſer aufzuklären. Die beyden Steine welche Smetius in Kupfer ſtechen laſſen und Spon erkläret hat, machen hier den Anfang.

Der erſte Stein.

M VLPI HERACLETIS 1 STRATIOTICVM
M VLPI HERACLETIS 2 DIARODON AD IM.
M VLPI HERACLETIS 3 CYCNARIVM AD IMP.
M VLPI HERACLETIS 4 TALASSEROSA.

Der Augenarzt, welcher dieſen Stein ſchneiden ließ, hieß MARCVS VLPIVS HERACLES; Man ließt ſeinen Namen auf den vier Seiten des Steins. Das Wort 1.) STRATIOTICVM bedeutet ſo viel, als eine Augenſalbe zum Gebrauch

Gebrauch der Soldaten, die auf ihrem Marſch dem Staub, Rauch, u. d. ausgeſezt waren, von στρατιώτης, ſtratiotes, ein Soldat. Scribonius Largus redet von dieſer Salbe, und ſein Copiſt Marcellus Empiricus ſchreibet: Collyrium ad caliginem & aſpritudinem, quod ſtratioticum dicitur. 2.) DIARODON AD IM, welches eigentlich DIARRHODON geſchrieben werden ſollte, heißt eine von Roſen gemachte Augenſalbe von ῥόδον, rhodon, eine Roſe. Man hatte von dieſer Salbe verſchiedene Gattungen. Galenus und Alexander Trallianus haben davon in ihren Schriften Meldung gethan. IMPETVS bedeutet hier eine Entzündung, oder einen Fluß an den Augen. 3.) CYCNARIVM AD IMP. eine weiſſe Augenſalbe, die von verſüſſenden Arzneyen gemacht iſt. Von derſelben reden Galenus und Paulus Aegineta. Alexander Trallianus nennet ſie κύκνος cygnus, ein Schwan. 4. TALASSEROSA. Dieſes Wort iſt falſch ausgedruckt und ſollte THALASSERON, eine Augenſalbe heiſſen, zu der ohne Zweifel entweder Seewaſſer genommen wurde, oder die vielleicht der Farbe nach, wie das Seewaſſer ausſahe. Von θάλασσα, thalaſſa, mare, Meer, das collyrium Hermophili, ſo Galenus anführt. Aetius und Aegineta reden ebenfalls davon.

Der zweyte Stein.

Ich komme nun auf den zweyten Stein, den Smetius und Spon anführen.

MARCI VLPI HERACLETIS 5 MELINVM
MARCI VLPI HERACLETIS 6 TIPINVM
MARCI VLPI HERACLETIS 7 DIARICES AD
MARCI VLPI HERACLETIS 8 DIAMYS|VS.

Der Name des Augenarztes iſt eben derjenige, der auf dem vorhergehenden Stein befindlich war; und dieß iſt ein Beweiß, daß jeder Augenarzt verſchiedene Steine hatte, nach der Menge der Arzeneymittel, die er auszutheilen pflegte. 5.) MELINVM. Galenus führet zwo Augenſalben von dieſer Art an. Es kam Grünſpan unter dieſelbe, und daher bekam ſie eine ſolche Farbe, von der man ihr nachgehends den Namen beylegte. MELINVS color, gilvus inter album & fuſcum

fuſcum. 6.) TIPINVM iſt vermuthlich ein falſch geſchriebenes Wort. Herr Falconet konnte nicht errathen, was etwa darunter möchte zu verſtehen ſeyn. 7.) DIARICES, iſt ebenfalls ein falſch geſchriebenes Wort, welches vielleicht diacrocon heiſſen ſoll, ſo eine trockene Augenſalbe war, die aus crocus, Saffran zubereitet wurde. Celſus redet von ſelbiger. Bey dem Aetius und Aeginera kommt eine andere vor, ſo DIACROCA heißt. 8.) DIAMYSVS. Dieſes Wort ſolte DIAMISY geſchrieben worden ſeyn. Es war eine, aus miſy, einer heut zu Tage uns unbekannten mineraliſchen Materie zubereitete Salbe, welche faſt mit dem rothen Vitriol, oder mit dem natürlichen Vitriol übereinkommt. Bey dem Marcellus Empiricus heißt ſie DIMISYOS.

Der dritte Stein.

Dieſen dritten Stein führet Spon a) aus einer Handſchrift des Herrn von Peireſc an.

C. CAP SABINIANI 9 DIABSORICVM AD CALIG.
SABINIANI 10 CHELEDON AD CLA
C. CAP. SABINIANI 11 NARDINVM AD IMPETVM
SABINIANI 12 CHLORON AD CLAR.

9.) DIABSORICVM ſollte DIAPSORICVM geſchrieben worden ſeyn. Bey dem Marcellus heißt es PSORICVM, eine Augenſalbe für die trockenen Augenkrankheiten ab ſcabioſos (pſoricos, ψωρα, pſora, ſcabies) oculorum affectus, pruritum, aſperitatem, &c. nach dem Trallianus. Marcellus redet auch von einem ſtratioticum pſoricum, und noch vor ihm Scribonius Largus.

10. CALIGO heißt eigentlich eine Verminderung des Lichts, und wenn es von den Augen geſagt wird, eine Schwachheit des Geſichts, die beſonders bey dem Anfang der Lähmung der Sehnerve entſteht, ſo goutte ſeréne genennt wird.

11. CHELEDON. Das iſt das CHELIDONIVM, eine Augenſalbe, die bey dem Galenus vorkommt, und von Schwalbwurz gemacht wird, welche chelidonium heißt.

11. NARDI-

a) Miſc. erud. antiq. pag. 237.

11. NARDINVM, eine Augenſalbe von verſchiedener Gattung ex nardo bey dem Aetius und P. Aegineta.

12. CHLORON eine Augenſalbe, ſo eine Art von diarrhodon, à colore viridi, iſt.

Der vierte Stein.

Der folgende Stein iſt zu Glocheſter in England gefunden und von Chishull, in ſeiner Abhandlung von einer Münze von Epheſus angeführt worden.

Q JUL MURANI MELINUM AD CLARITATEM
Q JUL MURANI 13 STAGIUM 14 OPOBALSAMAT AD

Chishull, der nur den Abdruck von dieſem Stein geſehen hat, meldet nicht, ob die Inſchrift auf den vier Ränden, oder nur auf zween derſelben befindlich geweſen iſt. Es werden auch nicht mehr, als zwo Arzeneyen angezeigt, von denen die eine falſch geſchrieben zu ſeyn ſcheinet, maſſen man anſtatt 13 STAGIVM OPOBALSAMAT vermuthlich STACTVM OPOBALSAMAT leſen muß, welche Redensart auf einem von den folgenden Steinen vorkommt. STACTVM, oder STACTON iſt eine Augenſalbe, die ſich in den Augen diſtillirt. Scribonius und Galenus reden von derſelben. Aetius nennt ſie ἔνσταξον enſtacton, von στάζω ſtazo, diſtillo.

14. OPOBALSAMVM, bedeutet den Saft von dem Balſambaum, und kam unter mehrere Augenſalben, wie unter das STACTON, welches deswegen hier, und auf andern Inſchriften Opobalſamatum heißt.

Der fünfte Stein.

Der fünfte Stein iſt in der Normandie, in der Diöces von Coutance gefunden, und in dem Mercur, Junius 1729., ingleichen October 1734. bekannt gemacht worden. Auſſer dem, auf dieſem Stein befindlichen Inſchriften, ſiehet man auf ſelbigem auch eine Vorſtellung gewiſſer Pflanzen, oder Theile von Thieren, welche vermuthlich zur Verfertigung der Arzeneymittel gebraucht wurden.

QVINTILIANI
STACTADCLA
QVINTILIANI
15 DIALEPID
QCAERQVINTIL
ANI 16 DIASMYRN
QVINTILIANI
17 CROCOD

Der Name dieſes Augenarztes hieß Quintus Caerealis Quintilianus. Die Arzeneyen, die man bey ihm haben konnte, waren folgende:

15. DIALEPIDIVM, eine Augenſalbe die ſehr beiſſend und abführend muſte geweſen ſeyn, und von der Pflanze Lepidium, oder Piperitis, Pfefferkraut, zubereitet wurde. Herr Falconer hat dieſe Salbe noch bey keinem Schriftſteller finden können.

16. DIASMYRN, dieſes iſt jene Augenſalbe, welche bey dem Scribonius DIASMYRNES heißt, ex myrrha, quae *Smyrna* Graece. Galenus und Aetius reden ebenfalls davon, und nennen es diaſmyrnon.

17. CROCOD. das iſt crocodilium; eine Pflanze; nicht aber das Crocodil, das Thier. Dioſcorides und Plinius reden von dem Crocodilion, als von einer ſolchen Pflanze, die faſt die nemlichen Eigenſchaften hat, wie das LEPIDION; und dieſe beyden Pflanzen, ſtehen in einem von jener Inſchrift beyſammen, die mir Herr Schöpflin zugeſchickt hat. Auf der gegenwärtigen hat der Steinſchneider entweder zur Zierde, oder aus Unwiſſenheit einen Crocodilskopf neben das Wort hinzu geſetzt.

Der

Der ſechſte Stein.

Der gegenwärtige Stein iſt zu Dijon gefunden, und von dem Marquis Maffei a) bekannt gemacht worden.

M JUL CHARITONIS 18 ISOCHRVSA AD CLAR
M JUL CHARITONIS 19 DIAPSA . . . . .
M JUL CHARITONIS DIARHOD AD FERV
M JUL CHARITONIS DIASMYRN - - . DE . . .

18. ISOCHRUSA, ein griechiſches Wort, das eben ſo viel bedeutet, als dem Gold im Werth gleich; und dieſes Epitheton legte man gewiſſen Augenſalben bey. Herr Falconet hat es ſonſt nirgends, als auf dieſer Inſchrift angetroffen. Doch findet man bey dem Aetius und Aegineta, die Augenſalbe DIASMYRNUM, mit dem Beywortе iſotheon, eine Gott gleiche, das iſt, eine göttliche Arzeney. Dieſes Beywort wird auch andern Arzeneyen beygelegt, um ihre Tugenden zu erheben.

19. DIAPSA. Dieß iſt das DIAPSORICVM. Siehe oben (9)

Der ſiebende Stein.

Dieſer Stein iſt 1732. zu Beſancon gefunden und von Herrn Dünod in ſeiner Hiſtoire des Sequanois b) angeführt worden.

G. SAT. SABINIANI 20 DIACHERALE

20. DIACHERALE. Herr Falconet konnte die Bedeutung dieſes Worts nicht errathen, doch glaubt er, daß etwa die mit Honig vermiſchte Aſche eines verbrannten Igels darunter mochte verſtanden worden ſeyn, welche, nach dem Zeugniß des Plinius, die Kraft hatte zu verhindern, daß die Haare nicht ausfielen, und die man etwa auch zu einer Augenſalbe gebrauchen mochte. χήρ, cher, echinus; diß iſt die zweyte Meinung, welche Herr Dünod vorgetragen hat. Denn was die erſte anlanget,

a) Gall. antiq. p. 75.
b) pag. 205.

anlanget, nach welcher das Wort DIACHERALE von Kziri, einem arabiſchen Worte herkommt, das ſo viel als einen Nelkenſtock bedeutet, ſo verdienet ſelbige ſchlechten Glauben.

Die folgenden Steine ſind noch von niemand bekannt gemacht worden. Der nächſtfolgende achte, befindet ſich zu Beſancon bey Herrn Dünod. Herr Schöpflin hat mir einen Abdruck, nebſt einigen Anmerkungen darüber zugeſchickt.

Der achte Stein.

L. SACCI MENANDR. CHELIDONIM AD. CA.
L. SACCI MENANDR. MELINVM DELACR.
L. SACCI MENANDRI THALASSEROS DELAC
L. SACCI MENAN 21. DIASPHORIC. AD SC.

CHELIDONIVM iſt oben ſchon erkläret worden.

AD CA. ad caliginem.

MELINVM DELARC. melinum delacrymatum, diſtillirtes melinum.

THALASSEROS DELAC, eine andere diſtillirte Augenſalbe.

21. DIASPHORIC. Dieſes iſt das diaphoricum, welches oben (9) vorgekommen, und falſch geſchrieben iſt.

AD SC. Das iſt ad ſcabiem, für welche das diaphoricum gut war.

Der neunte Stein.

Dieſer Stein iſt zu Mandeurre gefunden worden. Herr Schöpflin hat mir einen Abdruck davon zugeſchickt.

C. SVLP. HYPNI STACTVM OPOB. AD C.
HYPNI CROCOD DIALEPID AD ASPRI
HYPNI 22 LISIPONVM AD SVPPVRATIONEM
HYPNI 23 COENON AD CLARITATEM

STACTVM

STACTVM OPOB. AD CL. Stactum opobalſamatum ad claritudinem.

HYPNI CROCOD DIALEPID. AD ASPRI. Das iſt, ad aſpritudinem. Aſpritudo, aſperitudo, aſperitas iſt die Trockenheit des innern Theils der Augenlieder, die von einer Verſtopfung der daſelbſt befindlichen Drüſen herkommt, und welche die nöthige Feuchtigkeit hergeben müſſen, um den Augapfel ſchlüpferig zu erhalten, und dadurch die Bewegung deſſelben zu erleichtern.

22. LISIPONVM, an ſtatt LYSIPONVM, eine Augenſalbe, welche beruhiget; λυσίπονος lyſiponos, ſolvens dolores. Vielleicht iſt dieſes eben die Salbe, welche Trallianus παρηγορικὸν mitigans nennt.

23. COENON, eine gemeine, und zu allerley Gebrauch dienende Augenſalbe. Κοινὸς communis.

Der zehende Stein.

Dieſer Stein iſt ein Fragment, welches in dem königlichen Cabinet der Alterthümer aufbewahret wird. Derſelbe war viel dicker, als dieſe Steine insgemein zu ſeyn pflegen. Auf dem noch gegenwärtig vorhandenen Winkel iſt folgendes zu leſen:

. . . . . FLAVIANI
. . . . . M. 24 LENEM. AD
. . . . . VDINEM. OCVLO

DECMI. P . . . .
ANI COLL . . . .
MIXTVM C

Das Vorwort DECMI ſtehet anſtatt DECIMI, weil das I mit in dem M begriffen iſt. Das P iſt der Anfang von dem Namen der Familie. Nach meiner Meinung können die fehlenden und oben mit Punkten angezeigten Buchſtaben folgendergeſtalt ergänzet werden.

DECMI P. FLAVIANI
COLLYRIVM 24 LENEM. AD
ASPRITVDINEM OCVLO
DECMI P FLAVI
ANI COLLYRIVM
MIXTVM C.

24. LENEM anſtatt LENE. Vielleicht war dieſes eben diejenige Augenſalbe, die bey den griechiſchen Aerzten ἀδηκτὸν ſine morſu, ἁπαλὸν molle, genennt wird.

Der eilfte Stein.

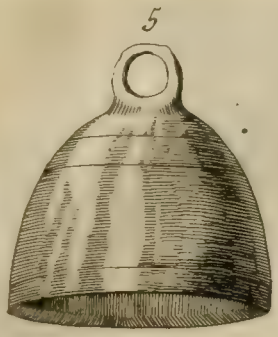
Dieſes iſt derjenige Stein, den ich ſelbſt beſitze, und den ich auf dieſer Kupfertafel habe vorſtellen laſſen. Der Name des Arztes, oder vielmehr des Marktſchreyers findet ſich auf keinem von den vier Ränden. Vielleicht ſtund er da, wo man, wie ich oben ſchon erinnert habe, noch einige Spuren von Buchſtaben gewahr wird. Um der Bequemlichkeit der Leſer willen, will ich hier die Inſchrift noch einmal wiederholen.

LENEM ADIMPE
AD CALIGINEM
POST IMPETVM
AD ASPRITVDINEM.

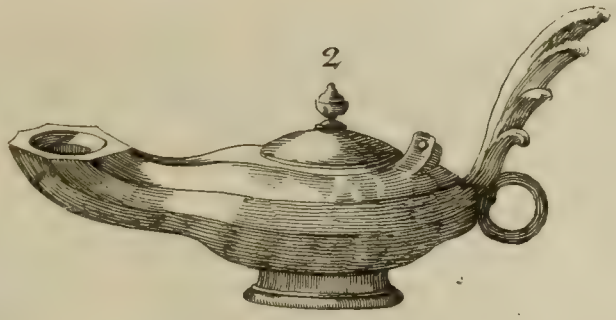
Ich habe weiter nichts zur Erklärung dieſer Worte hinzuzuſetzen, indem bereits alles, was hiebey zu erinnern wäre, bey den vorhergehenden Steinen geſagt worden iſt. Ich habe dieſe Worte auch aus keiner andern Urſache hier wiederhohlet, als dem Leſer die Mühe zu erſparen, ſie auf der Kupfertafel zu ſuchen.

Die ein und neunzigſte Kupfertafel.

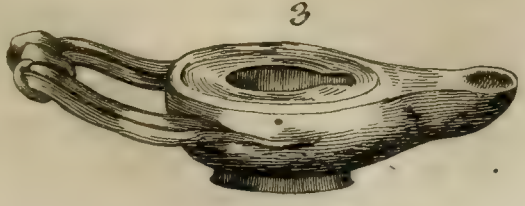
Dieſe drey Lampen ſind blos um des Forms, und um der guten Erhaltung willen merkwürdig. Man hat derſelben ſchon ſo viele bekannt gemacht, daß ich die gegenwärtige blos deswegen hier abzeichnen laſſen, um die Kupfertafel voll zu machen.


5

1


2

4


3

chen. Ich habe ſie unter einer Menge ſolcher Stücke, die in meinem kleinen Cabinet befindlich ſind, ausgeleſen, und will gegenwärtig das Maas derſelben anzeigen.

Nr. 1.

Dieſes Stück iſt fünf und einen halben Zoll lang. Die Breite beträgt zween Zoll, vier Linien.

Nr. 2.

Dieſes Stück hat in der Länge vier Zoll und zehen Linien, und achtzehen Linien in der Breite. Das merkwürdige an der gegenwärtigen Lampe, iſt der kleine Deckel derſelben, der ſich vermittelſt eines Scharniers bewegt. Ich habe noch nie ein ſo wenig beſchädigtes Stück geſehen, als das gegenwärtige iſt, ohngeachtet es etwas mehr zuſammen geſetzt iſt, als die römiſchen Lampen ordentlich zu ſeyn pflegen.

Nr. 3.

Die Länge dieſer Lampe beträgt drey Zoll, zehen Linien, und die Breite zwanzig Linien. Dieſe Lampe iſt nicht ſo wohl erhalten, als die beyden andern. Doch macht die Idee und die Ausführung eines geflochtenen Seils, welches die Handhebe derſelben bildet, dieſelbe beſonders merkwürdig, und verräth einen ſehr guten Geſchmack.

Nr. 4.

Dieſes kleine Stück von Erz, welches nur zwanzig Linien hoch iſt, und in der größten Breite nur achtzehen Linien hat, iſt ein Beweis von dem guten Geſchmack, und von der ſchönen Art, Zierrathen zu machen, welche zu Rom zu gewiſſen Zeiten herrſchte. Es ſtellet daſſelbe das Bruſtbild eines geflügelten Kindes vor, welches aus einer Pflanze herfür ſteigt, die ſich mit einem Greiffenfuß endiget. Dieſe einzige Erfindung, die wir ſchon oben, auf einem aegyptiſchen Denkmal, ausgeführt geſehen haben, hat zu verſchiedenen andern Zierrathen, die dieſem faſt völlig ähnlich ſind, Gelegenheit gegeben. Dergleichen ſind diejenigen, die man auf der folgenden Kupfertafel finden wird, wo eine Art einer Kohlpfanne von drey Vögelköpfen unterſtützt

terstützt wird, die sich mit Thierfüssen endigen. Vermuthlich mag der Fuß, von dem wir in diesem Artickel reden, zu dem nemlichen Zweck gedienet haben.

Nr. 5.

Dieses Glöcklein von Ertz, hat in der größten Höhe zween Zoll, und eben so viel im Durchschnitt. Es fehlet demselben nichts als der Schwengel; den Klang hat es noch.

Die zwey und neunzigste Kupfertafel.

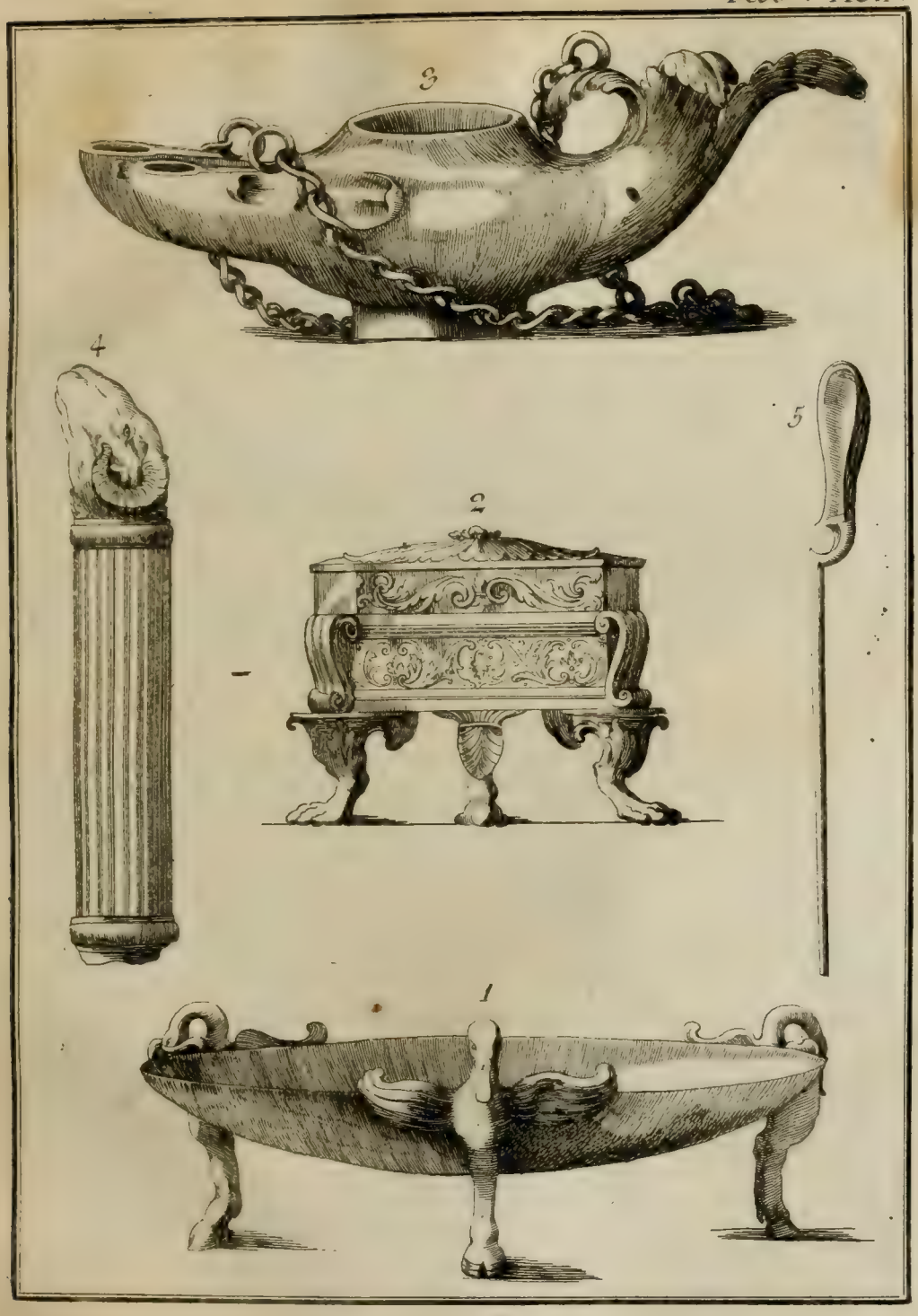
Nr. 1.

Diese Kohlpfanne von Ertz, von der ich nicht sagen kan, wozu sie etwa vor Alters möchte gebraucht worden seyn, hat eine ungemein schöne Form, und ist auch sehr wohl erhalten. Sie hat sieben Zoll von dem Ende eines der drey Vögelköpfe, bis zu dem gegenüber stehenden Rand seines Umkreises. Diese Art einer Schüssel ist funfzehen Linien tief, und die Füsse, auf denen sie ruhet, betragen in der Höhe zween Zoll. Die drey Gänse, denn dafür sehe ich diese Thiere an, bilden die drey Fußgestelle. Sie haben unten Ochsenfüsse. Ihre, auf eine angenehme Art ausgebreiteten Flügel, dienen dem Ganzen zu einer Zierde, das einen guten Geschmack hat. Diese Köpfe, die mit dem Schnabel die Brust berühren, und solchergestalt eine Art von Handheben bilden, ragen einen halben Zoll über den Umkreis der Schüssel hinaus.

Nr. 2.

Dieses Denkmal ist ein sogenanntes thuribulum, welches drey Seiten hat, von denen eine der andern vollkommen gleich ist. Die Zierrathen habe ich durch den Kupferstich deutlich vorstellen lassen. Man darf solchen also nur ansehen, so wird man alles gewahr werden, was man davon zu wissen verlangen kan. Aus dieser Ursache habe ich sie auch nicht besonders und in einer Vergrösserung wollen abbilden lassen. Doch muß ich noch das Maas, von diesem sehr gut erhaltenen Stück anzeigen. Die ganze Höhe, wenn man den Zierrath mitrechnet, welcher oben auf

dem


3
4
5
2
1

Deckel befindlich ist, beträgt vier Zoll, zwo Linien. Von unten bis zu dem Boden, welcher den Kasten bildet, sind zwanzig Linien. Der Deckel, welcher sich sehr genau einfüget, ist acht Linien hoch, und der innere Theil, den er bedeckt, hat fünf Linien. Die Büchse, oder der Kasten war bestimmt, den Weihrauch darinnen aufzuheben.

Nr. 3.

In dieser sehr wohl erhaltenen Lampe von Erz konnten drey Dachte angebracht werden; man siehet auch eine gleiche Anzahl Ringe an derselben, zu den Ketten, welche fast noch ganz daran befindlich sind, und endlich in eine einzige zusammen lauffen, womit man diesen Hausrath, dessen sich die Alten alle Tage zu bedienen pflegten, aufhängen konnte. Die Länge dieser Lampe beträgt sieben Zoll, weniger zwo Linien. Der Körper der Lampe beträgt etwas mehr als zween Zoll, und das Laubwerck, welches das Luftloch einschließt, steiget über den Grund etwas mehr als zween Zoll hoch hinauf. In der Abhandlung des Pietro Santi Bartoli von den alten Lampen, befindet sich eine Lampe, von welcher dieser Mann, um dieses Laubwercks willen glaubte, daß sie dem Bacchus gewidmet gewesen. Ich finde an derselben viel ähnliches mit der meinigen.

Nr. 4.

Dieses Stück von Erz, welches sich mit einem Widderkopf endiget, konnte zu nichts anders, als zu einer Handhebe an einem Messer gedient haben, das etwan zu den Opfern, mochte gebraucht worden seyn. Im Durchschnitt hat es etwas mehr, als einen Zoll. Die Länge desselben aber beträgt vier Zoll, sieben Linien. Ich habe nicht bald eine so schöne Arbeit, sowohl in Ansehung der Austheilung der Aushohlungen, als der Anordnung des Kopfs des Widders gesehen; und ich kan versichern, daß dieses Stück, nach dem besten Geschmack ausgebessert sey. Man hatte es mit einem Gefäß von Erz vereiniget, das auf der neun und neunzigsten Kupfertafel Nr. 1. abgebildet wird, welches demselben in der That auch ein ausserordentliches Ansehen gab. Doch eben dieses gab mir Gelegenheit dasselbe für verdächtig zu halten. Ich erkannte das hohe Alterthum an beyden Stücken, doch schienen sie mir nicht vor einander gemacht zu seyn, weil sie sich weder zusammen schickten,

noch die Arbeit an beyden Stücken gleich war. Unterdessen zweifelte ich gar nicht, daß dieses Gefäß würcklich möchte eine Handhebe gehabt haben, und ich glaubte, daß man diesen Stiel deswegen mit demselbigen vereinigt habe, um dem Gefäß einen grössern Werth beyzulegen, oder blos die Löcher zu verbergen, die vorher mit einer Löte, auf eine plumpe Art, und mit Fleiß waren verstopft worden. Wie erstaunte ich aber nicht, als ich das Stück in das Feuer brachte, um diese Löte wegzubringen, als sich dieser Stiel ablösete, und mir das Gefäß, so wie es ehehin ausgesehen hatte, ohne Handhebe, aber auch ohne einen Bruch darstellte! Man muß zwar, wenn man dergleichen Operationen vornehmen will, vorsichtig zu Werke gehen; es ist aber auch kaum zu glauben, was für eine grosse Menge Zusammenfügungen, aus Unwissenheit, noch mehrere aber aus Gewinnsucht und Betrügerey, zum Vorschein gebracht worden sind. Man trift aber davon fast in allen Cabineten, besonders unter den Stücken von Erz, sehr viele Beyspiele an.

Nr. 5.

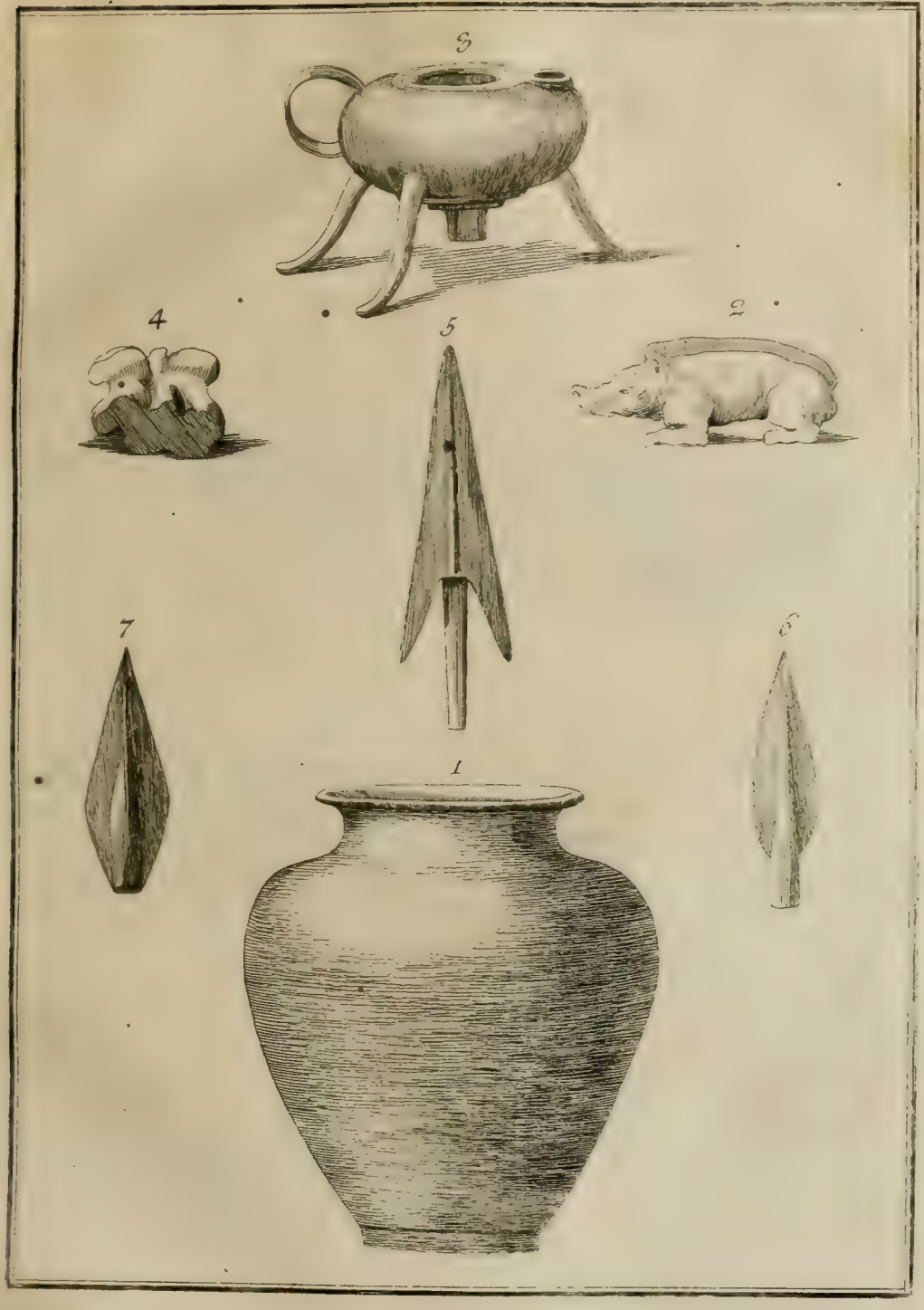
Dieser Löffel von Erz, der sowohl zum Hausgebrauch, als zum Dienste bey den Altären konnte gebraucht worden seyn, indem man etwa damit das Rauchwerk dahin schafte, hat in seiner gröften Länge sechs Zoll. Der Cörper des Löffels hat in der Länge zween Zoll, weniger eine Linie, ist vierzehen breit, und drey tief.

Die drey und neunzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Gefäß von Thon, welches seine natürliche schwarze Farbe hat, und mit keinem Firniß überzogen ist, beträgt in der Höhe sieben Zoll und eine Linie, und in seinem gröften Durchschnitt, sechs Zoll, acht Linien. Die Form dieses Stücks ist sehr gut, besonders in Ansehung der Zeit, und des Landes, wo es gefunden worden ist. Man wird auch, wenn man die Vorstellung dieses Gefäßes auf der gegenwärtigen Kupfertafel ansiehet, gestehen müssen, daß solches eine weit bessere Form habe, als man solchen Gefäßen, die man entweder zum täglichen Gebrauch, oder heut zu Tage gebraucht, zu geben pflegt. Dieses Gefäß war, wie noch zwey andere, die aber von

den


3
4
5
2
7
6
1

den Arbeitsleuten, entweder aus Unvorſichtigkeit, oder aus Gewinnſucht zerbrochen worden ſind, mit Münzen angefüllt. Die Münzen waren alle von Kupfer und gemein. Denn es waren keine andere darunter befindlich, als ſolche, die auf den Antonin geprägt worden ſind. Die Münzen aber der Prinzen von dieſer Familie ſind in Frankreich häuffig anzutreffen. Die Gegend, wo dieſe Töpfe gefunden worden ſind, macht dieſe kleine Entdeckung mehr, als alles andere merkwürdig.

Der Herr Praeſident von Meinieres hat ein Landgut an der Gränze von Champagne, das nur eine Viertelsmeile von Ferte-Milon entfernet iſt, und Bourneville heißt. Einige Perſonen baten ihn um die Erlaubniß, an ſeinem Schloß Torf zu graben. Er willigte in ihr Begehren, jedoch unter der Bedingniß, daß ſie nach der Form und nach der Zeichnung, die er ihnen vorlegen würde, graben ſollten, indem er auf dieſe Weiſe, durch Vereinigung einiger Canäle, ſeinen Thiergarten verſchönern wollte. Man fieng an zu arbeiten, und fand im Monat Junius 1751. drey Schuh unter dem Waſſer, dieſen kleinen Schatz, der wahrſcheinlicher Weiſe anfänglich weder ſo tief, noch weniger in eine ſo moraſtige Gegend eingegraben worden war, wie ſie heutiges Tags iſt. Ein deutlicher Beweis von der Veränderung, welche in der Folge einiger Jahre, mit der Oberfläche des Erdbodens vorgehen kan.

Nr. 2.

Dieſen kleinen Eber von Erz hat man zu Anfang des Jahrs 1751. in dem Grund eines Hauſes gefunden, das man zu Bourges bauete. Der Herr von Maurepas hat mir dieſes kleine Denkmal aus dem Alterthum, nebſt einigen Galliſchen Münzen, und einer von der Salonina, der Gemahlin des Gallienus zugeſchickt, die aber insgeſammt ſehr gemein, und noch dazu ſchlecht erhalten ſind. Sie ſind zu eben der Zeit, und an eben dieſem Orte gefunden worden.

Uebrigens iſt dieſes kleine, ſehr wohl erhaltene Stück von Erz, einen Zoll und ſieben Linien lang, und neun Linien hoch.

Nr. 3.

Nr. 3.

Diese Lampe von Ertz, die noch ganz gut erhalten ist, beträgt in seiner ganzen Länge zween und einen halben Zoll, wobey die Handhebe mitgerechnet ist; in der Höhe aber hat es neun Linien. Sie scheinet eben so, wie jene, von denen ich oben geredt habe, a) nur zum eigenen Hausgebrauch bestimmt gewesen zu seyn. Das merkwürdigste an diesem Stück ist die Form, die nicht gemein ist.

Nr. 4.

Dieses Beinlein, oder Knöchlein von Ertz, ist sowohl in Ansehung des Maases, als der Figur, vollkommen nach der Natur gemacht. Es ist noch völlig unversehrt. Der Gebrauch, den die Römer von dergleichen Stücken zum Looſen, oder zum Spielen machten, ist in verschiedenen Wercken beschrieben worden. Ich bin also der Mühe überhoben, etwas zur Erklärung dieses Stücks zu sagen.

Nr. 5.

Dieses Eisen von einem Wurfspieß, ist von Ertz, (bronze) wenigstens wüste ich in der französischen Sprache kein Wort zu finden, womit ich mich besser ausdrücken konnte. Die ganze Länge, wenn auch der Stiel mitgerechnet wird, beträgt zween Zoll, sieben Linien. Das daran befindliche Holz, beträgt in der Länge fast einen Zoll und in der gröſten Breite hat es eilf Linien. Man mochte schon eine tödtliche Wunde damit machen können. Es wird auch viele Mühe gekoſtet haben, selbiges wieder aus dem Leib zu bringen.

Nr. 6. und 7.

Diese beyden Eisen sind ebenfalls von Ertz und sind zween Zoll, vier Linien lang. Sie sind so eingerichtet, daß man einen Stiel von Holz hinein bringen kan, wie sie denn auf der einen Seite ein Loch hat, daß man es befestigen kan. Wegen des Unterschieds ihres Forms, kan ich ihre Verfertigung nicht in einerley Zeit setzen. Diejenige,

a) Tab. LXXXVI. Nr. 2.

Derjenige, welcher Nr. 7. abgebildet iſt, iſt dreyeckig; der andere aber Nr. 6. iſt platt, und weicht nicht von der gemeinſten Form ab.

Das zu dieſen Pfeilen, und zu den Waffen der Alten gebrauchte Metall, veranlaßte mich einige Unterſuchungen anzuſtellen, die vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn werden. Wenn man das Eiſen der Lanze, welche weiter unten auf der XCVI. Kupfertafel Nr. 3. vorkommt, noch dazu rechnet, ſo habe ich meinen Leſern den gröſten Theil der Waffen von Kupfer vorgeleget, deren ſich die Alten, zum Angriff bedieneten. Rechnet man die groſſe Menge der Degen von eben dieſem Metall dazu, die man in verſchiedenen Cabineten antrifft, ſo hat man, wie mich dünckt, Beweis genug, daß ſich die Griechen und Römer des Kupfers ſehr häufig zu bedienen pflegten, und daß ſie ſolches nicht blos alleine, wie einige Gelehrte vorgeben, zu ihren Vertheidigungswaffen gebraucht haben. Ich war lange von dem Gegentheil überzeugt, und meine Meinung gründete ſich auf das Vorgeben der allermeiſten Alterthumsforſcher, weil die Waffen der Alten, die bis auf unſere Zeiten erhalten worden, faſt alle von Kupfer ſind. Unterdeſſen erregten einige gemachte Einwürfe allerley Zweifel bey mir, welche mich veranlaßten, verſchiedene Verſuche zu machen, von denen ich zu Ende dieſes Artickels nähere Nachricht geben will.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich ganz kürzlich meine Gedancken von dem Unterſchied ſagen, den ſehr viele Perſonen unter dem Ertz, oder Bronze, und unter dem Kupfer machen, indem ſie vorgeben, daß der erſt gedachte Unterſchied, ſchon von den Alten ſey gemacht worden. Es kan ſeyn, daß ſie eben den Unterſchied gemacht, den wir uns heut zu Tage einbilden, und der nicht ſowohl in einigen geringen Zubereitungen beſtehet, als vielmehr in den verſchiedenen Namen, die man der Materie, nach dem Gebrauch, wozu ſie beſtimmt iſt, beylegt; und ohngeachtet dieſes oft einerley iſt, ſo wird man doch in unſrer Sprache nicht ſowohl ſagen, ein Topf von Bronze, als eine Figur von Kupfer. Ich glaube auch, daß die Römer, nach dem verſchiedenen Gebrauch, den ſie von dieſer Materie machten, bald das Wort æs, bald das Wort cuprum gebraucht haben. Dasjenige, was ich vorhin, in Anſehung der Waffen von Kupfer geſagt habe, gründet ſich auf den vielfältigen Gebrauch, den die Alten von der Glockenſpeis (fonte du cuivre) gemacht haben, auf ihre gründliche Kenntniß dieſer Kunſt, und auf einige, aus der Naturlehre hergeleitete Wahrheiten, wovon ich hier das vornehmſte anführen will.

Das Kupfer kan leicht aus der Erden gegraben werden, woselbst man es in großen Stücken antrifft. Man kan solches bald in Fluß bringen, und es ist fast kein Metall anzutreffen, das sich in den Formen besser ausdrückte, als dieses. Wir finden daher in der Geschichte, daß solches am ersten, und fast durchgehends von allen Völkern sey gebraucht worden. Das Eisen im Gegentheil, ist in den Bergwerken schon so sichtbar nicht; man trift es auch nur in kleinen Theilen daselbst an, und der erste Guß dienet weiter zu nichts, als selbige zu vereinigen. Es kostet wenigstens noch einmal so viel Mühe, dieses Metall in einen solchen Stand zu setzen, daß es zum bearbeiten taugt, massen man es nur zu gröbern Wercken in die Formen giessen kan. Man muß es also meistentheils schmieden, das ist in dem Ofen glühend machen, und hernach mit dem Hammer schmieden. Wenn wir also auch eingestehen wollten, daß dieses Metall in Griechenland, in Asien und in Italien bekannt gewesen sey: so wird man doch auch nicht in Abrede seyn können, daß es in allen diesen Ländern, sehr selten und auch sehr theuer gewesen sey. Ich habe es nie für eine, den Alten unbekannte Sache gehalten. Die alten Schriftsteller bezeugen das Gegentheil viel zu oft, als daß wir daran zweifeln könnten. Unterdessen muß man dießfalls bey Lesung der alten Geschichten, einen grossen Unterschied machen; und ich bin überzeugt, daß die Achtung, die man allezeit gegen seltne Dinge gehabt, die Alten öfters veranlasset habe, von diesem Metall im uneigentlichen Verstande zu reden; kurz, daß sie in Ansehung dieses Puncts und bey verschiedenen andern Gelegenheiten, mehr zierlich, als genau und richtig geschrieben haben. Ohngeachtet ich aus guten Gründen behauptet habe, daß in dem Reiche der Wissenschaften, die allerwichtigsten Veränderungen, nach und nach vorgegangen sind, so glaube ich doch nicht, daß eben dieses von den ganz einfältigen Kenntnissen, wie die Kenntniß der Metalle ist, könne gesagt werden; das heißt, daß solche niemals völlig verlohren gehen können. Wenn dieses geschehen sollte, so müste die Erde umgestürzt werden, oder ein Land völlig untergehen. Wenn es gleich vielmals geschehen ist, daß die vortreflichste Kenntniß und Erfahrung, öfters mit der gröbsten Unwissenheit abgewechselt hat: so fand doch dieses nur in Ansehung der Art zu arbeiten statt; die Materie aber, die einmal bekannt war, blieb deswegen noch immer vorhanden, ohngeachtet sie in den gesitteten Ländern, die nach dem Trojanischen Krieg weder umgekehrt, noch entvölkert worden sind, bald besser, bald schlechter, bald in grösserer, bald auch in geringerer Menge bearbeitet wurde. Aus diesen allgemeinen Grundsätzen lassen sich ganz natürlich gewisse Folgen herleiten. Man kan zum Beyspiel sagen; Homer redet von dem Eisen. Dieser grosse Mann dachte viel zu

richtig,

richtig, als daß er eine Sache hätte nennen ſollen, die gar nicht im Gebrauch geweſen. Es muß alſo ſchon zu ſeinen Zeiten, Eiſen gegeben haben. Allein er redet von dieſem Metall ſehr ſelten, es muß ſolches folglich auch zu ſeiner Zeit, ebenfalls ſehr ſelten geweſen ſeyn. Faſt alle Waffen, womit er ſeine Helden ausrüſtet, ſind von Kupfer; es iſt auch unläugbar, daß man dieſes Metall ſchon damals, mit ungemeiner Geſchicklichkeit, zu bearbeiten gewuſt habe. Ich will zu dem Ende nur blos allein den Schild des Achilles anführen, den ich jederzeit für ein Meiſterſtück des menſchlichen Witzes, von Seiten der Compoſition, angeſehen habe. Und ohne Zweifel ſtimmte auch die Ausführung damit überein. Wenigſtens fehlte es damals nicht an ſolchen Artiſten, die dazu tüchtig waren. Denn das Gemählde des Dichters muß eben ſo, wie das Bild, das der Maler entwirft, genau mit demjenigen übereinſtimmen, was er gegenwärtig vor ſich ſiehet, oder geſehen hat. Wenn man auf die Zeiten nach dem Homer fortgehet, ſo findet man ſolche Nachrichten, die meine Meinung vollkommen beſtättigen. Herodotus a) erzehlet, daß Alyattes, König in Lydien, nach Delphos eine groſſe Opferſchaale von Silber, und eine kleinere von gelötheten Eiſen geſchickt habe, mit dem Zuſatz, daß dieſes eines von den ſchönſten Geſchenken geweſen, ſo in den Tempel des Apollo gebracht worden, und daß Glaucus von Chio dieſes Stück gemacht habe. Pauſanias b) redet von eben dieſer Opferſchaale. Sie iſt, ſagt er, ein Werk des Glaucus von Chio, der das Geheimniß erfunden hat, das Eiſen zu löthen. Der untere Theil der Schaale, ſetzt eben dieſer Schriftſteller hinzu, iſt weder mit Ringen, noch Hacken, noch Nägeln beveſtiget. Gleich darauf bemerket Pauſanias, c) bey Gelegenheit, da er von einer Statue des Herkules von Eiſen redet, daß dieſes Metall ſehr ſchwer zu bearbeiten geweſen ſey, wenn man eine Statue davon habe machen wollen. Er redet zwar an einem andern Orte d) von einer Statue von Kupfer, die aus verſchiedenen zuſammen gelegten und mit Nägeln beveſtigten Platten gemacht wurde, er bemerkt aber auch dabey zugleich, daß dieſes die älteſte Statue von dieſem Metall ſey, die bekannt worden wäre. Ich frage alſo, ob es nicht ganz offenbar ſey, daß zu den Zeiten des Alyattes, das iſt ungefähr ſechshundert Jahr vor Chriſti Geburt, die Kunſt, das Eiſen zu ſchmelzen und zu gieſſen, noch in ihrer Kindheit gewe-

a) Lib. I. c. XXV.
b) Lib. X. c. 16.
c) Lib. X. c. 18.
d) Lib. X. c. 17.

ſen ſeyn müſſe, und was wohl die Waffen und andere, aus dieſem Metall gemachte Geräthe, ſeyn konnten, die von Leuten verfertiget wurden, die in dieſem Punct noch ſo unerfahren geweſen, daß ſie nicht einmal die Kunſt zu löthen verſtunden, oder, welches einerley iſt, die Theile zuſammenfügen konnten? Das Angedencken, das dem Glaucus, um dieſer Erfindung willen, geſtiftet worden iſt, verdienet allerdings unſere Aufmerkſamkeit; wenigſtens iſt die Schaale, die man in den Delphiſchen Tempel zum Geſchenk brachte, ein deutlicher Beweis von der Seltenheit dieſes Metalls, und von der Achtung in welcher ſelbiges damals ſtunde.

Ich bin daher vollkommen überzeugt, daß die Alten, nicht nur in den allerälteſten, ſondern auch zu den Zeiten der Römer, ſich gewöhnlichermaſſen blos des Kupfers bedienet, und nur gar ſelten das Eiſen gebraucht haben. Ob dieſes deswegen geſchehen iſt, daß ſie ſich entweder nach den damals in der Welt überall eingeführten Gebräuchen und Gewohnheiten gerichtet, welches freylich am beſten mit ihrem ſchlechten Genie in Anſehung der Künſte, und folglich auch mit ihrer ſehr mäßigen Erfindungskraft übereinſtimmet; oder ob es daher gekommen, daß das Eiſen damals noch nicht ſo gemein geweſen, wie es in der Folge der Zeit geworden iſt, wo man ſich überall, und beſonders in Frankreich, alle nur mögliche Mühe gegeben hat, ſolches zu bearbeiten, will ich gegenwärtig nicht ausmachen. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel richtig, daß ich in den vielen Cabineten in Europa, von denen ich den gröſten Theil ſelbſt geſehen habe, nicht mehr als zwo Degenklingen von Ertz angetroffen, die man allenfalls für eine römiſche Arbeit halten könnte. Und dieſe befinden ſich in dem Cabinet der Jeſuiten zu Lyon. Es iſt aber nur die eine unter denſelben noch ganz. Ohngeachtet des Roſts und alles deſſen, was dieſes Metall zu verderben im Stande iſt, iſt es doch ganz beſonders merkwürdig, daß von der ungeheuern Menge der Waffen, welche die Römer zu ihrem Gebrauch gearbeitet haben, auch nicht die allermindeſte Spur, in trockenen Ländern, und vornemlich in einem ſo warmen Lande, wie Aegypten iſt, übrig geblieben. Denn obwohl in dieſem erſtgedachten Lande noch immer ſehr viele Alterthümer, faſt von allen Nationen gefunden werden: ſo hat man doch nie das kleinſte Stück von Eiſen daſelbſt angetroffen. Alles, womit uns dieſes Land von dergleichen Schätzen beſchenkt, iſt entweder von Ertz, Stein, Glas, oder von gebrannter Erde. Dieſe Gründe allein, waren hinlänglich, mich in einer Meinung zu bekräfftigen, die vielleicht noch weiter aufgeklä-

kläret und durch die Denkmale, die man noch entdecken wird, bewieſen werden wird. Unterdeſſen, bis wir mehr Licht in dieſer Sache bekommen, habe ich mir alle Mühe gegeben, die Art, wie man ehehin das Kupfer härtete, wieder zu erfinden. Denn das machte mir die meiſte Bedenklichkeit, daß dieſes Metall ſo weich iſt, oder ſo leicht zerbrochen werden kan. Ich wendete alſo allen nur möglichen Fleiß an, die Mittel ausfindig zu machen, es ſo zuzurichten, daß man alles daraus verfertigen konnte, was die Alten daraus machten, die es zu allen denjenigen Dingen gebrauchten, die wir heut zu Tage aus dem Eiſen zu machen pflegen. Die Erfahrung beſchämet oft alle unſere Vernunftſchlüſſe.

Durch die Verſuche, die ich mit dem Metall ſelbſt machen ließ, bekam ich ſehr hartes, geſchmolzenes, geſchmiedetes, vereinigtes, gehärtetes, zum ſchleiffen taugliches Kupfer, kurz ein ſolches Metall, das alle Eigenſchaften von dem Eiſen hatte. Ich will meinen Leſern vor allen Dingen die umſtändliche Beſchreibung der Operation vorlegen, welche der jüngere Herr Geoffroi, auf mein Erſuchen, vorgenommen hat, woraus man gar leicht den Fleiß und die Klugheit, die er bey dieſer kleinen Arbeit angewandt hat, wird abnehmen können. Uebrigens muß ich noch zum voraus erinnern, daß alle Verſuche, von denen er in dem folgenden Aufſatz redet, mit römiſchen Waffen gemacht worden ſind, um ſolche Klingen zu verfertigen, die denen gleich kämen, die man vor kurzem zu Genſac a) gefunden hat, und die ſich gegenwärtig in dem königlichen Cabinet der Alterthümer befinden.

„ Der Grünſpan, der eine lange Zeit braucht, bis er ſich an dem Ertz (bronze) „ anſetzt, kan uns, durch das bloſſe Anſehen überzeugen, daß die alten Waffen, die „ man mir gezeigt hat, und die unter der Erde, oder unter den Ruinen gefunden „ worden ſind, von reinen und unvermengten Kupfer ſeyn müſſen, oder daß, wenn „ auch etwas anders damit vermiſcht ſeyn ſollte, das Kupfer doch den gröſten Theil „ in der Zuſammenſetzung ausmache; und bey dieſem letzten Punct muß man ſtille „ ſtehen, wenn man überleget, wie wenig Feſtigkeit und Dauer das Kupfer durch „ das Hämmern, oder durch andere uns bekannte Mittel, um es zu härten, bekom„ men könne.

a) Eine kleine Stadt an der Gränze von Auvergne und Bourbonnois.

„ Der Herr Graf Caylus, der mich erſucht hat, ihm in der Unterſuchung „ dieſes Metalls, die eigentlich in die Chymie gehöret, an die Hand zu gehen, theilte „ mir eine Stelle aus dem Philo von Byzanz a) mit, welche den Grund zu „ meinen erſten Verſuchen legte. Ich will ſie hieher ſetzen, wie ich ſie von dem „ Herrn Grafen bekommen habe.

„ Bey Gelegenheit da Philo von einer Maſchine redet, die dazu diente, daß „ man die Pfeile abſchieſſen konnte, und die aus zwo krummgebogenen Klingen (lames) „ von Kupfer gemacht war, die eine Feder hatten, ſagt er, daß dieſe Klingen aus „ einem rothen, gereinigten, und mehrmals in das Feuer gelegten Kupfer gemacht „ geweſen ſeyen, oder, wie er hinzu ſetzt, aus einem Kupfer, welches mit einem „ ſchweren Ertz von Kupfer, und mit drey Drachmen wohl gereinigten Zinn ver„ miſcht iſt; wenn man dieſes alles zuſammen geſchmolzen hat, ſo macht man die „ Klingen daraus, giebt ihnen eine leichte Krümmung, und wenn ſie kalt worden „ ſind, ſchlägt man ſie eine zeitlang.

„ Ich machte nun eine ſolche Vermiſchung von Kupfer und Zinn, ſo ich ſchmel„ zen ließ, und nach verſchiedenen Proportionen miteinander vereinigte. Durch „ dieſe Verſuche bekam ich ein weit ſteiferes und weit härteres Kupfer, als das „ rothe Kupfer iſt. Unterdeſſen hatte doch dieſes vermiſchte Metall weder die Kör„ ner, noch die Feſtigkeit der alten Waffen, die man mir hatte ſehen laſſen. Uebri„ gens iſt dieſes Metall auch ſcharf (aigre) und ſchwer zu ſchmieden. Weil das „ Zinn dem Kupfer genug Härte gab, um es ſtreng zu machen, ſo glaubte ich es „ durch dieſe einige Vermiſchung ſo weit zu bringen, daß ich es dergeſtalt würde „ härten können, daß es zum Gebrauch der Waffen tauglich ſeyn müſte. Nachdem „ ich nun einige vergebliche Verſuche angeſtellt hatte, wollte ich genaue Kundſchaft „ einziehen, ob auch in dieſen alten Waffen, ein merklicher Theil Zinn, und eben „ ſo viel vorhanden wäre, als in dem Metall, welches ich vermiſchte. Zu dem „ Ende legte ich ein kleines Stückgen von meinem vermiſchten Metall in den Schmelz„ tiegel. Sobald daſſelbe zu ſchmelzen anfieng, ſo wuchs es (végéta) wegen des „ Zinns, womit es vermiſcht war. Ich ſtellte eben dieſen Verſuch noch einmal mit „ dem Metall der alten Waffen an. Allein daſſelbe wuchs nicht, ſondern war viel„ mehr ſchwerer in den Fluß zu bringen, als das meinige; und dadurch wurde ich „ über-

a) Mathem. veteres.

„ überzeugt, daß das Zinn, dem Kupfer, welches das vornemste Metall der Waf-
„ fen ist, die Härte nicht geben könne.

„ Die Mühe, die ich hatte, dieses Metall zu schmelzen, brachte mich auf die
„ Vermuthung, ob es etwa mit Eisen vermischt seyn möchte. Meine Vermu-
„ thung wurde aber bald fast zur völligen Gewisheit, als ich das Korn dieses Me-
„ talls, mit dem Korn einer andern, aus vermischten Kupfer und Eisen bestehenden
„ Masse verglich, die mein Vater damals gemacht hatte, da er der Academie der
„ Wissenschaften eine Abhandlung von dem Tombak vorlegte. Um gewiß zu wer-
„ den, ob dieses Metall mit Eisen legirt sey, feilte ich ein kleines Stückgen davon
„ zu Staub, und fand, daß der gröste Theil dieses Feilstaubs von dem Magnet
„ angezogen wurde. Ich muß aber bemerken, daß ich eine neue Feile brauchte,
„ und daß ich mit eben diesem Instrument, rothes Kupfer gefeilet hatte, ohne daß
„ unter dem Feilstaub des Kupfers einige Theilchen waren, die der Magnet an sich
„ zog. Unterdessen hatte ich doch noch, in Ansehung dieses Beweises, daß unter
„ dem Metall der alten Waffen, Eisen befindlich sey, einen Zweifel zu überwinden.
„ Obschon das Metall, aus welchem sie gemacht waren, viel härter war, als das rothe
„ Kupfer, so schien es mir doch möglich zu seyn, daß das erstere unter diesen bey-
„ den Metallen, ohngeachtet es nicht so hart ist, als der Stahl, einige kleine Theil-
„ chen von der Feile durch das Reiben etwa möchte abgesondert haben, welches
„ das rothe Kupfer, das weit zärter ist, nicht hat thun können.

„ Damit ich nun einen Beweis haben möchte, wider dem mir nicht der ge-
„ ringste Zweifel übrig blieb, ließ ich mit einem Sandstein, den Schleifstein eines
„ Messerschmids abreiben, um die Oberfläche wegzunehmen, die insgemein mit Ei-
„ sen belegt ist. Ich ließ hierauf an eben diesem reingemachten Schleifstein ein
„ Stück von dem Metall der alten Waffen anreiben; und nachdem ich den Schmutz
„ (boue) den ich dadurch bekam, gewaschen hatte, um die Sandtheilgen des Schleifsteins
„ von den Theilchen des Metalls abzusondern, bekam ich eine Art eines ausseror-
„ dentlich feinen Feilstaubs, welchen der Magnet an sich zog. Und so hatte ich
„ also nicht mehr Ursache zu glauben, daß ich mich etwa möchte aus Uebereilung
„ betrogen haben. Nachdem ich nun überzeugt war, daß das Kupfer der alten
„ Waffen mit Eisen legirt sey, verfertigte ich verschiedene Muster von einem Me-
„ tall, welches, nach meiner Meinung jenem fast gleich kam, indem ich rothes Ku-

„ pfer

„ pfer schmelzte, und selbiges bald mit viel, bald mit weniger Eisen vermischte. Ich „ bekam allemal ein hartes Metall, welches aber so scharf (aigre) war, daß es „ durchaus nicht zum schmieden taugte. Diese Schwierigkeit, die mich anfänglich „ in Verlegenheit setzte, wurde gar bald gehoben. Ich untersuchte diese Waffen „ mit noch grösserer Sorgfalt, und zog auch einige verständige Handwerksleute zu „ Rath, und brachte endlich so viel heraus, daß man sie in eine Form gegossen, „ und nachgehends mit der Hand ausgebessert habe.

„ Ich versuchte es, einen römischen Degen, in Ansehung der Härte und der „ Schärfe, oder Schneide desselben, nachzumachen; und ich glaube, daß mir der „ Versuch bey demjenigen, den ich dem Herrn Grafen Caylus überschickt habe, „ nicht mißlungen sey. Derselbe ist aus fünf Theilen von rothen Kupfer, „ und einem Theil Eisen gemacht, so ich miteinander schmelzte, und nachgehends in „ eine Form goß. Ich ließ ihn nachgehends ausbessern und auf den Schleifstein „ scharf machen. Das Eisen, welches ich unter das rothe und reine Kupfer meng- „ te, war von Eisendrat. Derselbe läßt sich zwar bald schmelzen, doch ist auch „ die Unbequemlichkeit dabey, daß er leicht verbrennt, und sich in Schlacken ver- „ wandelt. Daher ist es, meiner Meinung nach, sehr schwer, zu bestimmen, wie- „ viel Eisen mit dem Kupfer vermischt werde, weil man nicht weiß, wie viel davon „ zu Schlacken wird. „

„ Bekanntermassen giebt es sehr viel eisenhaltiges Kupfererz. Wenn man „ dieses Erz schmelzt, so bekommt man ein hartes und scharffes (aigre) Kupfer, „ welches gereiniget und geläutert werden muß, damit es von allen Eisen und „ Schwefeltheilen, die es bey sich führet, befreyet, und zum bearbeiten leicht und „ gleichsam mild werde. Im Fall es richtig ist, daß die Waffen von Kupfer, bey „ den Alten durchgehends gewöhnlich gewesen sind, halte ich es für sehr wahrschein- „ lich, daß das Kupfer, dessen sie sich zu diesem Endzweck bedieneten, von einer har- „ ten und scharffen Beschaffenheit gewesen sey, dergleichen wir in gewissen Berg- „ werken antreffen, und es das schwartze Kupfer nennen. Sie gaben sich aber „ nicht die Mühe solches zu läutern: denn dadurch würde dieses Metall nicht so „ geschickt zu dem Gebrauch gewesen seyn, wozu es bestimmt war. Da wir noch „ sehr viele Kupferbergwerke haben, die von einer ähnlichen Beschaffenheit sind, wie „ zum Beyspiel die Lyonischen und die Bergwerke in Nieder-Navarra und fast alle

„ übrige,

„ übrige, die in Frankreich anzutreffen ſind, ſo würde es mir gar leicht möglich ſeyn,
„ durch Verſuche zu beweiſen, daß meine Meinung ſehr wahrſcheinlich ſey: Allein
„ es fehlte mir zu Paris an der benöthigten Materie, dergleichen Verſuche anzu-
„ ſtellen. „

„ Ich glaube übrigens weiter nichts gethan zu haben, als nur dieſes einige,
„ daß ich eines von den Mitteln bekannt gemacht, wie man das Kupfer hart ma-
„ chen kan; ich ſage mit Fleiß, eines von den Mitteln, maſſen ich glaube, daß die-
„ ſes auf mehr als eine Art geſchehen könne, und zwar ſo, daß die Wirkungen da-
„ von noch ſichtbarer in die Augen fallen, als bey der eben erwehnten Methode. „

Durch dieſe ſo deutlich gemachte Operation, die ſchon an und für ſich, um ſo viel merkwürdiger und ſonderbarer iſt, weil man die Vermiſchung beyder Metalle, nemlich des Kupfers mit dem Eiſen, für unmöglich gehalten hat, durch dieſe Operation, ſage ich, wird das Kupfer genöthiget, alle Eigenſchaften von dem Eiſen anzunehmen, und dadurch kan man alſo ein Metall zum Vorſchein bringen, welches weder dem Roſt, noch den andern Unbequemlichkeiten ausgeſetzt iſt, welche die Länge der Zeit verurſachen, die man nöthig hat, wenn man das Eiſen bearbeiten will. Unterdeſſen iſt nicht zu läugnen, daß dieſes Verfahren dem Kupfer keine rechte Federkrafft giebt, ſondern es vielmehr ein wenig zu ſehr gebrechlich macht. Allein es iſt möglich, noch andere Unterſuchungen anzuſtellen, und noch andere Mittel zu dem Ende anzuwenden, und Herr Geoffroi ſelbſt geſtehet, daß es noch andere Mittel gebe. Es iſt auch nichts richtigers und natürlichers, als dieſes, wie ich denn aus den Verſuchen die ich mit alten Bronzen angeſtellet habe, überzeugt worden bin, daß es eine unendliche Mannigfaltigkeit der Vermiſchungen derſelben gebe. Und dadurch werden die Gedanken des Herrn Geoffroi, in Anſehung dieſer Sache, ſehr wohl beſtättiget.

Indeſſen da ich die Kunſt des Härtens allezeit für ſehr wichtig, in Anſehung dieſer kleinen Entdeckung gehalten habe, und verſchiedene Perſonen ſelbige für eine Sache hielten, die niemals geſchehen iſt: ſo brauchte ich zu dieſer Arbeit einen gemeinen Gießer, der auſſer ſeinem Schmelzofen und auſſer ſeinem Metall, keine andere Kenntniß hatte, und den ich ſeit langen Jahren brauchte, die Stücke des Alterthums zu

löthen, zu reinigen, kurz, die beschädigten wieder herzustellen. Seine Operation hebt alle Schwierigkeiten, und beantwortet, wie ich glaube, alle Einwürfe.

Ich werde hier meinen Lesern dasjenige vorlegen, was ich aus den Versuchen dieses Mannes gelernet habe, die zwar wenig Kunst verrathen, aber desto deutlicher sind. Man wird auch, wie ich hoffe, die ungekünstelte Art des Verfahrens, wegen des daher zu erwartenden Nutzens, geneigt aufnehmen. Ich will also den Giesser selbst reden lassen.

„ Die Untersuchung, welche ich mit den alten Leonzen angestellet habe, über„ zeugt mich, daß die Alten das Geheimniß müssen gewust haben, das Kupfer zu „ härten. Ich habe mich dadurch bewegen lassen, dieses Geheimniß zu erforschen. Ich „ fand also, daß diese Materie sich eben sowohl härten lasse, als der Stahl. Ich „ bin aber auch überzeugt, daß nicht alle Härtungen gleich sind, das ist, daß man „ die Materie nicht allemal auf einerley Art gehärtet habe, daß die Alten vielmehr ver„ schiedene Abwechslungen gehabt, die von den besondern Untersuchungen abhiengen. „ Der Salpeter und das Huff der Pferde reinigen die Metalle. Man muß daher „ beyde Stücke unter das Kupfer mischen, wenn man es schmelzt, um es geschick„ ter zu machen, die Form anzunehmen, und sich härten zu lassen.

„ Meine Werke waren nur von reinen gelben Kupfer, und bestunden aus „ Degenklingen, Münzen, Messern, und so gar aus Scheermessern. Anfänglich „ goß ich sie; ich arbeitete sie aus, und machte sie fertig; sodann legte ich sie in „ das Feuer (au feu cerise) und härtete sie blos in einem Bachwasser von der „ Strasse, oder im Schlamm mit Kaminruß, Salz, Horn und Knoblauch ver„ mischt. Ich kan versichern, daß diese Stücke alle die Eigenschaft überkommen ha„ ben, welche das Härten dem Stahl giebt.

„ Ich will nun auch anzeigen, wieviel ich von einem jeden Stücke, die ich „ zum Härten gebrauchte, genommen habe.

„ In eine Pinte Bachwasser warf ich eine Handvoll Meersalz, zwo grosse „ Handvoll Kaminruß, eine Chopine Urin, eine Bolle zerstossenen Knoblauch. „

Diese

Diese hier vorgeschriebene Dosis dienet nur überhaupt zu einer Vorschrift. Derjenige, von dem ich diese Erfahrung habe, war, wie ich bereits gesagt habe, ein gemeiner Handwercksmann, der die Dosin nur nach den Bemerkungen, die er mit den Augen an dem Kupfer macht, das er bearbeitet, zu schätzen weiß, und sie auch nur nach dem bloßen Augenschein verändert. Uebrigens ist alleine die Erfahrung die sicherste Probe; es sind auch die Werkzeuge, die er mir gemacht hat, alle wohl gerathen.

Unterdessen muß ich doch gestehen, daß ich diese Versuche, mit demjenigen Mistrauen würde angeführt haben, welches man insgemein in die Handgriffe solcher Personen setzen muß, welche in allen den Theilen arbeiten, die entweder von dem Feuer, oder von der Chymie abhangen.

Da ich aber seit der Zeit die Schrift des Herrn von Reaumür, von der Kunst, das Eisen zu schmelzen, gelesen habe: so sehe ich mich in den Stand gesetzet, von dieser Sache, mit grösserer Zuversicht zu reden. Ich habe auch gefunden, daß mein Gieser durch seine Versuche, eben das herausgebracht, und sich nach eben den Grundsätzen gerichtet habe, nach denen sich dieser berühmte Gelehrte richtete. Ich will also aus diesem vortreflichen Werke, die vornemsten Stellen, welche die Operation des Härtens betreffen, auszeichnen, und so viel mir möglich seyn wird, abkürtzen. Und auf diese Art hoffe ich meinen Lesern diese Sache, so deutlich zu machen, als man nur wünschen kan.

Unter allen Mitteln, die den Artisten bekannt sind, den Metallen eine gröβere und beträchtlichere Festigkeit zu geben, als sie von Natur haben, ist das Härten dasjenige, welches am gewöhnlichsten angewendet wird. Gleichwie sich aber diese Festigkeit, die blos durch das Härten zuwegen gebracht wird, nach der natürlichen Festigkeit des Metalls richtet, so hat man verschiedene Mittel ausfindig zu machen gesucht, um die Metalle hart zu machen, indem man das Gewebe, oder den Zusammenhang ihrer Theile verändert hat, damit man sie dadurch geschickt machen möge, einen viel gröβern Grad der Festigkeit anzunehmen, wenn man sie härtet. Man kan auch den Zusammenhang der Metalle auf zweyerley Art verändern. Ich kan mich nicht in eine ausführliche Erklärung dessen einlassen, was die Vermischung bey den Metallen für eine Wirkung thut, noch was das Zusammentreiben der Theile

verurſacht, welches durch oft wiederhohlte Hammerſchläge auf das kalte Metall geſchiehet. Durch das erſtere Mittel wird das Metall wirklich viel härter, aber auch viel gebrechlicher, ſo daß man es alsdann faſt gar nicht einmal bearbeiten kan; und ein etwas lebhaftes Zuſammenſchweiſſen vertilget, ſo zu reden, die Wirkung des andern Mittels gänzlich. Wo trift man alſo wohl ein ſolches Mittel an, welches eine ſolche Veränderung bey dem Metall zuwegen bringt, daß es eine ſolche Eigenſchaft überkommt, daß man ſelbiges zu allen, wozu man es anwenden will, gebrauchen kan? In der oben angezogenen Schrift des Herr von Reaumür wird dieſe Frage, in Anſehung des Eiſens, aufgeworfen, und vollkommen entſchieden.

Dieſer Gelehrte meldet a) „daß ihm bey den Unterſuchungen, die er in Anſehung dieſer „ Sache angeſtellt, beſonders eine Betrachtung zu ſtatten gekommen ſey, die er über das „ ſehr gewöhnliche Verfahren ſolcher Handwerksleute angeſtellet, die ihren Werken von „ Eiſen eine groſſe Feſtigkeit und Dauer geben müſſen. Diejenigen, welche die groſſen Feilen machen, brauchen nichts als Eiſen dazu; und doch können ſie ſolche ſo hart „ machen, wie die Feilen von Stahl. Die Büchſenſchmiedte können einer großen „ Menge Flinten, die aus bloſſen Eiſen gemacht ſind, eine gleiche Härte geben, und dieſes geſchiehet durch das Härten mehrerer Stücke mit einander. „ Sie verfahren aber dabey auf folgende Weiſe, wie ſolches Reaumür an einem „ andern Orte anführt. Nachdem dieſe Handwerksleute ihren Flinten von Eiſen, „ die gehörige Geſtalt gegeben haben, ſo ſchlieſſen ſie ſolche in einen Kaſten von Eiſenbleich ein, und thun allerley Specereyen dazu; ſodann legen ſie dieſelbige in einen „ Ofen, und laſſen ſie bald länger, bald kürzer in dem Feuer liegen, nachdem nemlich die eingeſchloſſene Stücke gros, oder klein ſind. Wenn ſie nun die Stücke „ aus dem Feuer gebracht, ſo härten ſie ſolche noch ganz glühend, in kalten Waſſer; und dadurch werden ſie ſo hart, wie Stahl.

Herr von Reaumür meldet ferner b) „ daß er nach allen angeſtellten Erfahrungen gefunden habe, daß zu den Zuſammenſetzungen, die er zum Vorſchein gebracht, und die ihm die beſten zu ſeyn ſchienen, nichts als geſtoſſene Kohlen, Aſche, Kaminruß und Meerſalz nöthig ſeyen; und in der Folge beſtimmt er „ auch die Doſin. Was das Metall anbelangt, welches man Glockenſpeis (métal

a) pag. 9. l. 7.
b) pag. 31. l. 6.

„ tal en fonte) nennet, so sagt er, a) daß die Handwerksleute unter ihre Materie „ Horn, Ruß und dergleichen Dinge werffen. Die Wirkung, welche diese Ma„ terie thut, ist jedermann bekannt. Endlich sagt der Herr von Reaumür, da „ er von eben dieser Sache redet, b) man müsse es insonderheit versuchen und mit „ dieser Glockenspeis allerley solche Materien, womit man aus Eisen, Stahl macht, „ als zum Exempel, Ruß, Salz, gestossene Kohlen v. d. vermischen. „

Dieses Verfahren, ohngeachtet es ein anderes Metall betraff, kam also in allen Stücken, auch in Ansehung der Grundsätze mit denjenigen Versuchen überein, die ich hatte anstellen lassen. Allein, aus Furcht, es möchte das erste Härten meines Gießers nicht völlig hinlänglich seyn, und denen etwa nicht alle Zweifel benehmen, die keine Gelegenheit haben, diese Operation aus den Stücken selbst zu beurtheilen, die ich von ihm bekommen habe: so ließ ich durch eben diesen Gießer, jenes Härten mehrerer Stücke mit einander versuchen, und ihn alles dasjenige genau beobachten, was der Herr von Reaumür angemerkt hatte.

Dieser Versuch gieng nicht nur ganz glücklich von statten. Er übertraf so gar alle meine Erwartung. Ich bekam ein Kupfer, das nicht nur keine mehrere Härtigkeit an sich genommen hatte, als die es durch das Härten bekommen, sondern das in Gegentheil weit beugsamer, und kurz, zum bearbeiten weit geschickter worden war.

Alle diese Versuche beweisen die Möglichkeit der Sache. Es ist auch ganz sicher, daß man es, durch öftere Uebung, zu einer noch grössern Vollkommenheit darinnen bringen kan. Und durch dieses Mittel würde man ein neues Metall, zu gewissen Werken bekommen, wo das Eisen durch die Feuchtigkeit Schaden nimmt. Wenigstens würde man von dem gehärteten Kupfer diesen Nutzen haben, daß man drey bis vier Personen, und folglich auch sehr viel Feuer ersparen könnte.

Uebrigens muß ich noch bemerken, daß die Stücke, die ich nach den beyden Methoden der Vermischung des rothen Kupfers mit Zinn, und des gelben gehärteten Kupfers habe verfertigen lassen, viel härter und stärker sind, auch eine grössere

a) pag. 247. l. 13.
b) pag. 256. l. 38.

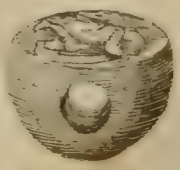
Federkraft haben; und daß die antiken Stücke, nach denen die meinigen copirt worden sind, öfters eine grosse Veränderung, durch die Salze und den Salpeter der Erden erlitten haben, worinnen sie so viele Jahrhunderte hindurch eingeschlossen gewesen sind.

Die Art, von welcher ich oben a) gesagt habe, daß sie eben diejenige sey, die Herr Godin ehehin nach Frankreich geschickt hat, und die auch dafür erkannt worden ist, ist sehr wohl gearbeitet, und sehr gut gehärtet; indessen kommt sie in Ansehung der Festigkeit, dem Eisen der Lanze nicht gleich, die ich auf der sechs und neunzigsten Kupfertafel in dieser Sammlung habe vorstellen lassen. Doch giebt mir diese Art zu einigen gegründeten Betrachtungen Gelegenheit, die ich mit der grösten Zuversicht mittheilen kan, weil ich einen verständigen Mann, der ein grosser Kenner in dieser Art ist, zum Bürgen habe. Da die Spanier, nach dem Zeugniß des Herrn Godin, heut zu Tage nicht im Stande sind, das Kupfer auf diese Art zu bearbeiten, so folgt ganz natürlich, entweder daß sie unter den Yncas weit mehr Kenntniß von den Künsten gehabt haben, als Garcilasso und andere spanische Scribenten melden: oder daß diese Arten von Denkmälern, die man in Peru häufig in der Erden und unter den Ruinen antrifft, von einer weit klügern und weisern Nation herrühren müssen, die in diesem Lande vor den Zeiten der Yncas gewohnt hat. Die Spanischen Scribenten reden auch von diesem alten Volke; und ihr Zeugniß wird genugsam durch solche Denkmale bestättiget, an denen ein solcher Geschmack herrschet, der von dem heut zu Tage daselbst üblichen Geschmack, sehr weit unterschieden ist.

Wenn es nun solche Völker, die so weit von andern Nationen entfernet waren, die sie hätten in den Künsten unterweisen können, so weit gebracht, daß sie das Kupfer so geschickt härten und so künstlich bearbeiten konnten: so folgt daraus, daß wir ohne Furcht uns zu irren, annehmen können, daß die Aegypter, die Hetrurier, die Griechen und die Römer, die ausser Streit unter die weisesten Völker gehören, dieses Metall ohne Zweifel eben so zugerichtet haben. Wie könnte man endlich zweifeln, daß die berühmten Giesser aus dem Alterthum, eine so einfache Kenntniß nicht solten gehabt haben, die ich mit so weniger Mühe gefunden habe? Die Gerechtigkeit, die ich allemal den Alten habe wiederfahren lassen, war es alleine, die mich reizte, einer Kunst nachzuforschen, von der ich ihnen die Erfindung zueignete. Man muß also der

a) Kupfert. LXI. Nr. 2.

5



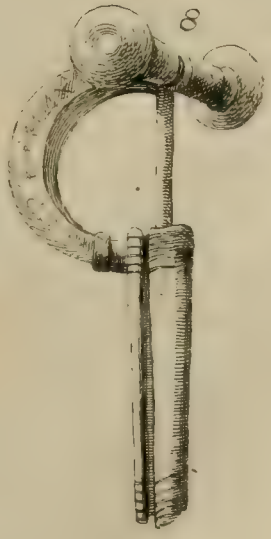
1

4

6

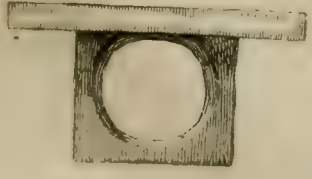
2

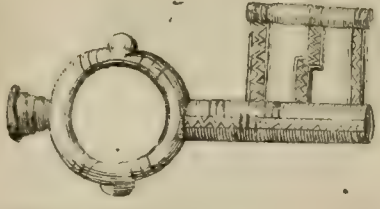
8



3

7





der Eigenliebe der Neuern nicht allemal Gehör geben, die sie gar oft verhindert, denen, die vor ihren Zeiten lebten, einen Vorzug in Ansehung der guten Talente einzugestehen. Es ist ganz unläugbar, daß wir es den Alten, in einigen freyen Künsten, noch nie, in Ansehung der Zierlichkeit, der Grösse und des Geschmacks gleich gemacht haben. Wie sollten wir es also wagen dürfen, ihnen eine tiefe Kenntniß in den nützlichen Künsten abzusprechen? Je mehr man ihre Werke und ihre Denkmale studiret, desto mehr wird man Ursache finden, ihre ausgebreitete Kenntniß zu bewundern.

Die vier und neunzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieser kleine Adler, der in der Höhe nur vierzehen Linien beträgt, und eben so viel von dem einem Ende des Flügels bis zu dem andern, ist sehr wohl erhalten, und von einem noch ziemlich guten Geschmack. Es ist derselbe zwischen den beyden Füssen durchgebohrt, weil man solchen vermuthlich zu einem Aufsatz auf einen andern Körper brauchte. Denn die Römer bedienten sich dieser Gattung von Bronzen, zu allerley Gebrauch.

Nr. 2. und 3.

Diese zwey Stücke von blauen Glas, die auf einem Beet von einer weissen Materie ruhen, sind beyde nicht gar dick, und mit Gold incrustirt. Die Arbeit an beyden ist nicht gleich. Das Nr. 2. abgebildete Stück ist eine Art eines dickern Zierraths, und das Gold daran ist von einem Stück. Ich glaube nicht, daß dieses Stück anders, als auf diese Weise gemacht worden sey, daß man das, mit einem Kneip ausgeschnitteue Goldblat, auf das noch heiße und gleichsam noch im Fluß befindliche Glas geleget hat. Dergleichen Blätter musten allemal eine gewisse Dicke haben, damit man sie poliren konnte, wenn die Materie, auf die man sie legte, kalt geworden war. Auf die nemliche Art muste auch das Nr. 3. befindliche Stück mit Gold belegt worden seyn. Besonders verdienet die Feinigkeit der Fäden (filets) und eine Art eines colorirten Email, so man noch an den Blättern wahrnimmt, die Aufmerksamkeit

samkeit der Liebhaber. Man wird weiter unten, auf der lezten Kupfertafel dieser Sammlung, Beweise von der ausserordentlichen Geschicklichkeit und mannigfaltigen Kunst der Alten in den Glasarbeiten antreffen, die bey ihnen zu unzähligen Dingen gebraucht wurden. Ich habe die Grösse und die wahre Gestalt der gegenwärtigen beyden Stücke, so genau und richtig, als es möglich war, auf dieser Kupfertafel vorstellen lassen. Was die Bestimmung derselben anbelangt, so glaube ich nicht, daß man sie zu etwas anders angewendet, als daß man sie in Ringe, oder andere Zierrathen eingefaßt, die nicht weit aus dem Gesicht waren.

Nr. 4. und 5.

Ich habe diese beyde Siegel, oder alte Petschafte, in eben der Größe abzeichnen lassen, die sie wirklich haben. Die hohl geschnittenen Figuren, womit man sie hat ausziren wollen, sind sehr ungestalt. Doch siehet man noch soviel, daß die auf Nr. 5. vorkommende Figur, einen Liebesgott zu Fuß, mit einer Blume in der Hand hat vorstellen sollen. Ob ich gleich gar wohl weiß, daß man diese Gattungen von Siegeln, jenen Völkern, welche ehehin in den Morgenländern wohneten, mit guten Grunde zueignet: so glaube ich doch, daß dieses gegenwärtige Stück zu einer Zeit verfertiget worden sey, da die Kunst bey den Römern noch in der Kindheit war. Auf dem andern Stück Nr. 4. wird ein Thier, oder eine Blume, oder etwas dergleichen vorgestellt. Es wird auch schwer halten, ja wohl gar unmöglich seyn, die eigentliche Gestalt dieser Figur zu entdecken; und dieses kommt nicht etwa davon her, daß die Arbeit, durch die Länge der Zeit, Schaden gelitten hat, oder daß die Figur unkenntlich worden ist. Es ist blos die Unwissenheit des Artisten Schuld daran.

Ich kan übrigens an diesem Denkmal keinen unterscheidenden Zug wahrnehmen, der mir das Land entdeckte, wo es gemacht worden ist. Und eben darum, weil ich so wenig davon sagen kan, würde ich dieses Stück gar nicht einmal angeführt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß die Form desselben einige Aufmerksamkeit verdiente. Soviel ist richtig, daß man sie nie zu Ringen gebrauchen konnte. Das Loch, welches an demselben, deutlich auf der Kupfertafel zu sehen ist, beweiset offenbar, daß man sie an eine Schnur zu hängen und an dem

Hals

Hals, oder an einem andern Orte zu tragen pflegte. Verschiedene neuere Schriftsteller und besonders Herr Marietre in seiner Abhandlung von geschnittenen Steinen, haben von diesem Gebrauch ausführlich gehandelt. Das Nr. 5. vorkommende Stück ist von einem sehr schönen braunen Sardonich geschnitten, und dieser Umstand bringt mich auf die Gedanken, daß dieses Werk für einen ansehnlichen Mann, von einem der besten Künstler des Landes verfertiget worden sey. Man kan hieraus den Schlus machen, wie hoch die Kunst damals in jenem Lande gestiegen sey. Das Stück Nr. 4. ist aus einem schwarzen Agat geschnitten.

Nr. 6.

Die Petschafte, oder Siegel von Kupfer, mit den Namen derjenigen Personen, die sich selbiger bedieneten, sind nichts seltenes. Meine Absicht, warum ich das gegenwärtige abbilden lassen, gieng nicht dahin, die abgekürzten Worte zu erklären. Ich will nur die Betrachtungen, wozu ich durch dieses Denkmal veranlasset worden bin, mittheilen.

Diese kleine viereckige Platte, die von Ertz ist, hat in dem Kupferstich eben die Grösse, wie das Original. Dieselbe wurde von Anfang an einen, von aussen viereckigen Ring bevestiget, welcher die Grösse eines ordentlichen Fingerrings hatte, an den sie gegossen war. Ich habe dieses Stück auch in Profil, unter eben dieser Nr. 6. abzeichnen lassen. Diese Platten wurden vermuthlich allezeit aus Vorsicht an die Ringe bevestiget, damit sie nicht so leicht konnten verlohren gehen, und damit man sie desto bequemer bey sich tragen konnte, wenn man zum voraus wuste, daß man dieselben irgendwo brauchen würde.

Die Siegel von Ertz sind meines Erachtens so gar alt nicht. Wenigstens sind mir keine von den Aegyptern, auch nicht einmal von den Griechen bekannt. Ehe man noch etwas von den ordentlichen Siegeln wuste, bedienten sich die Römer vermuthlich blos eines Sinnbildes, das auf einen Stein geschnitten war, zum Exempel eines Kopfs, oder einer ganzen Figur von einer Gottheit, oder von einem Helden. Diesen Gebrauch hatten sie von den Griechen und Hetruriern gelernet. Bey dieser Gewohnheit blieben die Römer auch beständig, auf-

ſer daß ſie noch überdieſes, die Namen hohl auf dieſe Steine ſchneiden lieſſen. Und das iſt eben die Hauptſache, wovon ich hier zu reden gedenke.

Es iſt leicht zu erachten, daß man in der Folge der Zeit gar wohl einſahe, wie unbequem es ſey, ein ſolches Siegel zu führen, welches iedermann, auf eben die Art, konnte nachmachen laſſen. Beſonders hatte dieſes ſehr bedenkliche Folgen bey Perſonen, denen wichtige Geſchäfte, an denen dem gemeinen Weſen vieles gelegen war, aufgetragen wurden. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Obrigkeitlichen Perſonen, ganz alleine dieſer Art zu ſiegeln bedienten, und daß die Namen, welche auf dieſe Art auf die Steine gegraben ſind, lauter Namen der Baumeiſter und Rentmeiſter, oder anderer Obrigkeitlichen Perſonen ſind, die über gewiſſe Ausgaben die Oberaufſicht hatten, und deren Befehle mehrern Leuten unter die Hände kommen muſten. Unterdeſſen leugne ich nicht, daß es ſehr ſchwer, ja wohl ganz unmöglich ſey, dieſe Muthmaſſung, durch gültige Gründe zu beweiſen, weil dieſe Arten der Ringe keine Merkmal haben, an denen man erkennen könnte, zu welcher Zeit ſie gebraucht worden ſind, weil ſie auch den Rang der Perſonen, die ſich derſelben bedienten, nicht anzeigen, und ich noch überdieſes glaube, daß ſie nur zu einem gemeinen Gebrauch, auf eine kurze Zeit verfertiget worden ſeyen. Ueberdieſes würde auch die Unterſuchung, die man in Anſehung der Bedeutung der Buchſtaben, die ſehr plump ſind, und über den Unterſchied anſtellen könnte, der in der Form der Puncte leicht wahrzunehmen iſt, in einem Werke, wie das gegenwärtige iſt, wenig, oder gar keinen Nutzen ſchaffen.

Da ich mir aber bey dieſem Wercke beſonders vorgenommen habe, einige Anmerkungen über die Künſte zu machen: ſo kan ich mein Erſtaunen über den Gang des menſchlichen Verſtandes nicht bergen, welcher zu gewiſſen Zeiten, Gränzen antrift, über die er unmöglich hinausgehen kan, wenn er ſich gleich bereits ſehr nahe an dem Ziel befindet, die allernützlichſten Entdeckungen für die menſchliche Geſellſchaft zu machen. Man mache hievon die Anwendung auf die Kunſt der Buchdruckerey, wovon die Siegel, wo nicht die Sache ſelbſt, doch wenigſtens gleichſam ein kurzer Inbegriff ſind. Die zu dem Ende umgekehrt geordneten Buchſtaben, damit die Schrift nachgehends in gehöriger Ordnung erſcheine; die auf eine ſolche Weiſe ausgeſchnittenen Buchſtaben, daß allemal beym Abdruck, ſo viel von ihnen hervorragt,

daß

daß ſie geleſen werden können, ohne daß der Grund, auf dem ſie ſtehen, ſich zugleich mit abdrucken läßt; iſt dieſes alles wohl etwas anders, als die Buchdruckerkunſt? Und iſt es nicht wunderbar, daß Leute, die einmal ſo weit gekommen waren, nicht daran dachten, die Tafeln von Kupfer zu verlängern, bis ſie die Länge der Zeile einer ordentlichen Schrift erreichten, die bey den Alten eben nicht allzugros war, maſſen aus den Schriftſtellern, noch mehr aber aus den Blättern des Papyrus, die wir noch aus den alten Zeiten beſitzen, deutlich erhellet, daß ſie nicht mehr als eilf Zoll im Viereck gehabt. Nach dieſem Maas hätte das Kupfer nur um zehen Zoll verlängert werden dürfen, wegen des Randes, den man auf jeder Seite in der Breite, oder Höhe eines jeden Blatts hätte laſſen müſſen, und der darum nöthig geweſen wäre, damit man eine Rolle, oder ein Buch davon hätte machen können. Die Römer hätten vor andern Völkern, um ſo viel eher, ganz natürlich, auf dieſe Entdeckung kommen ſollen, weil die Art, wie ſie ihre Schriften, die ſie in einem Stücke fortſchrieben, zuſammenrolleten, ihnen dasjenige, was wir das umgekehrte Blat nennen, entbehrlich machte. Man kan ſich leicht vorſtellen, daß man von ihnen weiter nichts, als ſolche Tafeln hätte erwarten können, die nur auf einer Seite eine Schrift gehabt, wie die Tafeln unſerer Kupferſtecher, oder jene Tafeln ſind, deren ſich die Chineſer ſeit undenklichen Jahren zu bedienen pflegen.

Denn was die beweglichen Buchſtaben anbelangt, die man aus einander ſetzen kan, ſo gereicht es ihnen gar nicht zur Schande, daß ſie ſolche nicht erfunden haben. Es iſt dieſes eine der allerglücklichſten und wunderbareſten Erfindungen, womit ſich Europa einen unſterblichen Ruhm erworben hat. Vielleicht ſind wir eben ſo nahe an dem Ziel einer gewiſſen höchſtwichtigen Erfindung, als die Römer in Anſehung der Buchdruckerey waren. Und wer kan uns Bürge dafür ſeyn, ob uns nicht unſere Nachkommen, eben die Vorwürfe machen werden, die wir jetzt den Alten machen?

Man läugne es alſo nur nicht, daß es bey den allermeiſten Erfindungen, auf ein bloſſes Ungefähr, auf eine gewiſſe entfernte Verbindung, und auf gewiſſe Umſtände ankomme, die ſelbige zur Wirklichkeit bringen, wie zum Beyſpiel verſchiedene Materien, die man zuſammen in einen Schmelztiegel wirft, in der Chymie ſolche Wirkungen hervorbringen, die vorher ganz unbekannt geweſen ſind. Wenn ich

nicht befürchtete, gar zu weitläuftig zu werden, ſo würde ich noch einige Betrachtungen über die Namen, die auf die Formen der Röhren von Bley geſchrieben ſind, und über den Inhalt der Inſchriften ſelbſt, mittheilen, ohngeachtet die Buchſtaben darauf, nicht umgekehrt, ſondern ordentlich zu ſehen ſind.

Nr. 7.

Da die Schlüſſel der Alten ſehr gemein ſind, ſo würde ich den gegenwärtigen, der von Erz, und ſehr ſchön und niedlich gearbeitet iſt, dieſer Sammlung nicht einverleibt haben, woferne nicht an dem einem Ende deſſelben ein Siegel, oder ein Petſchaft befindlich wäre. Was die Arbeit des Schnitts dieſes Siegels anbelangt, ſo könnte ſelbige nicht ungeſtalter ſeyn, als ſie wirklich iſt. Unterdeſſen iſt es genug, daß dieſer Schlüſſel auch zu einem Siegel gebraucht worden iſt; und das iſt die Urſache, warum ich ſelbigen hier anführe. Caſalius, Herr Mariette und verſchiedene andere, haben bereits von den Siegeln gehandelt. Doch ſind noch ſehr wenige derſelben in Kupfer geſtochen worden. Wir merken bey dieſer Gelegenheit noch an, daß die innern Werke der Schlöſſer, ſie mochten nun von einer Materie geweſen ſeyn, von welcher ſie wollen, zu fein und zart geweſen ſind, als daß ſie bis auf unſere Zeiten hätten kommen können. Vielleicht hat man die Hofnung, einige derſelben in den Herculaniſchen Ruinen anzutreffen. Wenn aber die Schlöſſer von Kupfer geweſen ſind, wie die Schlüſſel, und alle andere zum täglichen Gebrauch beſtimmte Dinge, anzuzeigen ſcheinen, ſo müſſen ihre Federn, ohne welche keine Schlöſſer ſeyn können, wozu ſolche Schlüſſel mit einem Kamm gebraucht werden, ſo müſſen ihre Federn ſage ich, von eben dieſem, aber gehärteten Metall geweſen ſeyn. Denn der Meßing, dem man durch einige kleine Hammerſchläge leicht eine Federkraft geben kan, hatte, wie ich glaube, in einem kleinen Körper, nicht Stärke genug, daß er zu einem Schloß taugte.

Nr. 8.

Man hat vor kurzem, an dem Ufer der Seine, oberhalb dem Dorf Aniers, ſo einem andern, Namens Clichy-la-Garenne gerade gegen über liegt, eine kleine Entdeckung gemacht. Man fand nemlich eine ziemliche Anzahl Skelete, die nur zween, bis drey Schuh tief unter der Erde, und meiſtentheils mit dem Geſichte unterwärts,

ohne

ohne eine besondere Richtung gegen eine gewisse Himmelsgegend lägen. Ein einiger von diesen Körpern lag in einem Grab, auf dem sich aber keine Aufschrift befand. Es war solches von Ziegelsteinen gebauet, und schloß den Körper eines Kindes in sich. Fast alle übrige hatten Vasen von Erde zwischen den Füssen. Die meisten von diesen Vasen, kamen sowohl in Ansehung der Formen, als der Materie, derjenigen fast vollkommen gleich, die ich auf der achtzigsten Kupfertafel Nr. 3. habe abbilden lassen, und die man zu Vigneux gefunden hatte. Diese Vasen aber waren alle leer, und hatten überhaupt nichts, woraus man ihre Bestimmung hätte abnehmen können. Ich vermuthe, daß dieser Ort, wo diese Art eines Kirchhofs anzutreffen war, lange Zeit zu diesem Gebrauch gewidmet gewesen seyn müsse; denn ich glaube, daß die Vasen, und verschiedene andere Kleinigkeiten, die man daselbst antraf, nicht zu einer, sondern zu verschiedenen Zeiten dahin gelegt worden seyn. Man fand auch einige wenige Münzen daselbst, die aber unmöglich zu erklären sind. Zween kleine Hacken von Erz, die eine Art von den fibulis der Alten sind, mögen wohl das beträchtlichste und sonderbarste seyn, womit wir durch diese Entdeckung bereichert worden sind. Sie sind beyde vollkommen wohl erhalten. Sie kommen in Ansehung des Forms und des Maases genau mit einander überein, und haben zween Zoll, acht Linien in der allergrösten Breite. Die Nadel daran ist beweglich, das heißt, sie gehet in einer Art eines Scharniers herum. Doch ist sie nicht fest, und hat keine Feder, wie diejenige, welche auf der neun und siebenzigsten Kupfertafel Nr. 2. abgebildet ist. Da, wie gedacht, beyde Hacken einander vollkommen gleich sind, so habe ich unter Nr. 8. nur den einen davon wollen abbilden lassen, welcher, in Ansehung der darauf befindlichen Inschrift, vor dem andern einen kleinen Vorzug hat. Auf der einen Seite liest man:

DOMINE. MARTI VIVAS.

und auf der andern:

VTERE FELEX.

Dieser Gebrauch, die Form der Buchstaben, die schlechte Orthographie, welche eine verderbte Aussprache verräth, und insonderheit der Titel DOMINVS, scheinen eine deutliche Anzeige zu seyn, daß dieses Stück, eine, im vierten oder fünften Jahrhundert verfertigte römische Arbeit sey. Dieses ist es alles, was wir, wahrscheinlicher

Weiſe, von dieſem Stück ſagen können. Uebrigens weiß man, daß dieſer Ort, in den ehemaligen Zeiten, beträchtlich geweſen ſey; ich überlaſſe es aber denen, welche ſich über die alte Geſchichte von Frankreich gemacht haben, auszumachen, ob es wahr ſey, was man ſagt, daß einer von den Dagoberten, ein König aus dem erſten Stamm, ein Luſthauß in dieſer Gegend gehabt habe.

Man hat auch zu Ende des vergangenen Jahrs verſchiedene Gräber zu Gourvieux, einem, nicht weit von Chantilli entfernten Dorf entdeckt. Sie befinden ſich an einem Orte, der noch heut zu Tage, das Feld des Cäſars genennt wird. In dieſen Gräbern fand man auſſer den Skeleten, auch verſchiedene Münzen, Degengefäße, Lampen, irdene Vaſen von allerley Formen, von denen aber doch die meiſten mit denjenigen übereinkommen, die ich bereits auf der achtzigſten Kupfertafel Nr. 3. angeführet habe. Und dieſes iſt auch die Urſache, warum ich keine derſelben hier abbilden laſſen. Ich habe auch in Anſehung dieſer Gräber weiter nichts ſonderliches zu bemerken, als dieſes, daß die Vaſen zu Gourvieux, eben ſo, wie auf dem Kirchhof zu Anieres, zwiſchen den Füſſen der Todten befindlich waren. So viel ich mich erinnere, befanden ſich diejenigen, die man bisher entdeckt und beſchrieben hat, meiſtens bey dem Kopf, oder unten an den Füſſen.

Die fünf und neunzigſte Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieſer Finger von Ertz, welcher ehehin einen Theil an einer Figur ausmachte, iſt von einem Geſchmack, und von einer Arbeit, die der allerberühmteſten Artiſten würdig iſt. Es iſt dieſes der Zeigefinger an der rechten Hand eines Mannes, der ſeine gehörige Stärke ſchon hat. Die drey Glieder ſind nach ihrer richtigſten Austheilung und Proportion ausgedrückt. Derſelbe iſt vergoldet, und obgleich die Vergoldung nicht im Feuer gemacht iſt, ſo hat ſie doch noch an allen den Orten, wo ſie der Roſt nicht angegriffen und beſchädiget hat, ihren vollkommenen Glanz, ohngeachtet dieſe Glockenſpeis mit einer beträchtlichen Menge Eiſen vermiſcht iſt. Dieſes Stück beträgt in der Länge ſieben und einen halben Zoll, und wenn wir nach der unter uns angenommenen Proportion urtheilen ſollen, ſo hatte das Geſicht der Figur

5
2
1
4
3

Figur eilf Zoll und sechs Linien; der Körper aber betrug in seiner ganzen Höhe zehen Gesichter; folglich hatte die ganze Figur, in ihrer völligen Grösse, neun Schuh, neun Zoll, ohne die Haupthaare, oder den Kopfputz mitzurechnen. Es muß dieses also eine Statue gewesen seyn, die zehen Schuh hoch war; und diese Grösse ist hinlänglich, sie unter die colossalischen zu rechnen. Es ist daher zu vermuthen, daß sie ihren Rang in dem acht und zwanzigsten Grad dieser Gattung, von Marmor, oder Erz hatte, die, nach dem Bericht des Publius Victor, zu seiner Zeit zu Rom anzutreffen waren, woselbst auch dieser Finger gefunden, und mir sodann überbracht worden ist.

Nr. 2.

Dieser Fuß, oder Kragstein, (console) den ein Kopf und ein Greiffenfuß bildet, beträgt in der Höhe drey Schuh, und drey und einen halben Zoll. Derselbe ist von violetblauen Marmor. Die Arbeit daran ist breit und fett; es fehlt ihr auch nicht an Ausdruck. Die Augen sind hohl. Ehehin waren sie mit einem feinen Stein, oder mit einer gefärbten Composition angefüllt, womit man, nach der damals überall eingeführten Gewohnheit, diese Theile, die vor andern besonders sichtbar waren, auszuschmücken pflegte. Ich habe von diesem Gebrauch oben meine Meinung schon gesagt, so wie ich auch von den verschiedenen Vorstellungen, welche die Alten durch die Greiffe, die ihr Daseyn blos in der Einbildung hatten, anzuzeigen suchten, schon geredet habe. Was den Gebrauch anbelangt, wozu das gegenwärtige Stück etwa möchte bestimmt gewesen seyn, bemerke ich, daß man zwey, die fast die nemliche Form haben, in dem Hetruriſchen Museo antrifft, wo man zugleich die Nachricht findet, daß sie bestimmt gewesen, Brustbilder zu tragen. Nach aller Wahrscheinlichkeit hatte das gegenwärtige die nemliche Bestimmung zu Rom. Doch ist die Arbeit nach einem bessern Geschmack gemacht; auch die Proportion ist zierlicher, als an den beyden Stücken, die ich angeführt habe. Und was die Erhaltung dieses Stücks anbetrift, so könnte sie nicht vollkommener seyn. Dieser Fuß konnte vielleicht auch zu einem Tischgestell gebraucht worden seyn. Man sehe die Sammlung des Pietro Santi Bartoli nach: daselbst wird man ein Stück antreffen, das in Ansehung des Forms, mit dem gegenwärtigen vollkommen übereinstimmt, und nur in so ferne von demselben unterschieden ist, daß es einen Löwenkopf hat.

Nr. 3.

Diese Hand von schwartzen Marmor, oder vielmehr von Probierstein, hat sechs Zoll und acht Linien in der Länge. Sie ist von einer sehr guten Arbeit, und vollkommen wohl erhalten. Es ist die linke Hand eines jungen Frauenzimmers. Sie wurde zu dem Ende gemacht, daß sie an eine Figur sollte gesetzt werden; das heißt, sie ist kein abgebrochenes Stück von einer Figur. Es kan auch gar wohl seyn, daß sie einen Theil von einer Figur ausmachte, wovon der Leib von einer andern Materie war. Denn die Römer waren Liebhaber von solchen Stücken, die aus verschiedenen Materien bestunden.

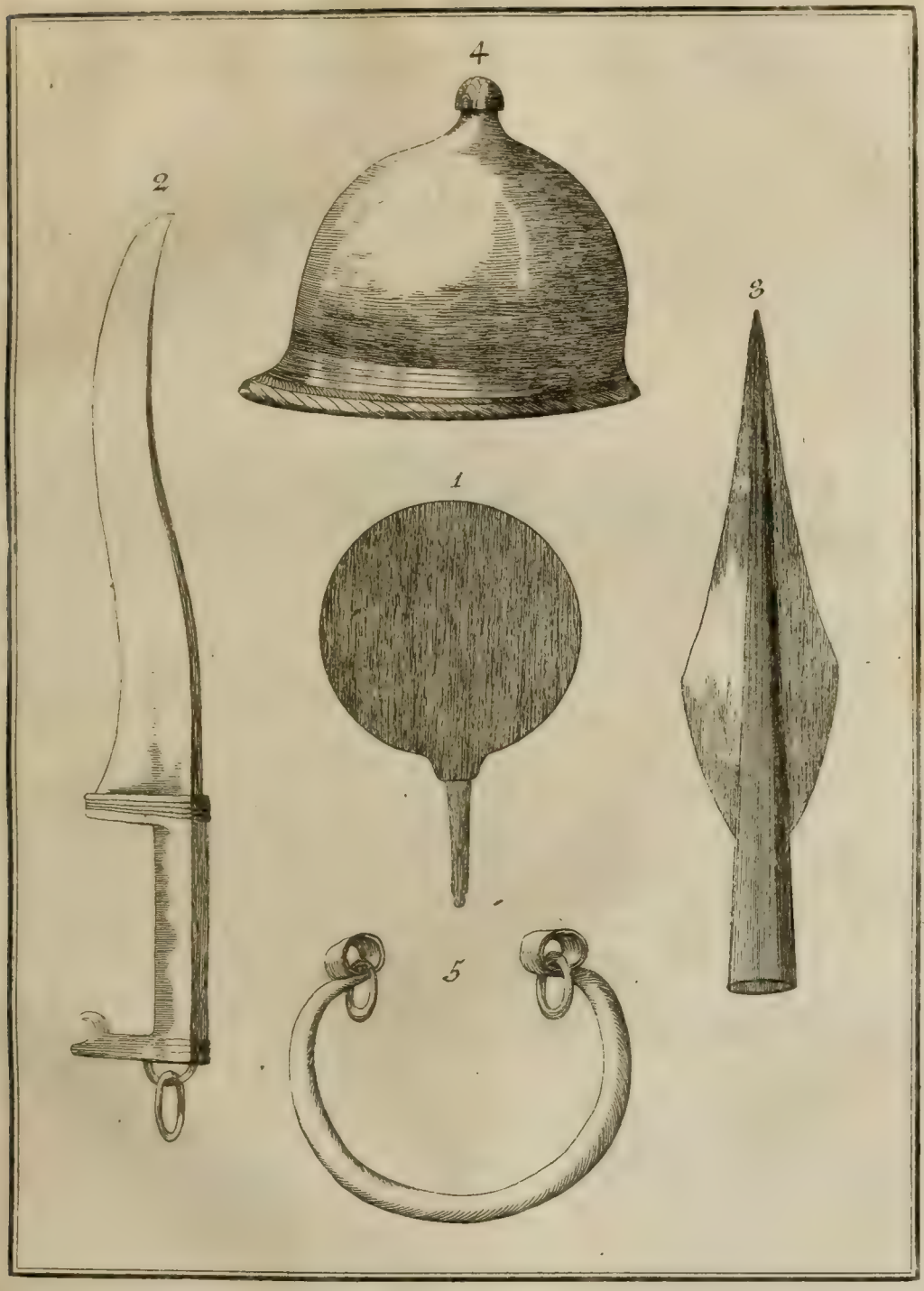
Nr. 4.

Dieser Geisbock hat neun Zoll, neun Linien in der Länge: Die Höhe desselben aber beträgt zween Zoll, vier Linien. Dieses kleine Stück von Ertz, ist noch völlig unversehrt und nicht übel ausgeführt. Sogar das Haar daran ist sehr gut tractirt.

Nr. 5.

An diesem kleinen Stück von Ertz, ist weder in Ansehung der Erhaltung, noch in Ansehung der Richtigkeit seiner Arbeit sowohl, als seines Zugs, nicht das mindeste auszusetzen. Dasselbe stellet eine Gans vor, die anderthalb Zoll hoch, und einen Zoll, zehen Linien lang ist. Es ist bekannt, daß diese Thiere bey den Römern, denen sie einen gar wichtigen Dienst geleistet hatten, in grossen Ansehen stunden. Ausserdem waren auch die Form und Bewegung derselben, die sich wohl zeichnen liessen und zu Zierrathen taugten, Ursache, daß man sie sehr oft auf den Römischen Denkmalen antrift. Doch will ich auch nicht läugnen, daß man eben so viel Ursache hat, dieses Thier für einen Schwan zu halten.

Die


4
2
3
1
5

Die sechs und neunzigste Kupfertafel.

Nr. 1.

Diese runde, platte, und von allen Zierrathen entblößte Schaale, so von Erz ist, hat nicht die mindeste Veränderung erlitten. Sie hat fünf und einen halben Zoll im Durchmesser, und der Stiel derselben, der unten spitzig zugehet, damit man ihn desto leichter in eine Handhebe bringen konnte, ist zween Zoll, und neun Linien lang.

Nr. 2.

Es ist wohl unläugbar, daß dieses Messer von Erz, zu allerley Gebrauch mochte gedienet haben. Da aber die Alterthumsforscher die Gewohnheit haben, dergleichen Denkmale für solche Dinge auszusehen, die man bey dem Gottesdienst brauchte: so will ich gar nicht in Abrede seyn, daß das gegenwärtige Messer zu den Opfern gebraucht worden sey, indem das Kupfer, welches die Alten für eine, von Natur reine Materie hielten, bey ihnen von je her den Göttern gewidmet, und nach ihrer Meinung, vermöge einer geheimen und verborgenen Kraft, im Stande war, die Gespenster und andere unreine Geister zu verjagen.

Und auch dieses ist eine Bestättigung des Beweises, den ich von dem Alterthum des Kupfers gegeben habe, welches eines von den ersten Metallen ist, so man zu gebrauchen anfieng, und dessen man sich, aus eben diesem Grunde, bey den gottesdienstlichen Handlungen, in der Folge beständig zu bedienen pflegte. Da das Gefäß etwas zu klein für die Hand war, so hatte es vermuthlich noch ein anders von Horn, Holz, oder Elfenbein darüber. Doch dem sey, wie ihm wolle, so hat dieses Messer, in der ganzen Länge, von der Spitze angerechnet, bis an den Ring, an welchen ein andrer beweglicher Ring ist, womit man es aufhängen konnte, dreyzehen Zoll, neun Linien; die Handhebe hat in der äussern Länge, drey Zoll, sechs Linien; und die Klinge hat da, wo sie am breitesten ist, funfzehen Linien.

Nr. 3.

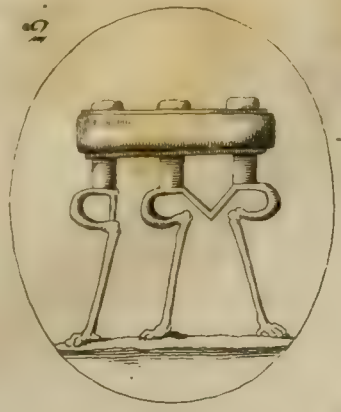
Dieſe Lanze von Ertz iſt vortreflich gearbeitet, die Fäden (filets) welche an dem äuſſerſten Ende der Lanze, wo ſie am ſtärkſten iſt, ihren Anfang nehmen, und die immer mit einander fortlauffen, bis ſie alle ein Ende nehmen, ſind über dem untern Theil, welcher der Lanze die gröſte Stärke giebt, ausgebreitet, und könnten nicht beſſer ausgeführt ſeyn. Dieſes Eiſen der Lanze, (denn wir können uns doch nicht anders in unſerer Sprache ausdrücken,) hat in der gröſten Länge, ſieben Zoll, weniger zwo Linien, und zwey und zwanzig Linien von der Baſis an, wenn es anders erlaubt iſt, dieſen Theil alſo zu nennen, bis an den Ort, wo ſich der Schaft ausbreitet. Das Loch, welches ſich unten an dem Umkreis befindet, und dazu diente, daß man dieſes zum Angriff dienende Kriegsinſtrument, an ein Holz ſtecken konnte, hat am äuſſerſten Ende acht Linien. Dieſes Loch hat auf beyden Seiten eine, mit Fleiß gemachte Oefnung, zwiſchen den Fäden (filets), welche dem runden Theil zur Zierde dienen, und ſelbigen auſſerdem, über und über bedecken.

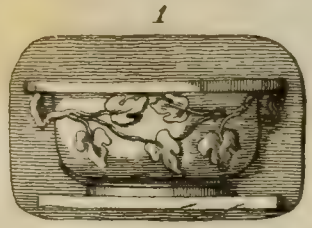
Nr. 4.

Die Arbeit an dieſem Helm von Ertz iſt ſehr ſimpel und flüchtig. Die Denkmale von dieſer Gattung ſind auſſerordentlich ſelten. Das gegenwärtige hat in der äuſſern Länge neun Zoll, und acht Zoll und eine Linie, in der innern. Die Urſache dieſes Unterſchieds rührt davon her, daß er vornen einen kleinen Bauch hat. Derſelbe iſt auch in der Zeichnung ſichtbar. In der Breite beträgt er ſechs Zoll, neun Linien; und dieſer Umſtand dient zum Beweis einer Gewohnheit, die man vielleicht würde in Zweifel gezogen haben, daß nemlich die Römer ihre Helme gefüttert, und eine Art einer Haube darunter getragen haben. Denn ordentlicher Weiſe iſt der Kopf kleiner, als das angeführte Maas dieſes Helms; und doch muſte dieſe, zur Vertheidigung dienende Waffenrüſtung, aus verſchiedenen Urſachen, genau und feſt an dem Kopf anliegen. Auch die Tieffe dieſes Helms kan uns ſtatt eines Beweiſes von dieſer Gewohnheit dienen, maſſen die Höhe deſſelben, bis oben an den Kopf, ſieben Zoll, vier Linien beträgt.

Der Knopf, ohne die unmerkliche Erhöhung mit zu rechnen, wo er oben an der Circumferenz anfängt, iſt einen Zoll breit, und zehen Linien hoch. Er iſt mit

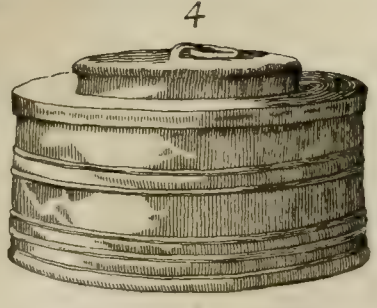
einer


2


1

5

3


4

einer Art eines Laubwerks geziert. Die Zeichnung deſſelben iſt auf der Kupfertafel deutlich zu ſehen. An dem äuſſerſten Ende des Randes ſiehet man eine Schnur, welche um den ganzen Helm herum geht, über dieſer Schnur ſtehen einige Fäden (filets) und damit dieſe, zur Vertheidigung dienende Rüſtung, nicht zu ſchwer ſeyn möchte, hat man den Knopf hohl gearbeitet. Mit einem Worte, dieſes ſehr ſchöne Denkmal aus den Alterthum, iſt ſo flüchtig gegoſſen, daß es in der Dicke kaum eine Linie hält, und daß es nach unſerm Gewicht, gegenwärtig nicht mehr, als zwey Pfund (livres) und ein Quintlein wiegt, ohngeachtet ſehr viel Unrath, Grünſpan, und Löthe daran iſt, womit man dieſem Stücke, vor einiger Zeit, hat zu Hülfe kommen müſſen, weil einige Stücke durch die Länge der Zeit davon abgeſondert worden ſind. Man ſieht noch auf beyden Seiten einige Ueberbleibſel von den Haften von Ertz, wodurch man ſie auf den Kopf beveſtigte, indem man ſie unter dem Kinn feſt machte.

Nr. 5.

Dieſes ſchöne Gebiß eines Pferdezaums hat in ſeiner gröſten Breite, vier und einen halben Zoll, und vier, von den Ringen an, in welche der Zügel des Zaums hineinkam. Wenn wir den Scribenten glauben wollen, ſo hatten die Römer keine andere Gebiße ihre Pferde zu leiten, als dieſe. Denn an den Statuen, die zu Pferde ſind, welche noch gegenwärtig vorhanden, haben die Pferde gar nichts in dem Maul. Die Römer hatten alſo zu ihrem Gebrauch weiter nichts, als was wir heut zu Tage Halftern (filets) nennen. Aus dem gegenwärtigen Stück erhellet, daß ſie rund und nicht zuſammen gelegt geweſen. Dieſes kleine Denkmal iſt von Ertz, und ſo vollkommen wohl erhalten, daß man ſich deſſelben gegenwärtig noch eben ſo gut bedienen könnte, wie damals, da es aus der Hand des Künſtlers kam.

Die ſieben und neunzigſte Kupfertafel.

N. 1.

Das gegenwärtige Denkmal iſt ein antickes Glas, auf welchem man eine Vaſe von erhobener Arbeit ſiehet, die mit Aeſten und Blättern von Epheu gezieret iſt. Dieſe erhobene Arbeit hat eine weiſſe Farbe, der Grund aber iſt blau. Ich

habe dieses Stück allen andern, die ich von dieser Gattung besitze, blos um des Forms der Vase willen, die darauf vorgestellet ist, vorgezogen. Herr Marietre giebt uns in seiner Abhandlung von geschnittenen Steinen, eine sehr genaue und zuverläßige Nachricht von der Entdeckung des Herrn Montami, dem es geglücket hat, die Composition der Alten wieder zu erfinden. Ich muß also meine Leser auf dieses Werk verweisen, wo sie finden werden, daß man ehehin nicht nur die Camee, oder vielmehr die Agaten von zwo bis drey Farben nachgemacht, sondern daß man sie auch auf dem Rad mit zu Staub gestossenen Diamanten, das ist, mit eben dem Werkzeug und auf eben die Weise ausbesserte, wie man die feinen Steine zu retouschiren pflegt. Herr Marietre handelt von dieser Operation in seinem Werke von geschnittenen Steinen: und auch ich selbst habe eines und das andere davon, in meiner Abhandlung von den Vasen angeführt, die den Schriften der Academie der schönen Wissenschaften einverleibt worden ist. Uebrigens würde dieses Glas etwas zu gros zu einem Ring gewesen seyn.

Nr. 2.

Die Arbeit an diesem, auf einem sehr schönen Carniol geschnittenen Tisch, ist zwar sehr schlecht gerahen; doch verdient sie, in Ansehung des Forms, die sehr sonderbar ist, unsere Aufmerksamkeit. Ich erinnere mich ehehin bey dem Herrn de Boze einen geschnittenen Stein gesehen zu haben, auf dem ebenfalls ein Tisch vorgestellt wurde, der mit dem gegenwärtigen fast völlig überein kam. Er war aber in Ansehung seines Forms und seiner Umrisse, gar zu sehr von dem gegenwärtigen unterschieden, als daß ich beyde für einerley halten könnte.

Nr. 3.

Diese schöne kleine Vase von Ertz, deren einfache Form nicht zierlicher seyn könnte, hat in der Höhe nicht mehr, als dritthalb Zoll, und vierzehen Linien im Durchmesser. Der Deckel und der Bauch derselben ist rein. Vielleicht diente diese Vase ehehin dazu, daß man sie mit allerley wohlriechenden Sachen, zum Gebrauch der öffentlichen Bäder anfüllte. Sie ist übrigens, zu meinem gröstem Verdruß, sehr schlecht erhalten.

Nr. 4.

Nr. 4.

Dieses Stück ist eine Büchse von Erz, die drey Zoll sieben Linien im Durchmesser hat. Die Höhe desselben, ohne den Deckel mit zu rechnen, der fünf Linien, bis an das Loch, worinnen der Ring befindlich ist, hinauf steigt, beträgt einen Zoll, eilf Linien. Diese Büchse verdienet in keiner andern Betrachtung, als um ihres Alterthums willen, unsere Aufmerksamkeit. Denn sie ist gar schlecht erhalten, und nur auf der Drehbank gemacht worden. Sie hat auch, ausser den ungekünstelten Fäden, oder Riemen (filets) deren etliche an den äussern Theilen über einander stehen, keinen Zierrath. Die Form des Deckels, der sich vermittelst einer ganz gemeinen Leiste einfügt, ist sehr gut, und der kleine Ring, der in der Mitte darauf ist, läßt sich bewegen. Vermuthlich war diese Büchse, eben so, wie das vorhergehende Stück, zum Gebrauch der öffentlichen Bäder bestimmt.

Nr. 5.

Dieses Gefäß von Alabaster ist durchgehends hohl. Der Hals und der Fuß haben beyde eine sehr gute Form; und fast sollten sie mich überreden, dieses Stück unter die Antiken zu zählen. Unterdessen ist es gar leicht, sich bey so kleinen Körpern zu betrügen, wo uns weder die Arbeit, noch die Zeichnung einen Grund zu einem richtigen Ausspruch an die Hand geben. Aus dieser Ursache möchte man vielleicht auch das Alterthum dieses Stücks in Zweifel ziehen, und das um so viel mehr, weil die Alten ihre Formen, niemals durch kleine, unnütze Simswerke unterbrochen haben, dergleichen man auf dem Bauch, und da, wo der Hals dieses Gefäßes anfängt, wahrnimmt. Dieses Gefäß hatte auch eine Handhebe gehabt, die aber gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist. Die kostbare Materie und die schöne Arbeit dieses Stücks, scheinen zwar das Alterthum desselben zu beweisen; Allein dergleichen Beweise sind nicht allemal die sichersten und gegründesten. Uebrigens ist dieses Denkmal noch unversehrt, ausser daß vornen an dem Schnabel ein kleines Stück abgebrochen ist. Man sieht auch noch hie und da etwas von einer Vergoldung; sie ist aber mit schlechten Geschmack angebracht gewesen. Unten am Fuß stehet das Wort VRCEOLVS, welches, wie ich glaube, ein Italiäner mit der Hand darauf geschrieben hat. Man hat damit, ohne Noth, dergleichen Stücken manchmal einen Werth

geben wollen. Das gegenwärtige beträgt in der Höhe acht Zoll, neun Linien, im gröſten Durchſchnitt aber hat es vier und einen halben Zoll.

Die acht und neunzigſte Kupfertafel.

Dieſe Denkmale, die von dem Pracht der Römer zeigen, mögen vielleicht beſtimmt geweſen ſeyn, einem Pallaſt zur Zierde zu dienen, oder die Aſche der Todten darinnen aufzuheben. Allein, da die Erklärung von dergleichen Stücken ſehr ungewiß iſt, ſo werde ich es blos dabey bewenden laſſen, meine Gedanken davon zu ſagen, ohne jedoch für meine Muthmaſſungen Bürge zu ſeyn.

Nr. 1.

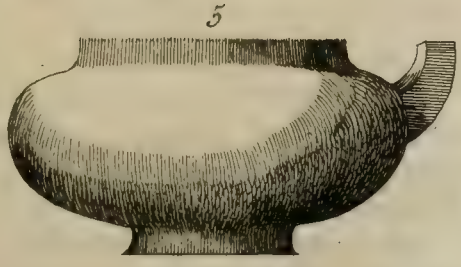
Dieſe groſſe und ſchöne Vaſe von weiſſen Marmor iſt vollkommen wohl erhalten. Sie iſt mit Laubwerk gezieret, das einen guten Geſchmack verräth, auch die Fratzengeſichter, oder die vergröſſerten Köpfe, die ein Werk der Phantaſie des Künſtlers ſind, womit der Deckel ausgeſchmückt iſt, ſind mit Geſchmack gemacht. Die beyden Weiberköpfe aber, welche die Stelle der Handheben vertretten, ſind nach einer ſehr ſchlechten Zeichnung gemacht. Sie ſind gar zu ſtark, und haben durchaus nichts reitzendes, und dieſes verringert einigermaſſen die Schönheit des Ganzen. Dieſe Vaſe hat zween Schuh weniger zwo Linien, von dem untern Theil des Fuſes an gerechnet, bis oben auf den Knopf, womit der Deckel gezieret iſt. Im gröſten Durchmeſſer hat ſie ſechzehn Zoll. Die Dicke beträgt zween Zoll, und in der Tiefe hat ſie dreyzehen Zoll, ſechs Linien. Da auf dieſem Denkmal keine Inſchrift, noch ſonſt eine andere Anzeige befindlich iſt, ſo iſt es, wie ich glaube, weit natürlicher, daſſelbe, beſonders wegen der Gröſſe, die es hat, unter die Zierrathen zu rechnen, die einem Pallaſt zum Schmuck dienen ſollten, als unter die Aſchenkrüge.

Nr. 2.

Dieſer Theil einer Vaſe iſt von weiſſen Marmor. Ohngeachtet weder der Fuß mehr daran zu ſehen, und ohngeachtet vermuthlich auch der Deckel davon verlohren gegangen iſt, ſo iſt doch die Form deſſelben ſehr angenehm. Und hiezu tragen beſonders die Verzierungen, womit die Oberfläche hie und da ausgeſchmückt iſt, ſehr vieles

4

1


5

2

3

les bey. Je einfacher und simpler sie sind, desto grösser und schöner ist die Wirkung, welche sie hervor bringen. Der Hals ist mit Ausholungen, und mit einem Zierrath, nach Art der Hallen, oder bedeckten Gänge ausgeschmückt. Der Körper der Figur ist mit breiten Eyerleisten (gaudrons) gezieret, die durch Fäden (filets) von einander abgesondert, und eben so, wie die Eyerleisten, mit vielem Reitz in einer kleinen Zwischenweite von einander gestellt, schön aufgerissen sind, und sich immer mehrers verringern, je näher sie zu dem Fuß kommen, wo sie anfangen. Die ganze Höhe dieses Stücks beträgt sieben Zoll, vier Linien. Im Durchschnitt hat es zehen Zoll, und in der Tiefe fünf Zoll, eine Linie. Wenn ich alles ansehe, so bin ich überzeugt, daß dieses Denkmal unter diejenigen Stücke zu zählen sey, die blos zur Zierde bestimmt waren.

Nr. 3.

Diese Vase von weissen Marmor scheinet zur Verwahrung der Asche eines Todten bestimmet gewesen zu seyn. Meine Muthmassung aber gründet sich nicht etwa blos darauf, weil noch gegenwärtig etwas dergleichen darinnen befindlich ist. Denn es ist mir gar wohl bekannt, daß es sehr leicht sey, eine solche Materie in ein Gefäß zu bringen, oder, wenn bereits eine darinnen vorhanden ist, solche heraus zu nehmen, um etwa das Denkmal merkwürdiger zu machen, und den Werth desselben zu erhöhen. Allein bey diesem Stück bringt mich die Form auf diese Vermuthung. Doch, dem sey, wie ihm wolle, so ist doch so viel ganz gewiß und richtig, daß sowohl das Alterthum, als die Schönheit der Arbeit an dieser Vase bewundernswürdig sey; daß an dem Laubwerk die Tiefen wohl ausgehöhlt sind, und daß die in der Dicke des Marmors reservirten Handheben, einen guten Geschmack zu erkennen geben. Ich bin überzeugt, daß diese Vase ehehin auch einen Deckel gehabt. Sie beträgt in der Höhe acht Zoll, weniger eine Linie; im grösten Durchmesser hat sie neun Zoll, neun Linien, in der Tiefe aber sieben Zoll.

Nr. 4.

Diese Vase von weissen Marmor war vermuthlich nie zu etwas anders, als zur Zierde bestimmt. Sie ist auch nur von aussen bearbeitet und ausgebessert worden. Sie ist, mit einem Worte, massiv. Die Form und Ausführung aber sind ausser-

ordent-

ordentlich ſchön daran. In der Höhe hat ſie zween Schuh; und ſechs Zoll iſt ſie im gröſten Durchmeſſer breit. Ich habe dieſe, und die vorhergehenden drey Vaſen aus den hinterlaſſenen Bildhauereyen des Herrn Crozat gekaufft, der ſie mit aus Italien gebracht hat. Die gegenwärtige gehört nunmehr Herrn Mariette, dem ich ſie überlaſſen habe.

Nr. 5.

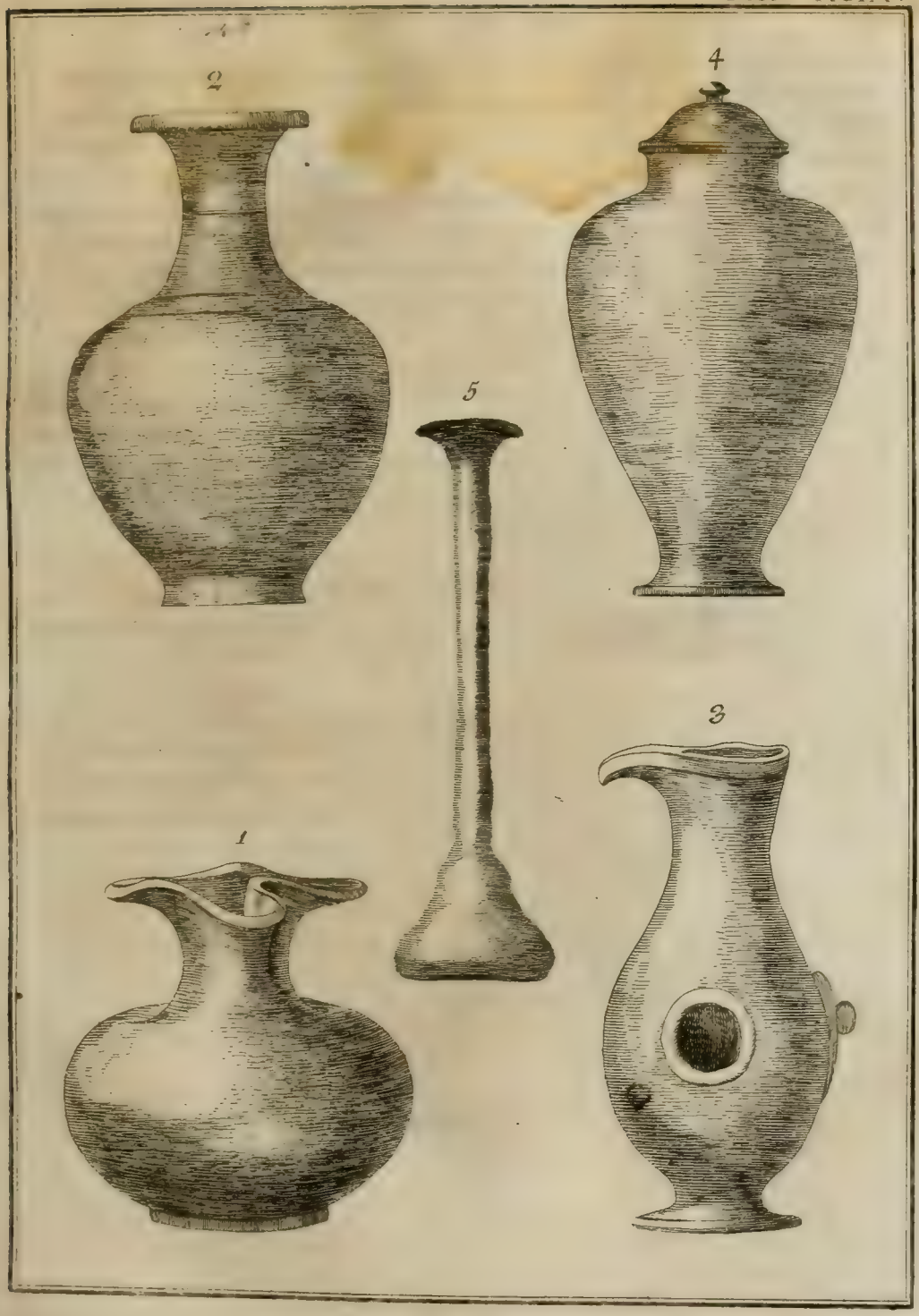
Ich habe von ungefähr in Paris dieſe Vaſe, von einem ſonderbaren Serpentin angetroffen, maſſen derſelbe mit verſchiedenen Farben getupft und bezeichnet iſt, welche machen, daß man ihn, wiewohl fälſchlich für einen Granit anſiehet. Für das Alterthum dieſes Stücks kan ich nicht Bürge ſeyn. Denn ich weiß nur gar zu wohl, wie leicht es ſey, dergleichen Werke nachzumachen. Unterdeſſen nahm ich keinen Anſtand, dieſer Vaſe, einen Rang unter den alten Denkmalen anzuweiſen, die ich zuſammen zu bringen das Glück gehabt habe, ohngeachtet ſich hievon ein ſicheres Urtheil, weder auf die Reinigkeit ihrer Form, auf die Art ihrer Arbeit, noch auf das ſeltſame dieſer einzelnen Handhebe gründen läßt, die in die Dicke des Stücks reſervirt iſt, und niemals eine Symetrie gehabt hat.

Die neun und neunzigſte Kupfertafel.

Die Kunſt, Vaſen zu verfertigen, iſt bey allen und jeden Völkern, getrieben worden. Die Nothwendigkeiten des Lebens, der Gebrauch derſelben bey den Altären, die Ehre die man den Verſtorbenen anthat, endlich der Luxus und die Neigung zum Prächtigen, gaben Gelegenheit, daß ſie die Formen derſelben, bis in das unendliche vervielfältigten. Man brauchte alle nur mögliche Materien dazu, die allerſchlechteſten ſowohl, als die allerkoſtbareſten.

Dieſe große Mannigfaltigkeit der Formen iſt Urſache, daß es oft ſehr ſchwer hält die eigentliche Beſtimmung aller Vaſen, die wir noch aus dem Alterthum beſitzen, genau und mit Gewisheit anzuzeigen. Unterdeſſen hat man doch das Vergnügen, die Schönheit, Reinigkeit, Feinheit und die Größe ihres Zuges anzuſehen: lauter Theile, wobey die Alten faſt allezeit unſere gröſte Bewunderung verdienen.

Dieſes


2
4
5
3
1

Dieses ist hauptsächlich meine Absicht gewesen, warum ich verschiedene Vasen dieser Sammlung einverleibet habe; ich hatte dabey keinen andern Zweck, als nur die Art ihrer Materie, ihre Grösse, und das Verdienst ihrer Arbeit anzuzeigen. Und so weit gehet mein Versprechen, das ich meinen Lesern in Ansehung dieser Stücke gethan habe, und ich habe ausserdem nichts zu thun versprochen, als sie nur in die Classe derjenigen Länder zu setzen, woselbst sie, wie ich vermuthete, verfertiget worden sind. Die Menge der römischen Vasen, übertrift diejenige sehr stark, die wir noch von den Hetruriern haben; wenigstens ist so viel gewiß, daß sie in Ansehung der Mannigfaltigkeit der Materie, die sie bearbeiteten, etwas vor jenen Völkern voraus haben; und daß uns auch der Gebrauch ihrer Vasen besser bekannt ist. Vielleicht irren wir uns aber auch. Ich will mich daher auch nicht einlassen, diese Materie zu entscheiden, sondern sie vielmehr geschicktern Kunstrichtern überlassen, und diese Vasen auf den Kupfertafeln in eine solche Ordnung bringen, daß sie schön in die Augen fallen, und daß die Ordnung derselben angenehm sey. Unterdessen werde ich doch nicht alle Muthmassungen, die sich mir anbieten, besonders solche, die wahrscheinlich sind, bey Seite setzen, sondern sie vielmehr mittheilen, wenn sie etwas zur Erklärung der Stücke beytragen können. Sie haben mir, da ich sie aufschrieb, manches Vergnügen gemacht, und ich hoffe, daß auch die Leser einigen Nutzen davon haben werden. Ich will hier nur noch einige allgemeine Betrachtungen über die Gefäße von Erde und Ertz mittheilen.

Schwerlich würden alle Völker, die Vasen von gebrannter Erde, so häufig gebraucht haben, woferne man sie nicht um einen sehr mäßigen Preis hätte bekommen können. Sie hatten aber über dieses noch eine andere Ursache, die sie bewegte, eine so ungeheuere Menge derselben verfertigen zu lassen. Sie bestund darinnen, daß diese Gefäße der Gesundheit nicht schädlich waren. Ob nun aber wohl die Gefäße von Ertz, dieses vorzügliche nicht hatten, so scheinet es doch, daß die Römer eine ausserordentliche Menge derselben gehabt haben, und daß sie bey ihnen vielleicht viel gemeiner gewesen sind, als unter andern Völkern. Sie bedienten sich derselben nicht nur bey dem Dienst ihrer Altäre, sondern auch zu dem täglichen Hausgebrauch. Und woferne Plinius nicht ausdrücklich gesaget hätte, a) daß die Gefäße

a) Stannum illitum æneis uasis, saporem gratiorem facit, et compescit æruginis uirus. Plin. Lib. XXXIV. c. XLVIII.

fäße von Erz wenn sie mit Zinn überzogen werden, einen angenehmern Geschmack verursachen, und das Gift des Kupferrosts stumpf machen, so würden wir vielleicht in Zweifel stehen, ob die Alten, das Kupfer zu diesem Endzweck gebraucht hätten, massen unter allen Gefäßen, die vor andern noch wohl erhalten sind, kein einiges angetroffen wird, an dem wir die mindeste Spur einer Verzinnung wahrnehmen könnten, die ihnen doch gar wohl bekannt gewesen ist, und ohne welche sie es wohl nicht würden gewagt haben, sich der Gefäße von Erz, in dem gemeinen Leben zu bedienen. Man hat sogar, wie es heißt, einige in den Herculanischen Ruinen angetroffen, die inwendig vergoldet und versilbert gewesen sind, und dieß ist das einige Exempel von einer solchen Zurichtung gedachter Gefäße. Die Stelle, die ich aus dem Plinius angeführt habe, ist ein Beweis, daß dieser Schriftsteller, auch die geringsten Kleinigkeiten nicht unberührt gelassen habe. Er ist auch der einige, der uns in diesem Stück einiges Licht gegeben hat; wie denn dieser weise Naturlehrer nichts scheinet vergessen zu haben, was uns zum Unterricht dienen könnte.

Nr. 1.

Diese schöne Vase von Erz, welche etwas mehr als vierthalb Septier in sich hält, ist eben diejenige, von der ich oben, bey der zwey und neunzigsten Kupfertafel, bereits Meldung gethan, und von welcher ich die Handhebe eines Messers, die sich mit einem Widderkopf endiget, und die auf der erstgedachten Kupfertafel Nr. 4. anzutreffen ist, abgesondert habe. Diese Vase ist vier Zoll neun Linien hoch, und hat weiter kein anders Verdienst, als einen gewissen Reitz in der Form und die sonderbare Oefnung, die in drey Theile abgetheilt ist, um die darinn befindliche flüßige Materie desto besser herausschütten zu können. Ich glaube, daß die Römer diese bequeme Form von den Hetruriern entlehnet haben. Wenigstens habe ich verschiedene derselben unter dem Denkmalen dieser Nation angetroffen. Doch wir wollen dieses jetzt nicht ausmachen. Ich bemerke nur noch, daß die gegenwärtige Vase noch völlig unversehrt ist. Es befindet sich aber nicht der mindeste Zierrath daran; ich müste denn einige wohl angebrachte und auf der Drehbank mit großen Fleiß gemachte Fäden, oder Riemen (filets) für eine Verzierung ausgeben.

Nr. 2.

Nr. 2.

Dieſe Vaſe von Ertz, welche nie, weder Handheben, noch ſonſt andere Verzierungen gehabt hat, erſcheinet hier eben ſo, wie ſie gearbeitet worden iſt. Sie faßt eine Pinte weniger einen Poiſſon flüßiger Materie. In der Höhe hat ſie ſechs Zoll, zehen Linien. Die Kreiſe, welche flüchtig an dem Hals, und an dem äuſſerlichen Boden angebracht ſind, beweiſen, daß dieſe Vaſe ſowohl, als alle diejenigen, die von eben dieſem Metall geweſen ſind, und die ich in dieſer Sammlung angeführt habe, mit aller nur möglichen Sorgfalt ausgebeſſert und geendiget worden ſind, nachdem ſie aus dem Model gekommen.

Nr. 3.

Dieſes kleine Gefäß, von dem die Handhebe verlohren gegangen, iſt von Ertz. Der Verluſt dieſer Handhebe iſt vermuthlich Urſache, daß die Form nicht mehr ſo angenehm iſt, als ſie etwa anfänglich geweſen ſeyn mochte. Es iſt drey Zoll, neun Linien hoch, und die runde Oefnung, welche in der Mitte des Bauchs und an der Seite befindlich iſt, beweiſet ganz deutlich, daß es mit einer reichen Incruſtation zugeſtopft geweſen. Der P. du Moulinet führt ein ähnliches Gefäß an. a)

Nr. 4.

Die Simplicitaet des Zugs und die Zierlichkeit des Forms an dieſer Urne, die aus dem allerſchönſten Alabaſter gemacht iſt, verdienen alle nur mögliche Aufmerkſamkeit. Die Richtigkeit des Deckels, und die ſehr dünn gearbeitete Materie, ſind ein deutlicher Beweis von dem Geſchmack und der Geſchiklichkeit des Artiſten, von dem dieſes Denkmal herrührt. Wenn ich alſo dieſe Stücke mit den alten Vaſen aus koſtbaren Materien, und beſonders mit verſchiedenen Vaſen von dieſer Art vergleiche, welche in dem Cabinet des Königs aufbewahrt werden, ſo finde ich nicht die geringſte Urſache, an dem Alterthum des gegenwärtigen Denkmals zu zweifeln, ohngeachtet ich ſolches weder aus der Arbeit, noch ſonſt aus einem andern ſichern Kennzeichen, zuverläßig beweiſen kan. Dieſes zierliche Stück hat ſieben Zoll, zwo Linien in der ganzen Höhe, und im gröſten Durchmeſſer vier Zoll, drey Linien.

a) Cabinet de S. Genev. p. 26.

Was den Gebrauch dieses Gefäßes anbetrift, so getraue ich mir nicht die Bestimmung desselben auszumachen. Indessen glaube ich, daß es vielleicht möchte gedient haben, die Asche von jemand darinnen aufzuheben. Und ohngeachtet dieses Stück ausserordentlich schön ist, so hindert mich doch dieses nicht, meine Muthmassung für wahrscheinlich zu halten, indem bekannt ist, daß die Römer dem Aufwande, den sie ihren Todten zu Ehren machten, keine Gränzen zu setzen gewust haben.

In Ansehung des Landes und der Zeit, wenn diese schöne Vase verfertiget worden ist, kan ich nichts gewisses sagen, doch ist die Form so genau, und überhaupt das ganze Stück so niedlich, und sowohl gedacht, daß man Mühe hat, sich zu überreden, daß es nur aus der Hand eines römischen Artisten sollte gekommen seyn. Ich habe es von ungefähr zu Paris gefunden.

Nr. 5.

Diese Thränenurne von weissen Glas hat eine sonderbare Form; wenigstens erinnere ich mich nicht eine ähnliche gesehen zu haben. Man fand sie das vergangene Jahr bey Neapel. Die Basis ist zween Zoll breit, und in der Höhe hat das Stück fünf und einen halben Zoll.

Die hunderste Kupfertafel.

Nr. 1.

Diese Art einer Schenckkanne, oder dieses langrunde Gefäß, ist von Erz, und noch völlig ganz und unversehrt. Dasselbe ist zehen Linien hoch. Die vortreflich gearbeitete Handhebe desselben habe ich unter eben dieser Numer besonders abbilden lassen. Die Zusammensetzung, noch mehr aber die Art der Arbeit, verdienen die Aufmerksamkeit der Kenner.

Man siehet ganz unten am Ende dieser Handhebe einen Schäfersjung, welcher eine Ziege melkt. In den übrigen drey Abtheilungen, welche der Länge nach daran befindlich sind, hat der Artist verschiedene Arten von Thieren vorgestellt. Alle diese

Zierra-

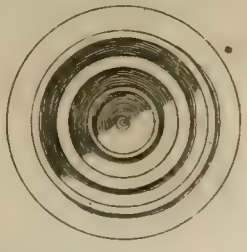
2

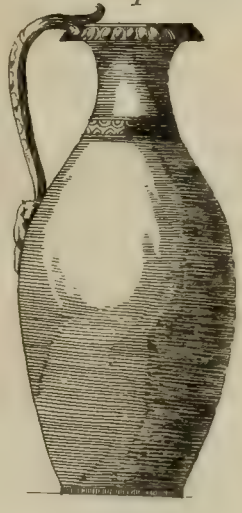
3

1

1

2


2


1

Zierrathen, welche von dem Landleben hergenommen sind, scheinen mir das grosse Alterthum dieses Stücks anzuzeigen. Ja ich muß sogar gestehen, daß ich weder an der Ordonnanz, noch an der Hand des Artisten, den römischen Geschmack erkennen kan. Da es mir an ähnlichen Denkmalen mangelt, womit ich das gegenwärtige vergleichen könnte, so bin ich nicht im Stande, in dieser Sache einen sichern Ausspruch zu thun; und daher sehe ich mich auch genöthiget, dieses Stück unter die römischen Werke zu setzen. Dem Maas nach enthält es zwo Pinten und drey Poisson. Die gröste Breite hat sechs Zoll im Durchschnitt.

Nr. 2.

Diese zweyte Schenkkanne ist ebenfalls von Ertz und könnte nicht besser erhalten seyn. Der Zug daran ist schön. Ausser dem Verdienst aber, das dieses Stück in Ansehung des Forms hat, ist es auch in Betracht der artigen Eyer, der schönen Fäden und der ungemein niedlichen Ausbesserung, die nicht besser seyn könnte, wenn es eine Goldschmiedsarbeit wäre, besonders schätzbar. Dieses Gefäß ist zehen Zoll, sieben Linien hoch. Aus der Handhebe, die unter eben dieser Numer, nach der eigentlichen Gestalt abgebildet ist, kan man, die Zärtlichkeit und die Art der Arbeit, genugsam abnehmen. Diese Handhebe ist sieben und einen halben Zoll lang; und das Gefäß, welches vier und einen halben Zoll breit ist, hält nach französischen Maas eine Pinte und ein halb Septier in sich. Man siehet unter den Numern dieses und des vorhergehenden Gefäßes, die auf der Drehbank gemachten Böden, welche von aussen gezieret sind. Der, welcher Nr. 1. vorkommt, hat eine ziemlich hervorstechende Erhobenheit; der andere ist schlechthin mit dem Werkzeug gemacht.

Nr. 3.

Dieses kleine Gefäß von Ertz, welches niemals weder eine Handhebe, noch eine andere Verzierung gehabt hat, und dessen ganzes Verdienst, in der Reinigkeit des Zugs und in der Ausbesserung bestehet, hält nach französischen Maas, ein halb Septier. In der Höhe hat es vier Zoll, vier Linien.

Die hundert und erste Kupfertafel.

Nr. 1.

Dieses Gefäß von Ertz, welches keine gar zierliche Form hat, und auch nicht ganz wohl erhalten ist, ist sehr dünn gegossen, oder mit dem Hammer ausgetrieben worden.

Man siehet nur noch etwas gar weniges von der Vergoldung, die daran gewesen ist. In der Höhe beträgt es fünf Zoll und eine Linie. Die Handhebe, die ich besonders, und etwas vergrössert, unter eben dieser Numer habe abbilden lassen, macht das einzige Verdienst dieses kleinen Denkmals aus. Sie ist sehr wohl erhalten, und stellet eine Sirene vor, deren Tour eben so fein, als angenehm ist; indessen ist sie von einer Art, die man auf dergleichen antiken Stücken ordentlicher Weise nicht antrift. Und dieses könnte uns wohl auf die Gedanken bringen, daß dieses Stück unter die neuern Arbeiten gehöre, wofür ich eben auch nicht Bürge seyn kan. In der Höhe hat dieses Stück vier Zoll; und nach französischen Maas enthält es gerade eine Pinte.

Nr. 2.

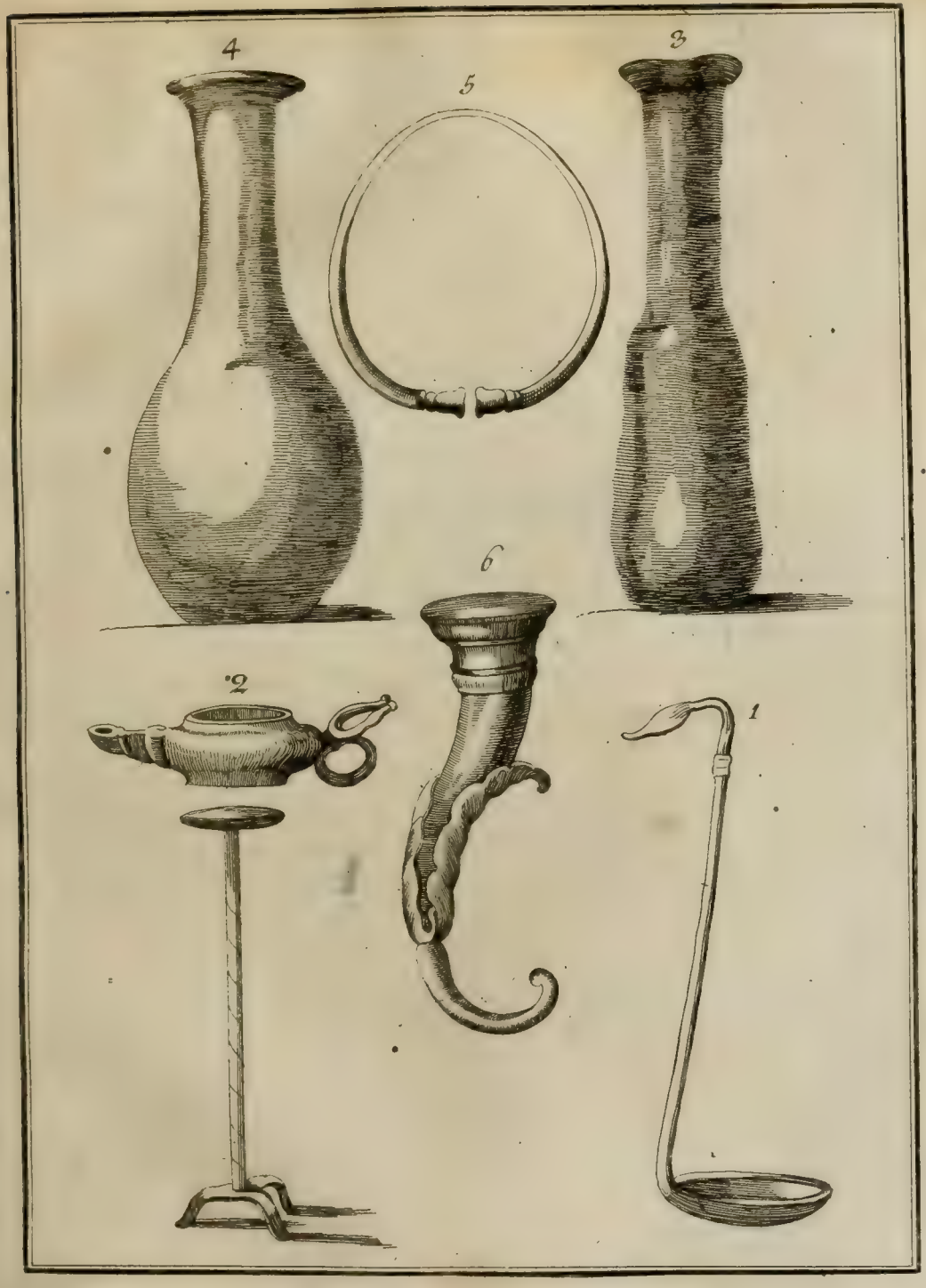
Dieses Gefäß von Ertz hat eine ganz besonders seltsame Form. In der Höhe hat es fünf Zoll, weniger drey Linien. Die Handhebe, welche in der ganzen Länge fünf und einen halben Zoll beträgt, raget um einen Zoll über dasselbe hinaus. Der Zierrath dieses Stücks ist unter eben dieser Numer besonders abgebildet worden. Das Laubwerk, welches sich mit einem Cartel endiget, so ein sitzendes Kind in sich schließt, verräth einen guten Geschmack; und ohngeachtet die Form dieses Gefäßes, noch in keiner, mir bekannten Sammlung angeführt worden ist: so getraue ich mir doch für das Alterthum desselben zu stehen. Nach französischen Maas hält es eine Pinte, weniger ein Poisson.

Nr. 3.

Man sieht hier ein Gefäß abgebildet, das dem Form nach, mit dem vorhergehenden fast völlig überein kommt. Es ist dasselbe ebenfalls von Ertz; in Ansehung

der

1
2
1
1
2
3


4
5
3
6
2
1

der Gröſſe aber iſt es von demſelben unterſchieden, maſſen es um die Hälfte kleiner iſt, als jenes. Mit einem Wort, dieſes Gefäß iſt nur drey Zoll, zwo Linien hoch, und enthält nach franzöſiſchen Maas nur ein halb Septier. Zudem iſt es auch übel behalten, und hat die Handhebe verlohren.

Uebrigens iſt an dieſem Stück gar nichts merkwürdiges. Das einige, ſo wir dabey lernen können, iſt dieſes, daß dieſe Form, wenigſtens eine Zeitlang bey den Römern Mode geweſen ſey. Denn dieſes läßt mich die Wiederholung des nemlichen Forms, in verſchiedener Gröſſe, wahrſcheinlich vermuthen.

Die hundert und zweyte Kupfertafel.

Nr. 1.

Das Simpulum war ein Inſtrument, welches man bey den Opfern gebrauchte, womit man Wein aus einem Gefäße, ſo Praefericulum hieß, herausſchöpfte, um ſolchen entweder zu verſuchen, oder zu opfern. Dieſe Inſtrumente waren von Holz a), und auch von gebrannter Erde b). Diejenigen aber, welche man in den Cabineten der Liebhaber der Alterthümer antrifft, ſind insgemein von Ertz. Das gegenwärtige, wovon man eine genaue Copie in der Sammlung des Herrn von Peireſc findet, iſt völlig überein und von Ertz. In Anſehung der Erhaltung könnte es nicht beſſer beſchaffen ſeyn. Es hat in allen, neun Zoll und zehen Linien in der Länge. Die Handhebe oder der Stiel, der ſich, wie ich wenigſtens glaube, mit einem Entenkopf endiget, raget über den untern Theil ſieben Linien hinaus. Der Löffel hat zween Zoll ſieben Linien im Durchmeſſer, und iſt ſechs Linien tief.

Nr. 2.

Dieſer kleine Fuß von Ertz ſcheinet ausdrücklich zu dem Ende gemacht zu ſeyn, daß er die Lampe, ſo von eben dem Metall, und gleich bey derſelben zu ſehen iſt, tragen

a) Nonnius cap. 15. num. 12.
b) Plin. lib. 35. c. 12.

gen ſollte. Ich beſaß einen andern von eben dieſer Art, der aber etwas ſtärker und vermuthlich zu eben dieſem Gebrauch beſtimmt war.

Dieſer kleine Fuß verdienet, wie ich glaube, allerdings einen Platz in einem Cabinet. Er iſt ſechs Zoll hoch, wenn man den Dreyfuß mitrechnet, worauf er ſtehet. Obenauf befindet ſich ein kleiner Teller, auf welchem die Lampe ſtehen konnte, welche ich gleich oben darüber habe abzeichnen laſſen, damit man an der Richtigkeit meiner Vermuthung nicht zweifeln, und zugleich ſehen könne, daß die Lampe nicht daran beveſtiget ſey. Der Körper dieſer Lampe hat nur einen Zoll, fünf Linien im Durchſchnitt. Wenn man den Schnabel, wo der Dacht hineingehörte, und eine Art einer Handhebe, womit man die Lampe tragen konnte, dazu rechnet, ſo beträgt die ganze Länge, zween Zoll und zehen Linien. Im übrigen iſt dieſes kleine Denkmal noch ganz und völlig unverſehrt.

Nr. 3.

Dieſe Thränenurne von Glas hat vier Zoll und vier Linien in der Höhe. Sie iſt noch ſehr wohl erhalten. Da man aber dieſe Gattungen von Vaſen ſchon ſo oft beſchrieben und abgebildet hat, ſo halte ich es für unnöthig, etwas von dem Gebrauch derſelben zu melden.

Nr. 4.

Dieſe kleine Urne hatte eine andere Beſtimmung, als die vorhergehende. Nach meiner Meinung diente ſie dazu, daß man allerley Räuchwerk, oder dergleichen Dinge darinnen aufheben konnte. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt die Form ſehr gut. Auch die Materie verdient einige Aufmerkſamkeit. Es iſt dieſelbe ein leichter Stein, den ich unter keine mir bekannte Gattung zu rechnen weiß. Es war auch nicht möglich, ihm die innerliche und äuſſerliche Form, welche er hat, auf der Drehbank zu geben, wobey die gröſte Genauigkeit beobachtet worden iſt. Dieſe Urne beträgt in der gröſten Höhe drey Zoll und drey Linien; der Bauch aber hat, wo er am weiteſten iſt, zehen Linien.

Nr. 5.

Nr. 5.

Man fand vor einiger Zeit, da man eine Heerstrasse von Nangis nach Bray-sür-Seine machte, einen ganz kleinen Kirchhof. Derselbe war mit einer Mauer umgeben, an der sehr viele Skelete mit dem Rücken angelehnt waren. Die meisten aber davon befanden sich, ohne Ordnung, in der Mitte dieses Begräbnißortes, in einer Grube. Das sonderbarste, so man bey dieser Entdeckung gefunden hat, waren einige Ringe, welche verschiedene von diesen Skeleten an dem Hals, an den Schenkeln und an den Armen hatten. Diese Ringe sind sehr leicht, dick und nicht gar breit. Einige davon sind mit eingebogenen Eyerleisten geziert, und mit guten Geschmack gemacht. Die meisten aber sind einförmig, und gehen die Ringe in einem fort.

Der hier abgebildete Ring, diente einem Jüngling, oder einem alten Weibe zu einem Halsband. Denn er hat nur vier Zoll und drey bis vier Linien, im Durchschnitt. Auch ist er unter denen, die mir zu Gesichte gekommen sind, der einige, welcher aufgemacht werden konnte, und an dem Orte, wo er von einander gehet, an beyden Enden, eine Verzierung hat, wie solches aus der Abbildung, die auf der Kupfertafel vorkommt, zu sehen ist. Diese Oefnung machte, daß man ihn bequemer an den Hals tragen konnte, wenn selbiger entweder aufschwoll, oder man sich sonst mit etwas stark bemühete. Alle übrige, die ich beurtheilen konnte, waren vollkommen rund und gleich in ihrem Umriß. Man konnte sie nicht tragen, ohne sie an dem Orte, wo sie bleiben sollten, zusammen zu löten.

Der Herr Graf von Herouville hat von dem Orte, wo man sie gefunden hat, eine ziemliche Menge von verschiedenen Gattungen, nebst allerley andern Geräthe von Erz mitgebracht, die keine andere Bestimmung konnten gehabt haben, als diese, daß man sie zu kriegerischen Zierrathen, oder zum Putz für die Frauenspersonen brauchte.

Man fand an diesem Orte auch ein Gefäß mit Müntzen, welche aber die Bauern dergestalt zerstreut haben, daß es mir nicht möglich war, eine einzige davon wieder aufzutreiben. Es ist daher sehr schwer, sicher zu bestimmen, ob dieser Begräbniß-ort für die Gallier, oder für die Römer gehört habe. Wollte man selbigen den

erstern zueignen, so könnte man sich, zum Beweis seiner Meinung, auf eine Stelle aus dem Strabo a) beruffen, wo dieser Schriftsteller meldet, daß die Gallier, nebst den Halsbändern, auch Ringe um die Arme getragen haben. Man hat auch in der That verschiedene Skelete in Frankreich gefunden b), die mit dergleichen Zierrathen versehen waren. Allein man muß hiebey wohl bemerken, daß Strabo und verschiedene andere Scribenten, mit ausdrücklichen Worten melden, daß die Hals- und Armbänder der Gallier von Gold gewesen sind. Diejenigen aber, die man an den Skeleten antraf, welche in Frankreich gefunden wurden, waren nur von Ertz. Auch dieses muß noch in Betrachtung gezogen werden, daß nicht gemeldet wird, daß diese Skelete, auch Ringe an den Schenkeln gehabt, dergleichen man doch an einigen Skeleten, welche zu Bray-für-Seine gefunden wurden, angetroffen hat. Dieser Umstand scheinet uns einiges Licht in dieser Sache zu geben, und uns auf die Vermuthung zu bringen, daß es Skelete von römischen Sclaven gewesen seyn möchten. So viel ist wenigstens richtig, daß diese Ringe an den Schenkeln getragen haben. Ovid c) und Martial d) thun hievon Erwehnung. Doch da nicht gemeldet wird, daß sie auch Hals- und Armbänder getragen haben, so glaube ich, daß man hier eine Vermischung der Gebräuche dieser beyden Völker annehmen und sagen könne, daß in diesem, vor kurzen entdeckten Begräbnißort, die Körper einiger Gallier, so römische Sklaven waren, begraben lägen, welche nach dem Geschmack, oder nach der Mode ihrer Nation, Hals- und Armbänder trugen, und zum Zeichen ihrer Sklaverey, auch Ringe an den Schenkeln hatten.

Nr. 6.

Dieses kleine Horn des Ueberflusses, ist von Ertz. Selbiges beträgt in seiner ganzen Länge drey und einen halben Zoll, und gehörte vermuthlich zu einem andern Stück, das ich aber, was es etwa möchte gewesen seyn, mir nicht zu errathen getraue. Ich habe es deswegen hier anführen wollen, weil der Umriß desselben sogar angenehm, und die Art, wie es aus dem Laubwerk herausteigt, sehr schön, und überhaupt die Art dieses Zierraths an diesem Stück, auf eine feine Manier tractirt ist.

Die

a) Lib. IV. pag. 197.
b) Relig. des Gaulois t. 2. p. 343.
c) Ovid. Pont. l. 6.
d) Martial. L. III. ep. 29.

2

3

4

4

4

4

1

Die hundert und dritte Kupfertafel.

Die Gefäße von Glas, deren ſich die Römer vermuthlich zu ihrem täglichen und gewöhnlichen Gebrauch bedienten, ſind ſehr oft von dem gemeinen Volke gebraucht worden, die Aſche ſolcher Perſonen darinnen aufzuheben, deren Familie nicht im Stande war, einen groſſen Aufwand zu machen. Unterdeſſen war doch dieſer Gebrauch in Italien ſo gar gemein nicht, woſelbſt ſich, nach meiner Meinung, die geringern Leute, noch öfter der Gefäße von gebrannter Erde zu dieſem Endzweck bedienet haben. Deſto häuffiger wurden, wie es ſcheinet, jene Gefäße, von den Einwohnern unſerer mittägigen Provinzen gebraucht.

Ehe ich aber auf die Beſchreibung der Stücke komme, welche auf der gegenwärtigen Kupfertafel erſcheinen, die mir die nächſte Veranlaſſung gegeben haben, die Art, wie ſie verfertiget worden, zu unterſuchen, will ich zuvor einige Betrachtungen über die Art und Weiſe mittheilen, wie ſie, nach meiner Meinung, von den Alten gemacht worden ſind. Und hieraus wird man leicht den Schluß machen können, daß der Nutze ſehr gros gweſen ſeyn müſſe, den ſie daraus ziehen konnten.

Wir können nur von den Gefäßen reden, die von den Römern bis auf uns gekommen ſind. Denn es würde ſehr ſchwer halten, einige von dieſer Gattung anzutreffen, die von ſolchen Völkern herkommen, die noch vor den Zeiten der Römer geweſen ſind. Es iſt zu merken, daß dieſe Gläſer kein Ponty haben. Man braucht dieſes Wort in der Glasmacherkunſt, wenn man von einem Stück reden will, welches gemacht wird, ohne daß der Glasmacher, um die Oeffnung zu machen, ſein Rohr an den Boden des Stücks angeſetzt hat. Durch dieſes Kunſtſtück geſchichet es, daß allemal viel oder wenig Materie, und allezeit ein nothwendiger Bruch daran bleibt, um das Stück abzuſondern; und das iſt es, was man Ponty nennet. Der Gebrauch, Gefäße mit einem platten Boden zu machen, iſt gänzlich abgekommen. Aus den Nachrichten aber, die ich aus Teutſchland erhalten habe, iſt dieſe Gewohnheit daſelbſt ſeit dreyßig Jahren wieder eingeführt worden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das Fayance und das Porcellan, welches ſeit einiger Zeit in Europa ſo gemein worden iſt, gar vieles dazu beygetragen hat, daß die Gefäße von Glas jetzt nicht mehr ſo häuffig unter uns ſind, als ehehin, da man ſie nun leichter entbehren kan, als ſonſt. Schon dieſes, daß ſie ſehr gebrechlich ſind, war Urſache, daß man

ſie eben nicht allzu hoch mehr achtete, und dagegen ſolchen Materien, die dauerhafter ſind, den Vorzug gegeben hat. Indeſſen wollten die Glasmacher ihre Manufacturen doch nicht eingehen laſſen. Sie entſchloſſen ſich daher ihre Arbeiten um einen wolfeilern Preiß zu geben. Und auf dieſe Weiſe iſt der Ponty ſo beliebt worden, daß man ihn faſt überall eingeführet hat. Unterdeſſen verurſacht derſelbe an dem Gefäße eine Ungleichheit, welche macht, daß daſſelbe gar leicht zerbrochen werden kan, und es auſſer Stand ſetzet, das Feuer auszuhalten. Die ganze Kunſt, kein Ponty zu machen, wie ſie von den Römern ausgeübet worden iſt, beſtehet darinnen, daß man das Glas, welches man zu bilden angefangen hat, mit einer Art einer eiſernen Zange mit drey bis vier Armen hält. Die Glaßmacher nennen dieſes Inſtrument eine Röhre mit einer Feder (canne à reſſort). Daſſelbe beſtehet aus drey bis vier eiſernen Schienen, die einen Zoll breit ſind, und in der Länge einen bis drey Schuh haben, nachdem nemlich das Glas, welches man machen will, gros oder klein iſt. Dieſe Schienen müſſen nicht gar dick ſeyn; indeſſen muß die Dicke derſelben, allezeit mit ihrer Breite übereinkommen, doch ſo, daß ſie ſich biegen laſſen. Man kan ſich leicht vorſtellen, daß ſie am Ende angelöthet, und an den vier Seiten der Stange (de la barre) angemacht ſeyn müſſen. Dieſe Stange, welche die Röhre bildet, iſt ein wenig zugerundet. Die Gröſſe derſelben muß mit der Länge der Schienen übereinſtimmen. Man bedienet ſich ſodann einer Art eines Rings von Eiſen, um die Gefäße zwiſchen den Schienen zu halten. Die Figur dieſes Rings iſt kegelförmig. Derſelbe iſt einige Linien dick, und die eine Höhe, iſt nach der Größe der Röhre eingerichtet. Er muß ſtark und wohl geſchlagen ſeyn. Man thut ihn auf eine ſolche Art in die Röhre, daß der breitere Theil deſſelben an die Seite der Schienen kommt, um ſie beſſer zuſammen zu ſchlieſſen und beyſammen zu behalten. Die Art wie man ſich dieſer Röhre mit einer Feder bedienet, iſt ganz natürlich und einfältig. Wenn der Glasmacher ein Glas geblaſen hat, ſo hält ihm ein anderer Arbeiter die Röhre mit der Feder hin, nachdem er zuvor die Schienen zurück gethan hat. Er umſchließt ſodann das Gefäß, indem er die Schienen mit Hülffe des Rings zuſammen ziehet. Wenn das Gefäß feſt gemacht iſt, ſo nimmt der erſte Arbeiter die Röhre mit der Feder, ſchneidet, oder ſondert diejenige ab, die er zum Blaſen gebraucht hatte, und ſolchergeſtalt kan er ohne Hinderniß die Oefnung des Gefäßes machen, und es auf die gewöhnliche Weiſe gar verfertigen. Wenn man dieſe Art des Verfahrens weiß, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn man einige viereckigte Gefäße, und auf dem Boden derſelben erhoben gezogene Ringe antrifft.

Auf

Auf diese Weise pflegten nun die Römer allezeit ihre Gläser zu machen. Und vielleicht war ihnen gar keine andere Art bekannt, als diese. Sie mögen übrigens so gros gewesen seyn, als sie wollen, so setzen mich doch alle diejenigen, die ich gesehen habe, in den Stand, mit aller Zuverläßigkeit zu behaupten, daß sie sich bey ihrer Glasmacherey, keiner andern Methode, als eben dieser bedienet haben.

Nr. 1.

Diese schöne Urne, ist vor wenig Jahren bey Aix in Provence, auf einem Landgute gefunden worden, von dem sich der Herr Praesident von S. Canat schreibet. Und eben dieser Herr ist es, welcher mir diese Urne verehret hat. Sie ist vollkommen wohl erhalten, und noch ganz unbeschädigt. Die Handheben verrathen einen sehr guten Geschmack. Der Deckel aber ist nicht so männlich, wie die andern Theile. Es befinden sich noch gegenwärtig die Asche und die calcinirten Gebeine darinnen, die man dieser Urne anvertrauet hatte; und ich kan versichern, daß damit kein Betrug vorgegangen sey.

Man findet in dieser Provinz gar oft einige Vasen von dieser Art, die mit runden Büchsen von Bley überzogen sind. Diese Büchsen sind nicht gar dick, und gar nicht ausgearbeitet, weil sie weiter zu nichts dienen sollten, als die Stücke von Glas, die in dergleichen Kästgen, oder Büchsen eingeschlossen waren, zu verwahren, damit sie so leicht nicht konnten zerbrochen werden. Ich habe es dabey bewenden lassen, um die wenige Kunst an diesem Ueberzug desto deutlicher vorzustellen, daß ich solchen mit punctirten Linien anzeigen ließ. Man kan freylich daran weiter nichts, als einen viereckigen Zug wahrnehmen; doch wird man auch leicht einsehen, daß es nicht möglich gewesen sey, die runde Gestalt desselben auszudrucken, ohne ihn besonders in Kupfer stechen zu lassen; welches aber wohl der Mühe nicht werth gewesen wäre. Es ist genug, wenn man weiß, daß der obere Theil dieser Büchse gelöthet gewesen sey, daß derselbe eine Art eines Deckels von einem Zoll machte, den man abheben konnte, wie solches bey allen Büchsen geschiehet, die keine Scharniere haben. Dieser Deckel ist mit Puncten auf der Kupfertafel angezeigt.

Diese Urne hat in der Höhe acht Zoll, und im gröſten Durchmesser hält sie sieben und einen halben Zoll, zwo Linien.

Nr. 2.

Diese Vase ist etwas über einen Schuh hoch, und im Durchschnitt, der fast durchgehends gleich ist, hat sie sechs Zoll, acht Linien. Ich kan nicht sagen, ob dieses Gefäß einen Deckel gehabt. Die walzenförmige Form dieses Denkmals, ist sonst an den Römischen Gefäßen so gar gemein nicht. Dasselbe kommt mit jenem Gefäße von Aegyptischer Erde überein, welches ich auf der funfzehenden Kupfertafel Nr. 1. habe abbilden lassen; und das gegenwärtige ist nur in Ansehung der Möglichkeit, daß es auf einem Boden stehen konnte, von selbigen unterschieden. Ich habe es von ungefähr in Paris angetroffen. Und das ist es auch alles, was ich von demselben sagen kann. Uebrigens scheinet es mir mit den drey übrigen Vasen, welche auf dieser Kupfertafel vorkommen, zu wenig Aehnlichkeit zu haben, als daß ich mir zu behaupten getrauete, daß solches zu einerley Gebrauch bestimmt gewesen sey.

Nr. 3.

Die allerschönste Form, die ungemein zierlich angebrachten Handheben, die genau beobachtete Räumlichkeit der Erweiterungen (evasemens) machen, daß dieses Gefäß von Glas ausserordentlich schön in die Augen fällt. Ich glaube sicher, daß es zu einem Aschenbehältniß bestimmt gewesen sey, und folglich auch einen Deckel gehabt habe. Der Verlust dieses Deckels darf uns aber eben nicht Zorn thun. Die Höhe dieser Vase beträgt neun Zoll; und im gröstен Durchschnitt hat sie acht Zoll. Ich ließ selbige in Provence kauffen, und bekam sie ohne weitere Nachricht, wo sie gefunden worden ist.

N. 4.

Man siehet hier alles Geräthe eines Todten, welches 1750. auf einen Dorf bey Montpellier gefunden worden ist. Es bestehet selbiges aus folgenden vier Stücken. Eine Urne von Glas. Die Form desselben ist ein wenig zu platt, und keine von den schönsten. Doch ist dieses Stück noch völlig unversehrt. Es beträgt in allen neun Zoll, zwo Linien von dem Boden angerechnet, bis über den Deckelknopf; und fast acht Zoll im gröstен Durchschnitt, über welchen die Handheben

auf

2
1
5
5
4
4
3

auf jeder Seite, ungefähr eilf Linien hinausragen. Ein kleines Gefäß von eben der Materie, wie das vorhergehende, welches auch von einerley Arbeit zu ſeyn ſcheinet. Vermuthlich war es beſtimmt, die Milch, oder den Wein hinein zu gießen, ſo man den abgeſchiedenen Geiſtern der Verſtorbenen zu opfern pflegte. Es iſt ſieben Zoll hoch; der viereckige Boden hat zween Zoll fünf Linien, und dieſer ſteigt in der nemlichen Form drey Zoll, drey Linien hoch, bis an den Ort hinauf, wo der Hals anfängt. Dieſes Stück hat nicht nur eben ſo wenig Ponty, als alle andere, ſondern es iſt auch der Boden deſſelben mit vier vorſtechenden und mit einigen andern Kreißen gezlert, die hohl ſind. Ich habe von dieſer Operation bereits zu Anfang dieſes Artickels geredet. Unter dem Geräthe dieſes Todten fand ſich auch eine kleine Schüſſel von gebrannter Erde, mit einem rothen Firniß überzogen. Selbige hat ſechs Zoll, drey Linien im Durchſchnitt, und iſt hohl und rund. Der platte Rand, womit ſie gezlert iſt, iſt einen Zoll breit, und hat eine Art einer Rinne für die flüßige Materie, die man hinein goß. Sie war vermuthlich zu denjenigen Lebensmitteln beſtimmt, die man den Verſtorbenen mitzugeben pflegte. Zum Beweis, daß ich auf alles, was man zu den Todten legte, aufmerkſam geweſen bin, führe ich auch ſo gar die übrigen Trümmer der kleinen Urne an, worinnen die Thränen aufbewahrt wurden, die man für ſie vergoſſen hatte. Ich habe ſie in keinem beſſern Zuſtande bekommen; ſie iſt unten rund; man konnte ſie alſo nicht gerad hinſtellen, ſondern ſie muſte gelegt werden. Was mich am meiſten bey dieſem Gefäß wundert iſt dieſes, daß es weit ſtärker und dicker iſt, als die andern Gefäße. Was die Materie aber anbelangt, ſo ſcheinet ſie eben die Beſchaffenheit zu haben, wie die übrigen.

Die hundert und vierte Kupfertafel.

Nr. 1. und 2.

Ich ſehe die anticken Vaſen, um der edlen Einfalt ihres Zugs willen, allemal mit neuen Vergnügen an; und ich muß geſtehen, daß ich allezeit eine heimliche Freude empfinde, wenn mir von ungefähr einige derſelben unter die Hände kommen. Die gegenwärtige iſt von Glas. Nach meiner Meinung ſcheinet ſie in die Claſſe derjenigen zu gehören, welche die Römer, ſo in den mittägigen Theilen Frankreichs

reichs wohneten, in ihre Gräber zu setzen pflegten. Dieses Gefäß ist sehr schlecht erhalten. Doch da ich die Stücke desselben, wieder in ihre gehörige Ordnung gebracht habe, so kan man doch von der Form urtheilen. Das sonderbare an den Handheben, die Festigkeit, die sie anzeigen, und endlich der gute Geschmack, welcher daran herrschet, vergnügten mich so sehr, daß ich eine davon, besonders habe abbilden lassen. Und dadurch ist man in den Stand gesetzet, dieses Gefäß aus einem doppelten Gesichtspunct kennen zu lernen. In der ganzen Höhe beträgt es acht Zoll, zwo Linien, und in der Länge sieben und einen halben Zoll. Die mit Nr. 2. bezeichnete Handhebe, ist drey Zoll, vier Linien hoch; in der obersten Breite hat sie zween Zoll, eilf Linien; und in der untersten drey Zoll, sieben Linien. Ich habe dieses Denkmal von Herrn Geoffroi, einem Mitgliede der Königlichen Academie der Wissenschaften bekommen.

Nr. 3.

Die Kenner werden gar bald den Geist von der Touche, und der Richtigkeit der Bewegungen dieses Pferdes bewundern, welches ausserdem weder etwas sonderbares hat, noch sich sonst auf einen historischen Umstand beziehet. Dieses kleine Stuck von Erz ist massiv gegossen. In der grösten Länge hat es sechs Zoll, und in der Höhe drey Zoll, neun Linien.

Nr. 4. und 5.

Diese beyden Gläser sind mit erhobenen Köpfen gezieret, die mir einiges Verdienst zu haben scheinen. Daher habe ich sie auch von vornen und im Profil abbilden lassen. Dasjenige Stück, welches Nr. 4. vorkommt, hat eine ungemein schöne grüne Farbe, wie ein Smaragd. Der Kopf ist sehr wohl gezeichnet, und eben so angenehm in Ansehung seines Zuges, als der Anordnung des Putzes und der Zusammensetzung. Das Nr. 5. abgebildete Stück, kommt noch genäuer mit der Farbe eines Türkis überein. Es kan auch gar wohl seyn, daß dasselbe keine römische Arbeit ist. An diesem Stück verdienet hauptsächlich die sonderbare Arbeit in Betrachtung gezogen zu werden. Diese beyden kleinen Stücke, haben nicht mehr als neun Linien im Durchmesser, und ich glaube, daß man sie zu Zierrathen, an verschiedenen Kleiderstücken gebraucht habe.

Die

1
IVLIA AVGVSTA

2
ANTONINVS PIVS AVG BRIT

3
IVLIA PLAVTILLA AVG

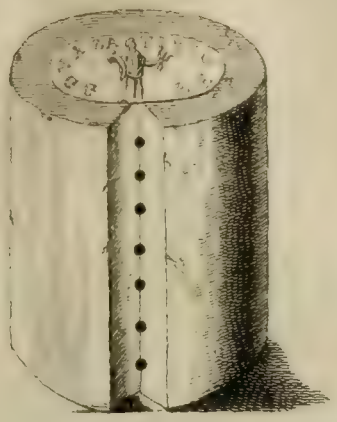
4
ANTONINVS PIVS AVG

5
IVLIA MAESA AVG

6
P SEPTGETA BIVS AVGBRIT

7
IVLIA AVGVSTA

II



8
FELICITAS AVGG

I

I

1
PIETAS PVBLICA

2
PONTIF TRPXIII COSIII

3
VENVS GENETRIX

4
VICTORIA PARTHICA

5
PIETAS AVG

6
TRP III COS II P P

7
VENVS

Die hundert und fünfte Kupfertafel.

Nr. 1.

Da man an dem Brunnen zu Nimes arbeitete, fand man vor einigen Jahren zween Münzſtempel von dem Kayſer Auguſtus. Beyde waren von Erz, und hatten eine kegelförmige Figur. Sie ſind auch beyde, einige Zeit hernach, in den Abhandlungen der Academie a) abgebildet worden. Einer von dieſen Stempeln wurde auf Befehl des Herrn von Bernage, der damals Intendant von Languedoc war, unter die Müntzpreſſe gethan. Allein derſelbe konnte der Gewalt dieſer Maſchine nicht widerſtehen; er gieng alſo in Stücken, und da man die Trümmer wenig achtete, giengen ſie verlohren.

Der zweyte Stempel, von dem ich gegenwärtig eine Zeichnung vorlege, und den man mehr für ein Petſchaft, als für einen Müntzſtempel halten ſollte, hatte das Schickſal, daß er in allerley Hände kam, die den Werth deſſelben nicht zu ſchätzen wuſten. Ja es war ſo gar an dem, daß er ein noch kläglichers Schickſal hätte erfahren müſſen, woferne ich ihn nicht, durch einen ungefähren Zufall in meine Gewalt bekommen hätte. Es iſt derſelbe vierzehen Linien hoch, und im Durchſchnitt hat er eilf Linien, ſo daß er alſo in der Höhe eine Linie mehr hat, als der Müntzſtempel, welcher in dem Cabinet der H. Genoveſa befindlich iſt, und den der P. du Moulinet b) bereits bekannt gemacht hat, welcher aber die Schrift darauf nicht richtig geleſen zu haben ſcheinet. Denn anſtatt der Worte: CAESAR AVGVSTVS DIVI F. PATER PATRIAE, die man noch ganz deutlich auf dem Original leſen kan, heißt es in der Abſchrift, die er uns davon mitgetheilet hat: IMP. CAESAR AVGVSTVS PATER PATRIAE.

Dieſe drey Münzſtempel des Auguſtus hatten eine ſo vortheilhafte Form, daß ſie dem Hammer widerſtehen konnten. Denn wenn ſie in einen Mantel (mandrin) von Metall, welcher die nemliche Form hatte, gethan wurden, ſo wurden ſie in allen

a) Tom. XIV. Hiſt. pag. 105.
b) Cabinet de S. Genev. p. 117.

len ihren Theilen genau und gleich getragen. Man siehet auch leicht, daß das Kupfer, woraus sie bestunden, eine dergleichen Hülfe nöthig hatte, damit es durch die große Gewalt, die es ausstehen muste, nicht Noth litte, indem es nicht gehärtet war.

Ich kan von der Beschaffenheit desjenigen, welcher zerbrochen worden ist, nicht urtheilen. Die beyden andern habe ich etwas genäuer untersucht. Da mich die Schwere derselben, welche ihrer Grösse nicht angemessen war, in Verwunderung setzte; so brauchte ich die Feile und brachte einige Theilchen von aussen damit herab; und da ich sie untersuchte, sahe ich ganz deutlich, daß der eine, wie der andere, aus Kupfer, Zink, Zinn und calcinirten Bley, in gleichen Theilen zusammen gesetzt sey. Am allermeisten aber wurde ich dadurch überzeugt, daß zu diesen alten Stücken eine dergestallt vermischte Massa genommen worden sey, da eben diese Materie, die ich in die Formen goß, welche ich von gedachten Stücken machte, ein gleiches Gewicht gehabt hatte.

Durch diese Untersuchung bekommt dasjenige, was ich oben von dem Kupfer gesagt habe, eine neue Bestättigung. Denn dieses Metall wird hier zu etwas solchem angewendet, welches den grösten Widerstand erforderte; und ich schliesse daraus, daß zu den Zeiten des Augustus, und in einem Jahrhundert, wo die Künste die gröste Stuffe der Vollkommenheit erstiegen hatten, man sehr oft das Kupfer, dem Eisen vorgezogen habe.

In den folgenden Zeiten scheinet es, man habe dieses letztere Metall öfter gebraucht, welches davon hergekommen seyn mag, daß es entweder gemeiner worden ist, oder daß man die Kunst gelernt hat, solches leichte zu bearbeiten. Denn in dem Cabinet der H. Genovefa werden zween Münzstempel von Eisen aufgehoben, die wirklich antick sind, und die der P. du Moulinet ebenfalls in Kupfer stechen lassen, aber ohne zu bemerken, von was für einem Metall sie seyen. Der eine stellt, nach dem Bericht dieses Mannes, den Kopf des Constantius Chlorus für, mit dieser Umschrift: FL. VAL. CONSTANTIVS NOB. C; der andere aber den Revers einer Medaille, worauf man einen Kayser auf einem vierspännigen Wagen siehet, der von dem Sinnbild des Sieges gekrönet wird, mit diesen Worten: PONTIF. MAX. TR. P. II. COS. II. P. P. Sowohl die Umschrift als die Vorstellung

lung kommen auf einer goldnen Münze des Kayſers Macrinus vor. Der erſte von dieſen Münzſtempeln iſt nicht vollkommen rund. Er hat in der einen Breite, funfzehen, und in der andern ſiebenzehen Linien. Der zweyte hat neun Linien im Durchſchnitt. Sie ſind nicht kegelförmig, ſondern gleich zugeſchnitten.

Derjenige, auf welchem ein Kopf vorgeſtellt wird, iſt drey Linien hoch; der andere aber hat derſelben vier. Sie hatten folglich beyde nur die nothwendige Dicke, daß ſie in einen Mantel, von einer ähnlichen Form eingeſchloſſen werden konnten; ohne welchen es auch nicht einmal möglich geweſen wäre, die Münzen mit dem Hammer zu prägen. Dieſe gebrauchte Vorſicht machte, daß ſie nicht ausglitſchen konnten, und man weiß, daß der Gebrauch der Münzpreſſe erſt ſeit zwey hundert Jahren eingeführet worden ſey.

Nr. 2.

Zu Anfang dieſes Jahrhundert machte man zu Lyon einige ſehr beträchtliche Entdeckungen, wovon uns der P. Meneſtrier, ein Jeſuit, in einem, in die Memoires de Trévoux a) eingerückten Brief, Nachricht giebt. Allein ſie ſind weder abgebildet, noch genau genug beſchrieben worden, und vielleicht iſt auch der gröſte Theil davon zerſtreuet worden. Denn ob man gleich bey aller Gelegenheit zu ſagen pfleget: in einem ſo erleuchteten Jahrhundert, wie das unſrige iſt: ſo kan man doch ſicher glauben, daß das Geſchlecht der Barbaren unter uns noch nicht ausgeſtorben ſey. Unter dieſen Ueberbleibſeln aus dem Alterthum befanden ſich auch die Gießformen, welche ich hier habe vorſtellen laſſen. Ich will ſie kürzlich beſchreiben.

Wenn man zwey zubereitete Stückgen Erden nimmt, wenn man einem jeden die Form einer kleinen, und auf beyden Seiten glatt gemachten Tafel giebt, die einige Linien dick, und an dem Rand zugerundet iſt: wenn man nach dieſem auf die eine, wie auf die andere eine Münze drückt: ſo iſt leicht zu begreiffen, daß eine jede von dieſen Tafeln auf der einen Seite, eines von den Bildern hohl vorſtellen werde, welches auf der Münze erhoben zu ſehen iſt. Wenn man alsdann die beyden Tafeln mit einander vereiniget, indem man ſie am Rande mit Leim ver-

 ſchmiert,

a) 1704. pag. 1213.

ſchmiert, wenn man ferner in beyde zuſammengefügte Tafeln ein Loch, oder einen Einſchnitt macht, durch den man eine flüßige Materie hineinbringen kan, ſo hat man einen ordentlichen Model, und wenn derſelbe gebrannt iſt, ſo iſt man im Stande allerley Müntzen, von was für einem Metall ſie auch ſeyn mögen, zu gieſſen. In der Operation, die ich eben beſchrieben habe, hat eine jede Tafel, nur auf der einen Seite einen Abdruck, wenn man aber auch auf der andern eine Münze abdruckt, und wenn man an dieſe neuen hohl abgedruckten Bilder, noch andere Tafeln anfügt, auf denen ebenfalls eine Münze abgedruckt iſt, ſo bekommt man eine an einander hängende Rolle von Gießmodeln, in denen man mehrere Münzen zugleich, und auf einmal abgieſſen kan. Und von dieſer Art und Beſchaffenheit iſt der Gießmodel, welchen ich auf der gegenwärtigen Kupfertafel habe in Kupfer ſtechen laſſen. Derſelbe iſt cylinderförmig, und beträgt in der Höhe anderthalb Zoll, und in der Breite ungefähr einen halben Zoll. Es iſt ſolcher nicht mehr ganz. Denn auf der obern Seite ſiehet man den Revers einer Nr. 8. abgebildeten Münze, der zu einem Kopf gehörte, wovon der Abdruck auf einer Tafel befindlich war, die aber von dieſer Rolle verlohren gegangen iſt. In dem Zuſtande, worinn ſie ſich gegenwärtig befindet, beſteht ſie aus acht Tafeln, welche eben ſoviel ganze Gießmödel ausmachen, welches aus den Löchern abzunehmen iſt, die ſich in der Höhe des Cylinders befinden.

Sobald ich dieſe Gießmödel in die Hände bekam, machte ich einen Verſuch und goß Zinn hinein, um zu ſehen, was daraus werden würde. Da ich glaubte, daß es kalt genug ſeyn würde, ſonderte ich die Modelle alle mit einer ſubtilen Säge von einander ab. Allein es kamen ſehr ungeſtalte Stücken zum Vorſchein, maſſen in dem leeren Raum des Gießmodels etwas Erde hineingekommen war. Ich reinigte jede von dieſen Tafeln insbeſondere; ſodann that ich eine jede wieder an die gehörige Stelle, und verſchmierte ſie auf das neue mit Leim, und da ich abermal Zinn hineingegoſſen hatte, bekam ich die ſieben Münzen, die auf dieſer Kupfertafel vorgeſtellt ſind. Dieſes wiederhohlte ich öfters, und zwar allemal mit guten Erfolg, woraus ich ſchloß, daß dieſe Mödel mehr als einmal gebraucht werden konnten. In dieſen Mödeln waren einige ſchon bekannte Münzen abgedrückt; ſie ſcheinen zu der Zeit, da Caracalla und Geta mit einander regierten, gemacht zu ſeyn. Es ſind Münzen von dieſen Regenten, von der Julia Domna ihrer Mutter, und von der Julia Maeſa, die Auguſta genennet wird. Hieraus iſt abzunehmen, daß die Julia Maeſa nicht, wie man insgemein glaubte, unter dem Kayſer Heliogabalus

lus diesen Titel bekommen habe, sondern daß ihr solcher, durch das Ansehen der Julia Domna, die ihre Schwester war, von dem Septimus Severus beygelegt worden sey. a) Wenigstens ist so viel richtig, daß sie bey diesem Kayser, in ganz besonderer Hochachtung gestanden sey, und daß sie während seiner und seines Sohns Regierung, ein eigenes Gemach in dem Kayserlichen Pallast innen gehabt habe. Doch, ich will mich nicht länger bey dieser Muthmassung aufhalten, sondern vielmehr den Gebrauch, wozu diese Gießmödel bestimmt waren, auszumachen suchen.

Le Bois, b) Savot c) und andere Alterthumsforscher glaubten, daß sich die Alten der Münzstempel und Formen bedient, um die Münzen zu prägen; daß sie Anfangs die Materie in solche Formen gethan, wo sie den Umriß, die Dicke, und gleichsam den Grundriß der Sache bekamen, die darauf fürgestellt werden sollte; daß sie sodann, nachdem sie diese Stücke auf das neue in das Feuer gethan, sie solche genau und passend unter einen Stempel gelegt, der tiefer geschnitten war, als die Modelle, um ihnen sodann, vermittelst des Hammers eine größere Erhobenheit, und eine viel größere Vollkommenheit mitzutheilen. Nun ist wohl nicht zu läugnen, daß man auf solche Art hätte verfahren können. Allein die Zeit, die dazu erfordert wurde, machte daß diese Methode, besonders unter solchen Umständen, wo man schleunig mehrere Stücke nöthig hatte, nicht wohl zu gebrauchen war. Herr Mahudel d), welcher die Meinung, von der ich eben geredet habe, widerlegte, meinte, daß die Modelle, die man in den neuern Zeiten entdeckt hat, von falschen Münzern möchten gebraucht worden seyn. So wahrscheinlich dieser Gedanke ist, so wird es mir doch erlaubt seyn, solchen mit einer andern Meinung zu vertauschen, der man, wie ich glaube, noch nicht genugsam nachgedacht hat.

Ich glaube daß die Römer theils einige Müntzen gehabt, die sie mit dem Hammer prägten, theils aber auch solche, die blos in den Gießmödeln waren abgegossen worden; daß man in gewissen Fabricken, und zu gewissen Zeiten, eine von diesen Methoden, der andern vorgezogen habe, und daß dieser doppelte Gebrauch ihnen nicht allein eigen gewesen sey, massen wir einige Münzen von Aegyptischen, Syri-

 schen

a) Herodian. L. V.
b) Le Bois fol. 10.
c) Savot disc. sur les Med. pag. 31.
d) Hist. de l'Academ. des Inscript. tom. 3. p. 22.

schen und Jüdischen Königen haben, von denen einige mit einem Stempel geprägt, andere aber nur gegossen worden sind, und man noch über dieses eben diesen Unterschied auf den Münzen einiger Griechischen Städte wahrnimmt, die zur Zeit der Kayser sind geprägt worden.

Damit uns aber die Wahrscheinlichkeit dieser Meynung noch deutlicher in die Augen falle, müssen wir bemerken, erstlich daß unter den Modellen, die wir noch aus den alten Zeiten haben, wenigstens unter denen, welche die Schriftsteller angeführt, oder die ich in verschiedenen Cabineten gesehen habe, keines anzutreffen sey, welches über die Zeiten der Regierung des Septimus Severus hinausreichte. Zweytens daß diese Modelle zu silbernen Münzen bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Drittens, daß gegen die Zeiten des Septimus Severus zu, der innere Gehalt der silbernen Münzen abgenommen, und daß diese Verringerung, bis auf die Zeit der Regierung des Diocletianus, je länger, je größer worden sey.

Diese immer auf einander folgenden Veränderungen musten ganz natürlich zweyerley Folgen nach sich ziehen.

Die erste Folge war diese, daß dadurch das Nachprägen der silbernen Münzen verhindert wurde. Denn wenn man überlegt, daß die Münzen der meisten Nachfolger des Septimus Severus von sehr schlechten Schrot und Korn sind, so ist wohl kaum zu vermuthen, daß die falschen Münzer ihr Leben bey einer Sache sollten in Gefahr gesetzt haben, wobey gar wenig für sie, und zu ihrem Lebensunterhalt zu gewinnen war.

Die zweyte Folge, welche der verminderte Gehalt der silbernen Münzen nach sich zog, bestunde darinnen, daß die über die Münze gesetzten Beamten nicht mehr diejenige Sorgfalt auf die Stücke von Silber wendeten, mit der sie, die Münzen von Gold ausprägen liessen; daß sie den kürzesten Weg giengen, und die bequemsten Mittel ausdachten, mit der Ausprägung derselben bald fertig zu werden, und daß sie folglich gar oft, statt der Münzstempel, die Gießmödel zur Hand nahmen, die vielleicht damals schon in gewissen Fabricken in Italien, in Gallien u. s. w. eingeführt waren.

Die eben angeführten Betrachtungen, veranlassen mich, daß ich es wagen will, noch einige andere mitzutheilen. Man erstaunet darüber, wenn man bedenket, daß

so

ſo viele Münzen von ſolchen Kayſern bis auf uns gekommen ſind, welche nur etliche wenige Jahre, ja wohl gar nur einige Tage regieret haben. Man fragt, wie es möglich geweſen ſey, daß in einem ſo gar eingeſchränken Zeitraum, ſo viele Münzſtempel haben geſchnitten werden können. Ich antworte hierauf, daß vielleicht der meiſte Theil von dieſen Münzen gegoſſen worden ſey. Und wenn man dieſe Vermuthung annimmt, ſo iſt es leicht zu begreiffen, wie in ſo kurzer Zeit, eine ſo groſſe Menge derſelben habe zum Vorſchein gebracht werden können. Der eine Künſtler konnte gar geſchwinde auf einen Stempel einen erhobenen Kopf mit einer Umſchrift ſchneiden, die dazu kommen ſollte, während der Zeit, da ſich ein anderer mit dem Revers beſchäftigte. Dieſer Stempel konnte von einem Metall, oder von einer Materie ſeyn, von welcher er wollte. Es war ſchon genug, wenn derſelbe nur ſo viel Feſtigkeit hatte, daß man damit auf der weichen Erde die Bilder abdrücken konnte, die erhoben auf den Stempel geſchnitten waren. Und auf dieſe Weiſe war denn der Gießmodel bald fertig. Vielleicht geſchah es auch, um dieſe Operation abzukürzen, daß man die Buchſtaben nicht auf den Stempel ſchnitte, und daß man es dabey bewenden ließ, ſie in den Modellen, mit dergleichen Characteren abzudrücken. Die verſetzt und verkehrt ſtehende Buchſtaben, welche man auf ſehr vielen alten Münzen antrifft, geben dieſer Vermuthung ein ſtarkes Gewicht. Allein, ich habe nicht einmal nöthig, mich auf dieſe Vermuthung zu beruffen, um zu beweiſen, daß der erſt erklärte Proceß nicht zween Tage Arbeit erforderte, wenn man damit wollte fertig werden, und daß man ſich deſſelben vornehmlich bey der Gelegenheit bedienen muſte, wenn ein Kayſer zur Regierung kam, und unter ſolchen Umſtänden, wo der neue Kayſer Urſache hatte, daran zu ſeyn, daß auf den Münzen, ſo ſchleunig als möglich, die Beweiſe ſeiner Würde erſchienen, und wo die zur Münze beſtellte Bedienten ſich um die Wette beeiferten, ihm deutliche Proben, von ihrem Eifer, und von ihrer Unterthänigkeit zu geben. Und dieſes iſt es noch nicht alles.

Man konnte auch nach dem Beyſpiel dieſer Cylinder von gebrannter Erde, wo die Münzmodelle ſo aneinander gefügt ſind, daß allezeit ein Kopf und der Revers beyſammen ſtehen, auch ſolche Walzen von Kupfer machen, die mehrere Modelle enthielten, die entweder mit Erde aneinander gekeimt, oder durch Scharniere zuſammen gefügt waren, womit man die Bewegung derſelben regieren konnte, und auf die man mit einem Grabſtichel einen Kopf, und einen Revers hohl ſchneiden konnte. Dieſe anderweitige Operation würde eben ſo geſchwind, als leicht geſchehen geweſen

ſeyn,

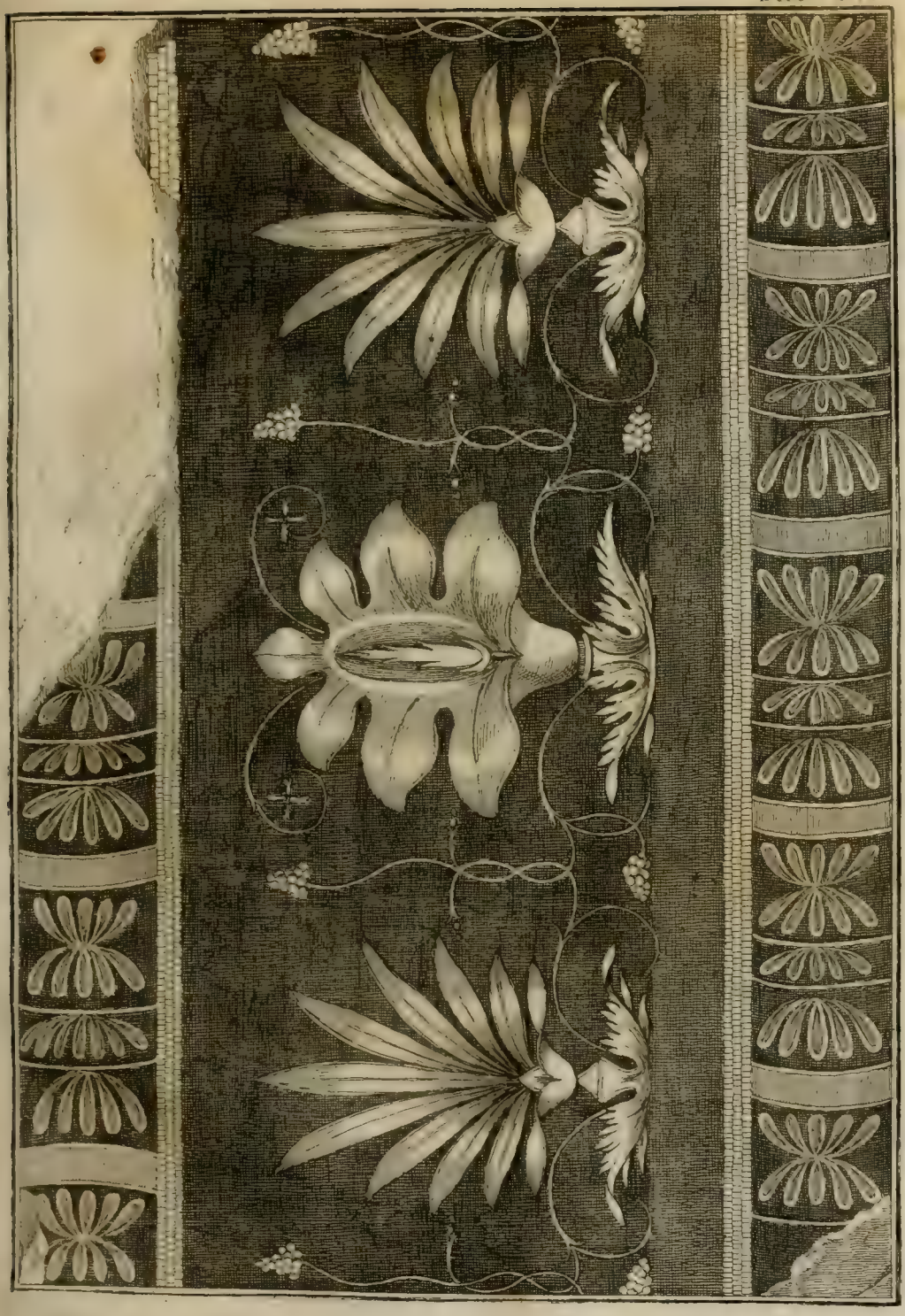
ſeyn, und ich kan verſichern, daß ſie mit gutem Erfolge würde angewendet worden ſeyn.

Man wird mir vielleicht die Einwendung machen, daß man meiner Meinung zu folge, ſehr viele Münzen der Kayſer von Gold und Silber würde antreffen müſſen, an denen die Merkmale des Guſſes zu finden wären, als zum Beyſpiel die Leichtigkeit des Gewichts, die Spuren des Guſſes an dem Rand, die Spalten oder kleinen Riſſe an dem Grund, welche von dem heiſſen Guß herrühren u. ſ. w. Allein eben dieſe Schwierigkeit hat auch bey der Meinung derjenigen ſtatt, welche die Gießmödel, die man entdeckt hat, für ein Werk der falſchen Münzer halten. Da von dieſen letztern ſehr viele ungegoßene Münzen bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie uns auch ſehr viele gegoſſene zurück wurden gelaſſen haben. Zudem iſt es, nach ſo vielen Jahrhunderten, ſo gar leicht nicht, dieſe letztern Gattungen der Münzen von den übrigen zu unterſcheiden. Indem ſie im Handel und Wandel gebraucht worden, und manchmal viele Jahre in der Erde gelegen haben, verlohren ſie die hauptſächlichſten Merkmale, an denen man die Art, wie ſie gearbeitet worden ſind, unterſcheiden könnte. Der Rand wird dadurch zugerundet; die Felder werden durch das aneinander reiben glatt gemacht, oder von dem Salz in der Erde angegriffen. Dadurch geſchiehet es, daß die Fläche ganz gleich iſt, und man alſo die kleinen Löcher, welche der Guß macht, nicht mehr erkennen kan. Was das Gewicht der Münzen anbelangt, ſo iſt der unendliche Unterſchied nur allzuwohl bekannt, der ſich in dieſer Betrachtung an den Münzen eines und eben deſſelben Kayſers befindet. Ich glaube daher, daß unter den alten Münzen, die wir noch gegenwärtig beſitzen, ſehr viele ſind, die man nicht mit dem Hammer geprägt hat. Doch überlaſſe ich es den Alterthumsforſchern, die auſſerdem auch eine Kenntniß von den Metallen haben, von meinen Grundſätzen, und von den Folgen, die ich daraus gezogen habe, zu urtheilen.

Die hundert und ſechſte Kupfertafel.

Dieſes Stück einer Frieſe von moſaiſcher Arbeit, kommt mit einem andern vollkommen überein, welches von der nemlichen Arbeit und Proportion, aber etwas gröſſer iſt, und das der Herzog von S. Aignan mit aus Rom gebracht hatte, als

er



er von seiner Gesandschaft zurücke kam. Man hat sie vor einigen Jahren zu Tivoli gefunden. Sie machten, wie man mir versicherte, einen Theil der Verzierung des Fußbodens in einem Tempel aus, und dienen uns noch gegenwärtig zum Beweise, daß man nichts geschonet habe, um selbige recht prächtig zu machen.

Wir finden in allen Sammlungen von Alterthümern Beweise von den prächtigen Fußböden, welche die Römer in ihren Tempeln, in ihren Bädern, und in sehr vielen Gemächern ihrer Häuser hatten. Es ist aber diese Arbeit viel zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, eine Operation weitläuftig zu beschreiben, die man vollkommen wieder erfunden hat. Denn man kan mit Grund der Wahrheit sagen, daß die Neuern im Stande sind, mosaische Arbeiten, mit solcher Genauigkeit und mit einem solchen Geschmack zu verfertigen, welcher alle Werke von dieser Art übertrifft. Die bewundernswürdigen Arbeiten von dieser Art in der St. Peterskirche zu Rom werden die Augen der Kenner zu allen Zeiten, mit Erstaunen auf sich ziehen. Sie sind beynahe ein kleines Wunderwerk; sie werden daher auch unsern spätesten Nachkommen noch zum Beweise dienen, daß es die neuern Maler, in allen Stücken ihrer Kunst, bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Ohngeachtet diese Operation in der That nur eine Arbeit ist, wozu man Gedult braucht, die darinnen bestehet, daß man die Stückgen schneidet, und sie genau nach den Farben zusammen setzet: so müssen wir doch gestehen, daß wir den Künstlern, die sich auf diese Arbeit gelegt haben, noch mehr aber denenjenigen Dank schuldig sind, die sie in den Stand gesetzt haben, sich in diesen Arten der Arbeiten vollkommener zu machen, welche nothwendig sehr theuer seyn müssen, da die Verfertigung derselben sehr viel Zeit erfordert.

Die Zeichnung, welche ich gegenwärtig vorlege, giebt den Geschmack dieser Einfassung genugsam zu erkennen. Die Arten von Blumen, woraus dieser Zierrath bestehet, stehen in einer genugsamen Weite von einander. Vielleicht möchte die Manier derselben etwas trocken zu seyn scheinen. Damit man sich aber einen Begriff von der Mühe, und den Kosten, die auf diesen Fußboden gewendet wurden, machen könne, so will ich nur dieses einige bemerken, daß diese Mosaische Arbeit aus Gläsern bestehet, die in sehr kleine Stückgen oder Stefte zerschnitten werden musten. Diese Stefte sind so klein, daß in einem Raum, den ein Zoll im Viereck einnimmt, ungefähr hundert und acht und vierzig Stückgen enthalten sind; denn man

kan ſie wegen der Ungleichheit der Steſte, womit der Grund angefüllt iſt, und welche die Umrißе nöthig machten, ſo genau nicht zehlen.

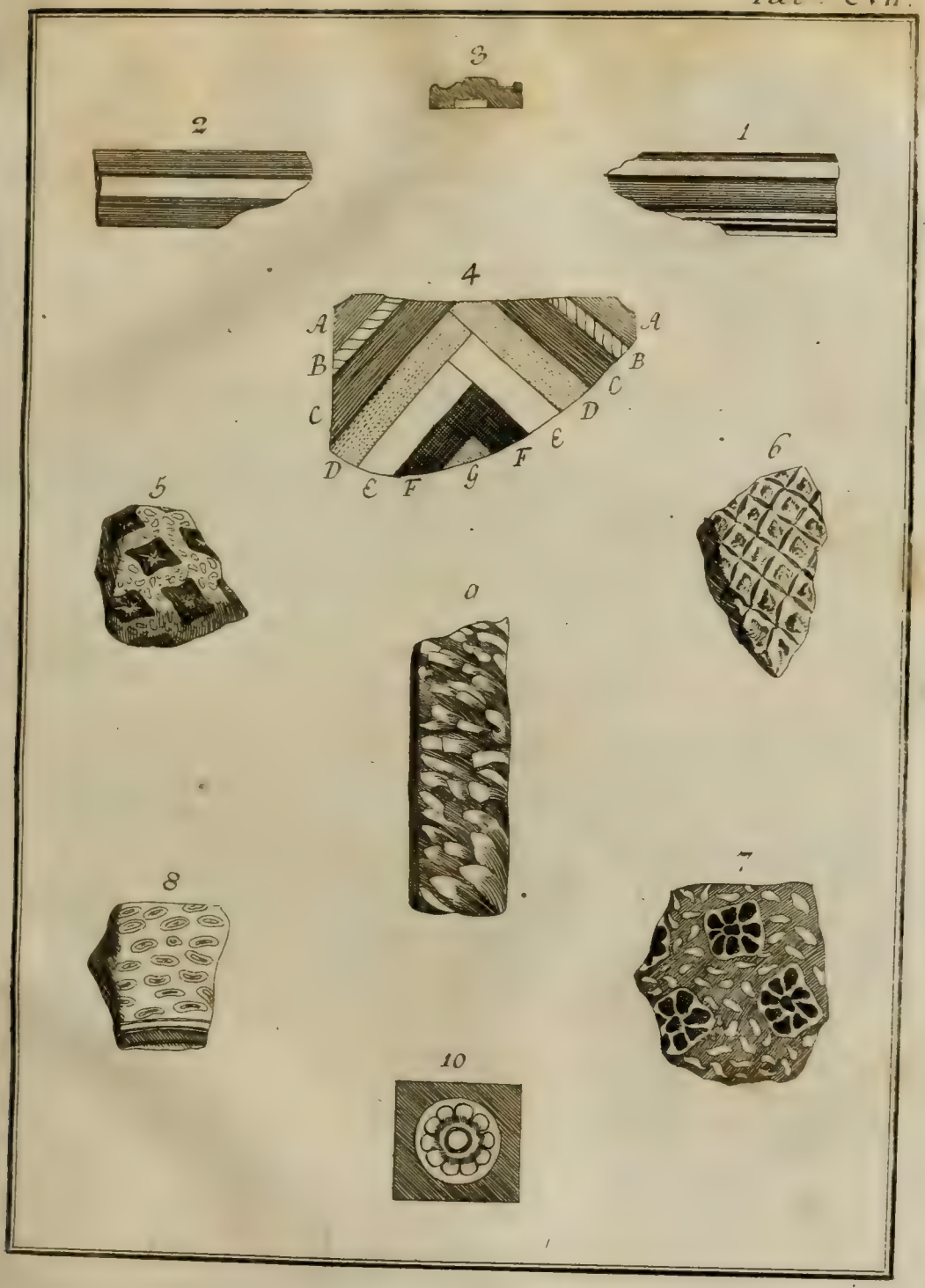
Ob man ſich wohl übrigens zu allen Zeiten bemühet hat, die Zierrathen der Tempel auf eine ſchickliche und anſtändige Art zu verfertigen, und dabey beſonders in Anſehung der Wahl der Farben ſehr aufmerkſam zu ſeyn: ſo dienet doch eben dieſe Wahl zu einem neuen Beweis von der Dauer der Farben, welche die Römer vorzüglich liebten, und wovon in dieſer Sammlung bereits einige Beweiſe angeführt worden ſind.

Dieſe Moſaiſchen Arbeiten ſtehen mit der Malerey in einer ſehr genauen Verbindung, und ſind gleichſam eine Folge und Nachahmung derſelben. Man ſiehet dieſes an dem gegenwärtigen Stück. Der Grund deſſelben iſt ſchwarz; das weiſſe bildet nicht nur alle Umriſſe, mit der allergröſten Niedlichkeit, ſondern es herrſchet ſolches auch auf dem gröſten Theil des Laubwerks. Die Kettenzüge ſind von einer dunkel grünen Farbe; ſie endigen ſich mit mattgelben Körpern; ſodann herrſcht das dunkelrothe. Man ſiehet hieraus gar lekht die ſchöne Uebereinſtimmung dieſer Farben; und was die Gläſer anbelangt, die eine weiſſe Farbe haben, ſo bilden ſie nicht nur die Umriſſe mit der gröſten Genauigkeit, ſondern ſie bilden auch eine Rundung, und thun an den verſchiedenen Orten, wo ſie nöthig waren, die Wirkung des Lichts.

Dieſes Fragment iſt einen Schuh lang, und einen Schuh, weniger acht Zoll breit, und noch ſehr wohl erhalten. Ich habe ſolches von den Herrn Chevalier de Maſſanne, einem Manne geſchenkt bekommen, welcher ſowohl wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniß, als wegen ſeines vortreflichen Characters, und ſeines ſchönen Geiſtes, die gröſte Hochachtung verdient.

Die hundert und ſiebende Kupfertafel.

Ich gedenke keineswegs eine Geſchichte des Glaſes zu ſchreiben. Man hat bereits alles, was davon geſagt werden kan, theils ſchlecht, theils auch ſehr gut ausgeführet. Ich laſſe es bey dieſer allgemeinen Bemerkung bewenden, daß die Entdeckung


3
2
1
4
A
B
C
D
E
F
G
5
6
9
8
7
10

deckung dieser Materie, in die allerälteſten Zeiten müſſe geſezt werden, und daß die Kunſt des Glasmachens, wegen des großen Nutzens, den man jederzeit davon hatte, von einer ſolchen Beſchaffenheit ſey, daß ſie nie gänzlich habe verlohren gehen können, und daß ſie nur von den verſchiedenen Nationen, von denen ſie endlich auf die Römer gekommen iſt, bald mehr, bald weniger getrieben worden ſey. Ich muß zwar geſtehen, daß ich damit, in einem Augenblick, ſehr weit in die neuern Zeiten vorgerückt ſey. Ich kenne aber auch kein Stück von dieſer Materie, welches ich mit Gewisheit den Aegyptern, oder den Hetruriern, ja auch nicht einmal den Griechen zueignen könte.

Unter dem Glas, von welchem ich reden will, verſtehe ich nicht dasjenige, welchem man die Form eines Gefäßes gegeben hat. Von dieſer Gattung habe ich, wie ich glaube, in dem vorhergehenden ausführlich genug gehandelt; und obwohl die Materie allezeit die nemliche bleibt, ſo bekam ſie doch unzählig verſchiedene Geſtalten, die ſich zu dem Gebrauche ſchickten, wozu man ſie beſtimmt hatte. Die Römer brauchten das Glas, die innern Theile ihrer Häuſer damit auszuzieren. Sie brauchten daſſelbe auch beynahe bey allen Theilen ihrer Zierrathen, als zum Beyſpiel bey den Fratzengeſichtern, Säulen u. d. Da dieſe Stücke beſtändig hell und glänzend blieben, leicht zu reinigen, und auch ziemlich dauerhaft waren, ſo thaten ſie, zu dem Ende, wozu man ſie brauchte, die treflichſten Dienſte.

Da aber die Art und Weiſe, ſie zu verfertigen bekannt iſt, maſſen die, durch das Feuer weich gemachte Materie, ſich leicht hohl und erhoben zurichten läßt, ſo werde ich mich eben ſo wenig dabey aufhalten, als bey der Nachahmung der Agate und anderer Edelgeſteine, die wir verfertigen können. Aus der Anzahl der Stücken von alten Gläſern, die ich geſammelt habe, habe ich nur diejenigen ausgeleſen, die mir die ſonderbareſten zu ſeyn ſchienen, und von denen ich glaubte, daß ſie am ſchwereſten würden nachzuahmen ſeyn. Ich habe ſie hier in der Größe und nach der Geſtalt, die meine Fragmente haben, abbilden laſſen, und will ſie jezt beſchreiben.

Nr. 1. 2. 3.

Dieses hier abgebildete Stück ist blau und weiß. Das, was oben blau ist, das ist unten weiß. Aus diesem Stück, wie aus allen denen, die ich untersucht habe, scheinet zu erhellen, daß der weisse Teig (pâte), der mir wie eine Art eines Email vorkommt, allemal eine andere und besonders die blaue Farbe unterstützt (soutenu) habe. Dieses geschah vermuthlich deswegen, damit dadurch das blaue Glas geltend gemacht würde, das, wegen seiner Durchsichtigkeit keine rechte Wirkung würde gethan haben, woferne man es nicht auf einen weissen Grund aufgetragen hätte. Man kan sich von diesem Stück eine genaue Vorstellung machen, wenn man auf der Kupfertafel die beyden Numern 1. und 2. ansiehet.

Dieses Stück in Profil Nr. 3. beweiset ganz deutlich, die Nettigkeit und Genauigkeit der Arbeit an einer Materie, die so leicht splittern kan. Diese Operation scheinet mir der Aufmerksamkeit der Kenner würdig zu seyn. Denn sie kan in keinem Modell gemacht worden seyn; es giebt auch keinen so feinen Hobel (rabot de profil) womit man das Holz so nett und mit solcher Feinigkeit zuebnen kan, wie dieses Simmswerk ausgearbeitet ist.

Nr. 4.

Das gegenwärtige Stuck ist ein Fragment von einem Viereck, welches da es noch ganz war, etwa in der Länge, wie in der Breite, zween und einen halben Zoll möchte gehabt haben. Ich will nur die eine Seite beschreiben, weil die übrigen drey mit dieser völlig übereinkommen. Das äussere Feld, welches auf der Kupfertafel mit A bezeichnet ist, hat eine grüne Farbe, wie der Smaragd, und scheinet undurchsichtig zu seyn, wie die übrigen colorirten Felder. Selbiges ist von dem zweyten Feld, durch ein anderes um die Hälfte schmäleres, und wie Glas durchsichtiges und ungefärbtes Feld B abgesondert, welches der ganzen Länge nach, mit einem kleinen sehr zarten Faden von einer undurchsichtigen Materie und gelben Farbe ausgezieret ist, der, indem er den durchsichtigen Körper über und über umgiebt, um denselben in Gestalt einer Schneckenlinie herumlauft. Das dritte Feld C ist himmelblau; mitten durch dasselbe lauffen, der Länge nach, einige Streiffen, deren Farbe, bald

dunkler

dunkler, bald aber heller iſt, nachdem nemlich bald die undurchſichtige, bald die durchſichtige Materie die Oberhand hat. Hierauf folgt das vierte Feld D, ſo gelb iſt; und dieſes wechſelt mit dem fünften Feld E ab, das eine weiſſe Milchfarbe hat. Auf dieſes kommt das Feld F, welches eine violete, oder purpurrothe Farbe hat. Dieſes Feld hat dieſes beſondere, daß es der Länge nach mit einem weiſſen Faden abgetheilet iſt. Den Mittelpunct macht ein Theil eines Vierecks G von einer gelben Farbe aus. Dieſe colorirten Felder lauffen, überhaupt davon zu reden, ziemlich parallel mit einander fort; doch ſtehen ſie nicht ſo gar genau an einander, daß nicht zwiſchen einem jeden derſelben ein kleiner leerer Raum übrig bliebe, welcher die Zwiſchenſätze um ſo deutlicher zu erkennen giebt, da die Materie, womit dieſer leere Raum ausgefüllt iſt, von durchſichtigen Glas iſt, welches die Farbe von allen Körpern annimmt, auf denen das Stück, das ich beſchreibe ruhet, und nicht durchſichtig zu ſeyn ſcheinet, als wenn man das Stück zwiſchen das Aug und das Licht hält, und mitten durch in das Licht ſiehet.

Es iſt wohl eine ausgemachte Sache, daß man in der Bearbeitung dieſes Glaſes, beynahe eben die Methode gebraucht habe, die bey dem Stück Glas beobachtet worden iſt, welches vor dem gegenwärtigen hergehet. Man muſte nemlich das Feuer zu Hülfe nehmen, um die verſchiedenen Theile, aus denen es zuſammen geſetzt iſt, zu ſchmelzen und zu amalgamiren. Denn aus der Beſchreibung, die ich von dieſem Glas gab, iſt leicht abzunehmen, daß eine undurchſichtige und eine durchſichtige Materie mit einander verbunden ſind. Doch dieſes habe ich noch nicht bemerkt, daß bey dem vorhergehenden Stück, die Farben ihre Wirkung blos vermittelſt eines undurchſichtigen Körpers thun, der ihnen zur Baſis, oder ſtatt eines Grundes dienet, und der bald gelb, bald blau iſt, nachdem es nemlich die Umſtände erfordern; das grüne Feld, zum Beyſpiel hat einen gelben, und das blaue einen weiſſen Grund. Noch eines muß ich anzumerken nicht vergeſſen, weil dieſes Stück beſtimmt war, daß man es auf beyden Flächen ſollte ſehen können, ſo iſt auch die eine wie die andere polirt, und da eine, wie die andere, die nemliche Zuſammenwählung und Austheilung der Farben zeigen ſollte, ſo muſten die Beete der durchſichtigen Materien, an ſolchen Orten angebracht werden, wo ſie nöthig waren, um die Farbe zu unterſtützen, und ihr einen Körper zu geben, und zwar nicht auf der hintern Oberfläche, wie bey dem vorhergehenden Stück, ſondern in dem innern, und wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedie-

nen darf, in dem Herzen des Stücks ſelbſt, indem ſie daſelbſt parallel fortlieſen und alſo die coloricten Materien eines Feldes in zween gleiche Theile abtheilten, wovon der eine, für die eine Oberfläche, und der andere für die andere Seite gehörte. Und dieſes iſt gewis etwas ſonderbares an dieſem alten Glas, welches eine eben ſo reiche als angenehme Wirkung thun muſte, man mochte es auch brauchen, wozu man wollte.

Nr. 5. und 6.

Dieſe zwey Stücke ſind auf eine andere Art gearbeitet, und die Ungleichheit welche in der Dicke derſelben wahrgenommen wird, beweiſet, daß ſie zu einem Zierrath beſtimmt geweſen, der auf keine ebene Fläche kommen ſollte; denn das Nr. 5. vorkommende Stück, welches an dem einen Ende ſehr dünn iſt, iſt an dem andern Rand ſechs Linien dick, und das, ſo Nr. 6. abgebildet iſt, iſt ebenfalls auf der einen Seite ſehr dünn, und auf der andern vier Linien dick. Die Arbeit an dieſen Stücken iſt ſehr ſonderbar. Die häufigen ſternförmigen, und ohne Ordnung angebrachten Figuren, welche auf dem Stück Nr. 6. erſcheinen, ſtehen auf einer weiſſen Materie, welche grob zu ſeyn ſcheinet, wenig Feſtigkeit hat, und verſchoſſen iſt, zum Unterſchied der Sterne, welche, da ſie durch das ganze Stück, ſo dick es iſt, durchgehen, und auf beyden Seiten ſichtbar ſind, auſſer Streit von Glas ſind. Die Materie, welche zu Nr. 5. gebraucht wurde, iſt viel feiner, und um einen guten Theil beſſer. Die Farbe derſelben iſt roth, und die Zierrathen, welche in der Dicke des Stücks fortlauffen, ingleichen die weiſſen Puncte, womit der Grund häufig angefüllt iſt, ſtehen in einer guten Ordnung unter einander, und ſind auch in einer regelmäßigen Weite von einander entfernet. Alle die Körper, welche von der Materie, worauf ſie ſich befinden, verſchieden ſind, ſind von Glas, und lauffen durch die ganze Dicke durch.

Nr. 7. 8. und 9.

Dieſe Stücke Nr. 7. und 8. ſind ebene Flächen, welche vermuthlich zur Auszierung der Wand in einem Zimmer mochten gedienet haben. Das erſte Stück hat ſeine Politur noch auf den beyden Seiten. Es iſt zwo Linien dick. Der Grund

davon

von ist schwarz. Die Puncte, oder die kleinen Zufälle, welche hier und da auf dem Feld ausgestreuet sind, und die Art eines Laubwerks, so in einer regelmäßigen Entfernung von einander abstehet, haben eine grüne Farbe. Ihre Seiten sind gelb, und die Mitte ist roth. Das Glas, dem diese Zierrathen einverleibt sind, ist viel feiner und besser ausgearbeitet, als dasjenige so zu den vorhergehenden Stücken gebraucht wurde; doch lauffen ebenfalls fremde Körper durch dasselbe. Die kleine gelbe Kante Nr. 8. thut die nemliche Würkung auf seinem Grund. Sie ist von einer sehr schönen blauen Farbe und von einer schönen Materie von Email. Das Stück von einem Gefäß Nr. 9. ist von einem sehr wohl gearbeiteten Glas, die Farbe daran ist grün, und die weissen Zufälle, sind ohne beobachtete Ordnung angebracht, und thun auf beyden Seiten eine trefliche Wirkung.

Nr. 10.

Der Grund dieses kleinen Stücks hat eine sehr dunkelblaue Farbe. Der äussere Zirkel des Zierraths, und der Mittelpunct, sind weiß. Die Züge, welche das Laubwerk bilden, scheinen schwarz zu seyn, sie sind aber durchsichtig. Der obere Theil dieses Blätterförmigen Zierraths ist gelb. Diese Farbe ist durch einen rothen Zug, von der grünen Farbe abgesondert, so sich mit dem Mittelpunct vereiniget. Dieser Zierrath, samt dem Zug und der Farbe, wovon ich eben geredet habe, gehet durch das ganze Stück, welches zwo Linien dick ist, durch, und ist auf beyden Seiten, mit der vollkommensten Genauigkeit, sichtbar. Wie mich dünket, so ist dieses ein hinlänglicher Beweis, von dieser sonderbaren Art das Glas zu arbeiten. Denn man muß merken, daß wenn man ein Viereck, wie das gegenwärtige ist, so lange verlängert hätte, als man gewollt, so würde man solche Stücke zu Zierrathen bekommen haben, die allezeit in allen ihren Theilen, und in allen ihren Farben gleich gewesen wären; und vermittelst der Säge hätte man sie auch so dick machen können, als man gewollt. Wenn nun diese Stücke polirt waren, welches gar leicht zu machen war, so konnte man sie gebrauchen, wozu man wollte.

Ich war Anfangs entschlossen, meinen Lesern blos die vorstehenden Beschreibungen mitzutheilen, und zwar nicht nur als eine Probe der Kenntniß und der Bemühung, die sich die Alten, in Ansetzung der Kunst gegeben haben, sondern

dern auch als ein Problem zum auflösen, um dadurch etwa die Neugierde eines Chymisten rege zu machen, und mit der Zeit, einen Bericht von einem Verfahren zu erhalten, das ich nicht begreiffen konnte. Ich habe die allererfahrensten Leute in diesen Stücken um Rath gefragt; aber allemal schlechten Trost bekommen. Endlich faste ich, vor einiger Zeit den Entschluß, diese Stücke dem Herrn von Majault, einem Mitgliede der mediciniſchen Facultaet zu Paris zu zeigen. Und von diesem habe ich eine Reihe von Versuhen erhalten, die er mir zu Gefallen angestellt hat. Diese Versuche lösen mein vermeintliches Problem vollkommen auf, und machen diesem Gelehrten grosse Ehre.

II.

Register
der vornemsten Sachen.

Die erste Zahl bedeutet die Kupfertafel, die zweyte die Numer, und die dritte die Seitenzahl.

A.

Abraxas den Kircher anführet. Die Stellungen und Attributen der darauf vorgestellten Figuren XXI. u. f. 69

Achillas brachte dem Caesar das Haupt des Pompejus LXVII. 181

Achilles, Vorstellung desselben, wie er sich rüstet den Tod des Patrocles zu rächen XXX. 3. 93

Ackerbau, Schweine, die mit dem Rüssel in der Erde wühlen, lehren denselben, XXXV. 1. 104

Acrostolium, was es gewesen sey, S. die Anmerkung S. 55. XVII. 3.

Action und Bewegung, die an den Hetrurischen Figuren bemerkt wird XXVIII. 1. 84

Adler von Ertz XCIV. 1. 267

Aegypter, der Ursprung derselben ist unbekannt 1. Ihre symbolische Art zu schreiben, ist die Ursache der Dunkelheit, welche in ihrer Geschichte herrschet. 2. Vermittelst der Hieroglyphen kan man einige von ihren Gedanken errathen. Die Hetrurier, Griechen und andere Völker haben von den Aegyptern den Geschmack an den Wissenschaften und Künsten gelernet. Ebendas. Sie hatten eine doppelte Art zu schreiben XXI. 74

Aegypterin (Kopf einer) von dem Sycomorus S. Afrikanerin.

Aemilia, eine mächtige und zahlreiche römische Familie LXXXIX. 232

Aeneas erzählt der Andromache, die er in Epirus antrifft, seine Begebenheiten XLIX. 3. 134

Aes, ob es eben so viel bedeutet, als das, was man Cuprum nennte XCIII. 6. und 7. 253

Aesculap, Kopf desselben leicht mit dem Kopf des Jupiter zu verwechseln. LVIII. 1. 163

Afrikanerin, Kopf der elben, oder einer Aegypterin, mit ungeheuern Ohrengehängen L. 1. 135

Affe aegyptischer XVI. 1. 52. Kopf eines Affen zum Deckel eines Gefäßes, warum? XV. 1. 50

Agathodaemon, der gute Genius VI. 1. 24

Agraffen von Ertz XCIV. 8. 273

Aldobrandinische Hochzeit, eine antickerey LV. 1. Malerey LV. 1. 151

Alexander der groſſe. Der Kopf deſſelben wird öfters mit dem Kopf der Pallas vermengt XLV. 1. 123

Alpha heiliges. Sinnbild der Iſis V. 4. 22

Altar aegyptiſcher XIX. 58. die Aegypter ſind die erſten geweſen, welche den Göttern Tempel, Statuen und Altäre gewidmet haben. Ebendaſ. 60. Fünf griechiſche Altäre 62. Auf dem Theater der Alten war faſt allemal ein Altar. LIV. 1. 146

Alterthumsforſcher haben manchmal die Denkmale nach gezeichneten Copien ſtechen laſſen LXXXI. 3. 308. Geben ſich Mühe die Denkmale mit der Geſchichte zu vereinigen. Verſchwenden bisweilen ohne Noth ihre Gelehrſamkeit, Vorber. II. wie die Arbeit des Alterthumsforſchers von den Bemühungen des Naturkündigers unterſchieden iſt. Ebend. III.

Alyattes König von Lydien XCIII. 6. u. 7. 255. Lebte 600. Jahr vor Chriſto. Zu ſeiner Zeit war die Kunſt, das Eiſen zu ſchmelzen, noch in ihrer Kindheit, Ebendaſ.

Amulette I. 2. und 3. 12. Amulet von einem grünlichten Edelgeſtein, welcher in die Holzfarbe fällt, wurde gebraucht ſich vor den Crocodillen zu verwahren II. 2. 14. Amulet, welches einen Zwerg vorſtellet V. 3. 21. Ein anderes, ſo einen Scarabaeus vorſtellet. S. Scarabaeus. Ein anderes, worauf ein Menſch mit einem Wolfskopf zu ſehen iſt IX. 4. 36. Amulette; ſiehe Cylinder. Man ließ manchmal keine Hieroglyphen auf die Amulette ſtechen, die man an den Hals hieng. XVIII. 1. u. 2. 55. Amulette, deren ſich die Hetrurier ſtatt der Petſchafte bedieneten XXX. 3. 93

Ancharia, eine Göttin, eine Art der Furien. XXIX. 2. 91

Andromache auf einem Carniol. S. Aeneas.

Anieres, ein Dorff, wo man verſchiedene alte Denkmale gefunden hat XCIV. 8. 272

Anordner der Schauſpiele LIV. 1. anderer Spiele LXXXIX. 146

Anthologie. Verſchiedene Sinngedichte auf die Kuh des Myron daſelbſt L. 2. 137

Anticke Stücke ſollten nach dem Tode der Liebhaber, in einer öffentlichen Sammlung aufbewahret werden XXXV. 2. 105

Antinous, ſiehe Lotus. Antinous von Ertz, der ſich auf dem Stock eines Palmbaums ſtützet LXVIII. 1. 182. Das Original davon in Marmor iſt auſſerordentlich ſchön. Ebendaſ.

Antoninus. Die Münzen von den Kayſern aus dieſer Familie, ſind in Frankreich ſehr gemein XCIII. 1. 251

Apis. Das Bild dieſes Ochſen wurde auf einer Tragbahre von den Prieſtern getragen. Urſprung dieſer Ceremonie. VII. 2. 27. Merkmale woran der Apis kenntbar iſt. Urſache, warum der Roßkäfer an dem Orte vorgeſtellt wird, wo der Sattelknopf zu liegen kommt, welches wider das Zeugniß der

der Geſchichtſchreiber iſt. XII. 44. Verbeſſerung einer Stelle bey dem Herodotus in Anſehung der Geſtalt, welche der weiſſe Flecken vornen an der Stirne des Apis hatte 45. Dieſer Ochſe war ein Sinnbild des Oſiris. Ebendaſ.

Apollo. Dieſer Name wird auf den griechiſchen Inſchriften manchmal nur mit einem Lamda geſchrieben XX. 3. 64. Apollo auf einem koſtbaren Stein erhoben geſchnitten LI. 3. 140. Bruſtbild deſſelben in Ertz, woran der Kopf mit Strahlen gezieret iſt LXVIII. 2. 183

Apt. Daſelbſt wurde ein Grab gefunden XC. 234

Arabesken. Einige Stücke der alten Manufactur zu Urbino ſind mit Arabesken gezieret LXXXI 3. 206

Arcadien, daſelbſt wurde der Pan göttlich verehrt. L. 2. 136

Arcadier. Zwo Münzen von ihnen L. 2. 136

Archipelagus, (Inſeln des). Auf dieſen Inſeln waren beträchtliche Manufacturen, welche die Römer ruinirten LVII 2. 165

Architectur. Beſonderer Geſchmack der Aegypter in Anſehung dieſer Kunſt. 5. Die Ordnung der Architectur war ihnen nicht bekannt. 5. Die Hetrurier hatten von Natur einen Geſchmack an dieſer Kunſt. Es iſt bisweilen erlaubt, ſich von den Regeln der Architectur zu entfernen. Erklär. der Zierrathleiſten S. XIII.

Archont. Was ſeine Verrichtung bey dem Fackelrennen war. Erklär. der Zierrathleiſten S. XV. Es ſind nur noch wenige Namen der Archonten bekannt. S. XVII. die obrigkeitlichen Perſonen zu Athen, welche ἱερεῖς τῶν σωτήρων hießen, waren von den Archonten, nur dem Namen nach unterſchieden. Ebendaſ.

Ariadne und Bacchus LXII. 3. 173

Arichondas ein Hetrurier und Erfinder der Trompeten LIV. 4. 148

Arimnus ein hetruriſcher König ſchickte ſeinen Thron in den Tempel des Jupiter Olympius 83

Armband, Attribut der Venus LXIII. 2. 174

Arſinoe, Königin von Aegypten, mit einem Schleyer über den Kopf XLIX. 1. 133

Artiſten, Lob der Alten, welche den neuern zum Muſter dienen können XCIII. 6. u. 7. 267

Aſche der Todten. Von was für einer Materie die Vaſen geweſen, worinnen ſie aufgehoben wurde CIII. 295. Die, ſo von dieſer Gattung ſind, kommen faſt alle von den Römern her. Ebend. Sie haben kein Ponty, welches ſo viel heißt, daß der Glasmacher, wenn er die Oefnung machte, ſeine Blasröhre nicht an den Boden dieſes Gefäßes angeſetzt hat. Ebendaſ.

Aſcia. Sub Aſcia dedicavit. Inſchrift, welche auf verſchiedenen Grabmälern angetroffen wird. Verſchiedene Bedeutung des

Wortes afcia. Beschreibung dieses Instruments. Ist eine Art einer Gäthaue. Gebrauch desselben. Dieses Instrument wird auch auf einer Münze der Familie Valeria vorgestellt. Warum es auf die Grabmäler gemacht worden ist XC. 2. 234

Aſpergillum. Sprengwedel. Gebrauch desſelben. Erklär. der Zierrathleist. S. XI.

Aſpritudo. Trockenheit inwendig in den Augen. XC. 1. 245

Atalanta verwundete den Eber zu Calydon am ersten XXX. 1. 93

Atellaniſche Comoedien. Diese Art der Comoedien lerneten die Römer von den Hetruriern LIV. 4. 149

Athenodorus Bildhauer von Rhodus LVI. 4. 154

Athlet Hetruriſcher XXXI. 3. 97. Die Athleten zogen an verſchiedene Orte um Proben von ihrer Kunst und Geſchicklichkeit abzulegen LXXXVIII. 231. Sie opferten den Göttern, die ſie um ihren Beyſtand angeflehet hatten, Ebendaſ.

Averrunca (Iſis) verjagte die böſen Genios V. 4. 22

Augen von Silber. Die Aegypter ſind die erſten geweſen, welche dergleichen in ihre Figuren von Ertz geſetzt. Man findet auch Aegyptiſche Figuren mit goldnen Augen VIII. 1. 31. Offene Augen an den Figuren XXVIII. 1. 85

Augenſalbe S. Oculiſt.

Auguſtus. Unter dieſem Kayſer ließ man die Griechiſchen Artiſten ſelbſt nach Rom kommen, ſtatt daß man vorhin Arbeiten von ihnen hatte dahin kommen laſſen LIII. 2. 144

Aurigator, auf einer Begräbnißurne LXXIII. 1. 190.

Axt der alten Einwohner von Peru LXI. 2. 170. Streitaxt LXXX. 1. 189

B.

Bacchant flehet ſeinen Schutzgott um Beyſtand wider einen Soldaten an, der ihn verfolget LVI. 2. 153

Bacchantin hält eine kleine Statue der Minerva, oder einer andern Gottheit in die Höhe LVI. 2. 153 Drey Bacchantinnen LXXXIII. 213. Die erſte hat ein tympanum in der Hand. Ebendaſ.

Bacchus. Ein Becher, deſſen ſich die Hetrurier bey dem Dienſte, den ſie demſelben leiſteten zu bedienen pflegten XLI. 5. 111. Bacchus höret den Lehren eines alten Waldgottes zu LI. 3. 140. Prieſter des Bacchus LXIV. 1. 175. Attributen des Bacchus LXXXII. 2. 211. In der Kleidung einer Weibsperſon. Ebendaſ.

Bäder öffentliche. Eine Vaſe und Büchſe von Ertz deren man ſich bediente, Räuchwerk zum Gebrauch der öffentlichen Bäder darein zu thun XCVII. 3. u. 4. 261

Bagaris (Herr von) Spon ziehet ein Ma-

Manuscript dieses Gelehrten zu Rath, LXXXIV. 214

Balsamirung der Todten, die bey den Aegyptern gebräuchlich gewesen, wurde von den Hetruriern nicht eingeführt. 81

Bart. Die Aegyptischen Figuren haben keine Bärte XVIII. 1. u. 2. 56

Basalt. Eine Art Marmor. Die Aegypter gaben ihm den Namen des Eisens I. 1. 11. Erklärung einer Stelle des Ptolemäus, die Salmasius übel verbessert hat. I. 1. 11

Basreliefs, wie solche die Aegypter gemacht 8

Beine, warum sie an den Aegyptischen Statuen beysammen stehen. 7

Beinharnisch (cuissart) Beschreibung desselben XXX. 3. 94

Bekleidung der Beine hetrurische XXIX. 2. 91. der griechischen Frauenspersonen XLVII. 3. 130. Gallische LVIII. 1. 163. die Hetrurische kommt einigermassen damit überein, doch ist zwischen beyden einiger Unterschied zu bemerken. Ebend.

Bellona mit Flügeln LIX. 3. 165

Berathschlagung wird öfters auf den Hetrurischen Vasen vorgestellt XXXVI. 1. u. 2. 106

Berenice, eine Aegyptische Königin ist mit einem Schleyer bedeckt XLIX 1. 133

Betrug einiger Hetrurischer Artisten XXIX. 1. 90

Beutel, Sinnbild des Merkurs L. 2. 136

Bilder der Vorfahren bey den Römern. Waren Brustbilder. Gebrauch derselben LXXXI. 1. 203. Von was für einer Materie sie gewesen sind. Ebendas.

Binden schmale, der Mumien. Auf dieselben pflegten die Aegypter bisweilen Hieroglyphen, oder eigentlich so genannte Buchstaben zu machen XXI. 68

Biscuit. Was dieses Wort in den Porcellanmanufacturen bedeutet XXIX. 1. 88

Blasröhre mit einer Feder. Instrument der Glasmacher CIII. 296. Die Art und Weise wie es gebraucht wurde. Ebend.

Blaue Farbe der alten Maler: eine zu Glas werdende Materie LXXIX. 1. 187

Bockshaut, Attribut des Silens LXV. 2. 177

Bonnani P. Meinung desselben von einem Leuchter LXXXII. 1. 210

Bourges. Daselbst wurde ein kleiner Eber von Erz, etliche Gallische Münzen, und eine Medaille von der Salonina gefunden XCIII. 2. 251

Bourneville. Daselbst wurde ein Gefäß mit Münzen gefundeu XCIII. 1. 250

Βουστροφηδον γραφειν heißt jene Art zu schreiben, wo man die Zeilen wechselsweise von der rechten zur linken und von der linken zur rechten schrieb. XX. 4. 66

Bray-sur-Seine. Nicht weit davon wurde ein alter Begräbnißort entdeckt CII. 5. 293

Bronzen griechische sind sehr selten LVI. 3. 153

Brün (le) hat die Galerie in dem Hause des Herrn de la Haye gemalet LXIX. 185
Buchdruckerkunst; ist zu verwundern, daß sie nicht von den Römern erfunden worden ist XCIV. 6. 271
Buchstaben bewegliche; die auf verschiedenen Münzen versetzt und verkehrt vorkommenden Buchstaben scheinen zu beweisen, daß die Alten solche Charactere gebraucht, die man bewegen konnte CV. 2. 307. Buchstaben Aegyptische XXI. 73. Denkmale auf denen vielleicht das ganze aegyptische Alphabet zu finden ist. 74
Bündnisse der Hetrurier wurden mit Schweinsblut bestättiget XXXV. 1. 104
Bürette (Herr) Siehe Gymnastick.

C.

Calceus der Griechischen Frauenspersonen S. Bekleidung der Beine.
Calender aegyptischer. Es ist nicht wahrscheinlich, daß selbiger auf einer Leinwand, womit eine Mumie bedeckt war, befindlich XXI. 68
Caligo Bedeutung dieses Wortes XC. 3. 240
Camées, wurden deswegen gut erhalten, weil sie klein und dauerhaft waren 122 Camee, woran die Arbeit griechisch und der Inhalt aegyptisch ist XLVII. 2 124. Betrachtungen über die Camées die nach Münzen copirt sind LIX. 4. 166
Canne à ressort, S. Blasröhre.
Capitol, was es heut zu Tage ist 122
Caracalla und Geta regierten eine Zeitlang mit einander CV. 2. 304
Cassandra wird bey den Haaren fortgezogen XXXIII. 1. 100
Castor und Pollux LXVI. 2. 179
Caunakes, Röcke, deren sich die Perser insgemein bedienten XVIII. 1. u. 2. 56
Ceramicus in der Vorstadt Athen. Erklär. der Tierrathleist. S. XIV.
Cercopithecus, eine Art von Affen; worinn dieses Thier von dem Cynocephalus unterschieden ist XVI. 2. u. 3.
Chelidonium, eine Augensalbe XC. 3. 240
China. Die Entdeckung von China und Japan, brachte die Porcellanmanufactur zu Urbino in Verfall, ohngeachtet der Geschmack der Formen daselbst besser war LXXXI. 2. 207
Chineser. Vergleichung unsers Handels mit ihnen, mit dem Handel zwischen den Griechen, den Römern, und den Inseln des Archipelagus. LVII. 2. 165
Chio. Auf dieser Insel trift man noch immer einige Denkmale an, die dem Bacchus gewidmet waren LVII. 2. 165
Chloron, eine grüne Augensalbe XC. 3. 241
Choiac, Name eines Aegyptischen Monats XXI. 70
Choisi, daselbst wurden einige Gräber gefunden LXXX. 1. 189
Claudius Kayser LXV. 1. 176

Cleopatra LI. 1. 138
Clichi-la-Garenne, ein Dorf in dessen Gegend man einige alte Denkmale gefunden hat XCIV. 8. 272
Coenon, eine Augensalbe zu verschiedenen Gebrauch XC. 3. 245
Colossalische Figuren, derselben gab es 88. zu Rom, wie Publius Victor berichtet XCV. 1. 275
Comoedia togata, war in Griechenland niemals üblich LIV. 1. 146
Comoediant Römischer LIV. 3. 146
Consecration. Besondere Anmerkung in Ansehung der Einweihungsformeln, die bey den alten Denkmalen gebraucht wurden XX. 1. 63
Constantinopel, die Versetzung des Kayserlichen Sitzes dahin, war den Künsten nicht günstig 161
Constantius Chlorus, römischer Kayser CV. 1. 301
Contorniaten. S. nummi contorniati.
Contrast. Die neuern haben denselben gemisbraucht LVIII. 2. 164
Contucci, Verfasser der Werke, die Ficoroni herausgegeben hat. Vorber. S. X.
Cophtische Sprache, in derselben sind noch viele aegyptische Worte anzutreffen XXI. 76
Corinth wird von Mommius eingenommen 160
Cronen und Fruchtkörbe werden öfters auf den Hetrurischen Denkmalen angetroffen XXXIV. 3. 102. Cronen wurden in den Olympischen Spielen auf einem ehernen Dreyfuß ausgesetzt LXXXIII. 230. Cronen, womit die Athenienser diejenigen beschenkten, die sich durch ihre Dienste oder gute Talente herfürgethan hatten. Erklär. der Zierrathl. S. XVII.
Coypel (Herr) besaß viele Fragmente von dem Corregio XLVIII. 1. 131
Creon einer von den ersten jährlichen Archonten zu Athen. Erklärung der Zierrathl. S. XVII.
Cricelasia, Spiel mit einem Reif LXXXI. 5. 208
Crocodilium. Eine Pflanze, welche die Oculisten zu ihren Augensalben brauchten XC. 3. 242
Crozat, Cabinet desselben LXVIII. 1. 182
Cuissart. S. Beinharnisch.
Cuprum. S. Aes.
Cynarium, eine weisse Augensalbe XC. 3. 239
Cylinder mit hohlgeschnittenen Characters und Figuren; waren Amulette, die man zum Gebrauch der Perser verfertigte; wie es zugegangen, daß sich Persische Figuren bey aegyptischen Hieroglyphen befinden XVIII. 1. und 2. 55. u. f. Cylinder von Kupfer, deren man sich zum Münzprägen bedienen konnte CV. 2. 303
Cynocephalus. Art von Affen; zeigte die Coniunction der Sonne und des Mondes an IX. 2. 36

Cypſelus, Tyran zu Corinth LIV. 4. 149

D.

Daedalus, ein jedes Land hat den ſeinigen XXVIII. 1. 85

Dagobert. Luſthaus eines Königs dieſes Namens XCIV. 8 274

Dativus doriſcher. S. Jota und Onga.

Decke oder Email, ſo die Hetrurier auf ihre Werke von Thon auftrugen, wenn ſie leicht gebrannt waren XXIX. 1. 89

Delta S. Triangel.

Demaratus ließ ſich nebſt verſchiedenen andern Griechen in Hetrurien nieder LIV. 4. 148

Denkmale alte, wozu ſie nützen Vorber. 1. wo ſie am häuffigſten angetroffen werden Ebend. III.

Diacherale, eine Augenſalbe XC. 3. 243

Diacrocon, eine aus Saffran zubereitete Augenſalbe XC. 3. 240

Diadem bildet den Kopfputz der Venus LXIII. 2. 174

Dialepidium, Augenſalbe von Pfefferkraut zubereitet XC. 2. 242

Diamiſy, eine Augenſalbe XC. 3.

Diana luciſera Attributen derſelben LXXXII. 211.

Diana Patroa. Sehr groſſe Statuen derſelben in Griechenland 120. Diana von Epheſus. Die erſte Idee davon war den Aegyptern abgeborgt 121

Diapſa, heißt eben ſo viel als Diaphorleum, XC. 3. 240

Diarrhodon, eine, aus Roſen zubereitete Augenſalbe XC. 3. 239

Diaſmyrnes, eine aus Myrrhen zubereitete Augenſalbe XC. 3. 242

Diomedes entführet das Palladium XLV. 3. 125

Dioſcorides ſchneidet die Entführung des Palladiums in Stein XLV. 3. 125

Dominus. Dieſer Titel wurde von den Römern erſt im vierten oder fünften Jahrhundert gebraucht XCIV. 8. 273

Düperac, ein Maler. Sammlung ſeiner Zeichnungen LXXXIV. 214

E.

Eber von Calydon XXX. 1. 92

Ecliptick, von derſelben entfernet ſich die Sonne nicht XXXII. 98

Eiſen. Erfordert doppelt ſo viel Mühe, als das Kupfer, wenn es bearbeitet werden ſoll. Man kan es nur zu groben Werken in Gießmödel gießen. Muß allezeit geſchmiedet werden. War in Griechenland, Aſien, und in Italien ſehr ſelten. Die Alten haben oft in uneigentlichen Verſtande von dem Eiſen geredet XCIII. 6. u. 7. 252. Homer redet ſelten von dem Eiſen 254. Glaucus von Chio hat das Geheimniß erfunden das Eiſen zu löten 255. Statue

des Hercules von Eisen. Beweis von der Seltenheit dieses Metalls aus einem Geschenke, das in den delphischen Tempel geschickt wurde 255. Der Verfasser hat sehr wenig antiche Stücke von Eisen gesehen 256. In Aegypten hat man nie das geringste Stück von Eisen gefunden. Vermischung des Kupfers mit dem Eisen, so man für unmöglich gehalten hat. Wie das Eisen noch dauerhafter kan gemacht werden 257. S. Härtung. Kunst das Eisen zu gießen; davon hat Reaumur eine vortrefliche Abhandlung geschrieben. Auszug aus diesem Buch, XCIII. 6. und 7. 264

Email so mit dem unserigen überein kommt, womit die Aegypter die Figuren von Erde überzogen haben V. 4. 22. S. Decke. Ein bewundernswürdiges Stück von Email LXXIX. 159. colorirtes Email auf Glas XCIV. 3. 265

Enkaustische Malerey, man machte dabey colorirtes Wachs flüßig LXXV. 193

Epimelet, was seine Verrichtung gewesen. Erklär der Zierrathl. S. XV.

Epiphi. Name eines Aegyptischen Monats XXI. 70.

Erde, Veränderungen auf der Oberfläche derselben XCIII. 1. 256. Hetrurische Werke von gebrannter Erde XXIX. 1. 87. Die Aegypter wusten nichts von der Kunst, die Gefäße von dieser Materie auszuzieren 88. Erklärung der Kunst, wie die Hetrurier die gebrannte Erde bearbeiteten 89. Beschaffenheit der Erde, die sie dazu gebrauchten 88. Sie kannten nichts vollkommeners als dieselbe. Der Luxus machte die Werke von gebrannter Erde verächtlich, doch wurden hie und da in Griechenland einige verfertiget LVII. 2. 165. Braune vergoldete Erde, auf welcher der Kopf des Jupiters zu sehen ist LIX. 1. 165. Gefäße von gebrannter Erde, warum sie so gemein. Bey denselben war keine Gefahr in Ansehung der Gesundheit zu besorgen XCIX. 284

Erde, deren sich die Aegypter bedienten, ihre Gefäße von gebrannter Erde zu überziehen XXIX. 1. 89

Erfindungen hängen fast allezeit von einem bloßen Zufall ab XCIV. 6. 271

Erz, oder Bronze und Kupfer. Verschiedene Namen, die man einer und eben derselben Materie beyleget, nachdem der Gebrauch derselben, wozu sie bestimmet ist, verschieden ist XCIII. 6. und 7. 253

Ey, Sinnbild des Castor und Pollux LXVI. 2. 179

F.

Fackelrennen. Beschreibung dieses Spiels. Erklär. der Zierrathl. S. XIV. Man findet viele Schwierigkeiten, wenn man dieses Spiel erklären will. Meursius sagt, daß diese Spiele an dem Panathenienfischen

Feſte in dem Piraeo ſeyen gehalten worden XVI. Pſellus behauptet das Gegentheil von dem, was Pauſanias in Anſehung dieſer Spiele meldet. Diejenigen, welche Theil an dieſem Spiel nahmen, hießen Lampadiſten XIV.

Faenza. In dieſer Stadt blühete zu Ende des funfzehenden Jahrhunderts eine berühmte Manufactur, wo man Gefäſſe von Thon machte LXXXI. 3. 205.

Falconet erkläret die Namen der Augenſalben, die auf einigen Steinen angetroffen worden, deren ſich die Oculiſten bedienten, ihre Salben zu marquiren XC. 3. 238

Falten an den Kleidern konnten die älteſten Hetrurier nicht ausdrücken XXVIII 1. 85. XXIX. 2. 91

Farbe, wie die aegyptiſche Maler ſolche aufgetragen haben, 8. Auf den Hetruriſchen Werken von Thon trift man nur drey bis vier Farben an 83. Sie brauchten faſt nur die ſchwarze, rothe und weiſſe Farbe XXIX. 1. 90. Die weiſſe Farbe der Hetrurier hatte keine Haltung. Gebrauch den ſie von derſelben machten XXIX. 1. 90. Die Alten liebten die ſtarken Farben, und brauchten keine hellen Farben zur Auszierung ihrer Häuſer LV. 1. 151. Das Gold, die blaue und rothe Farbe haben ſich in Aegypten allemal erhalten LXXIX. 1. 196. Die Römer liebten die Dauer der Farben CVI. 309

Faunen drey, in dem Gefolge des Bacchus LI. 3. 140. Kopf eines Faunen, den man in Aegypten gefunden hat LIX. 2. 165. Bruſtbild von Ertz, ſo das Weib eines Faunen vorſtellet LXXII. 2. 189

Fauſtina. Vortreflicher Camée nach dem Revers einer Medaille derſelben copirt LIX. 4. 166

Fayance, Vergleichung deſſelben mit einigen Arbeiten der Hetrurier von gebrannter Erde XXIX. 1. 88

Fechter. Die Hetrurier waren die erſten, welche ſie bey ihren Spielen auftreten lieſſen 80

Fehler herrſchende bey jeder Nation 119

Felex, für felix, ſchrieb man in dem vierten Jahrhundert XCIV. 8. 273

Fers. Eine Art eines Inſtruments, womit die Hetrurier inwendig auf den Boden ihrer Gefäße von Erde, Zierrathen machten XXXVI. 4. 107

Ficoroni, Abhandlung deſſelben von den Masken LIV. 1. 146

Fleiſch nach der Natur getroffen LXXXV. 1. 215

Flöte. Gebrauch der doppelten Flöten rühret nicht von den Aegyptern her III. 3. 17. Flöte mit mehrern Röhren LI. 3. 140

Flügel. Damit pflegten allein die Hetrurier ihre unterirdiſchen Gottheiten zu zieren LXXXV. 2. 216

Fluß in den Augen. Der alte Lateinische Name dieser Krankheit XC 3. 238
Fourmont XIX. 61
Frankreich. Alterthümer, die man in diesem Reiche gefunden hat 162
Frazengesichter XCVIII. 1.
Freskomalerey. Ein Stück von dieser Malerey LV. 1. 150. Die Freskomalerey der Alten kommt mit der unserigen überein LXXV. 192
Fruchtbarkeit. Sinnbild derselben war bey den Hetruriern das Schwein XXXV. 1. 104
Fulvia, die Schwester des Julius Gratus LXXII. 3. 189

G.

Gänse auf den Hetrurischen Denkmalen XLI. 4. 111. Die Römer achteten diese Thiere sehr hoch XCV. 5. 276
Gallien wurde lange Zeit von den Römern beherrschet 162. die Gallier liebten die Künste unter den ersten Kayserm 162. Hatten unter der Regierung der Römer keine geschickte Artisten LXXX. 4. 262. Trugen Hals- und Arm-Bänder von Gold CII. 5. 294
Gallienus, Kayser. Dreyßig Tyrannen empören sich wider ihn. LXXX. 1. 199. war der letzte unter den Archonten zu Athen. Erklär. der Zierrathleist. S. XVII.
Ganymedes von Ertz, wurde zu Nimes gefunden LVIII. 2. 164
Garcilasso, spanischer Geschichtschreiber XCIII. 6. und 7. 266
Gazettes, eine Art bedeckter Töpfe, deren sich die Hetrurier eben so, wie wir bedienten. XXIX. 1. 90
Gebiß an dem Pferdzaum. Die römischen Pferde haben nichts in dem Maul XCVI. 6. 279
Genes, Manufactur in dieser Stadt LIII. 2. 143
Genii als Schutzgötter bey den Mumien, Ihre Attributen V. 4. 22. Nach der heidnischen Theologie war die ganze Welt mit Geniis angefüllt XXI. 69. Kommen auf einer Platte von Ertz, aus den Zeiten des Julianus Apostata vor LXXXVI. 1. 218. Guter Genius. S. Agathodämon.
Genfac; daselbst werden einige antike Degenklingen gefunden. XCIII. 6. u. 7. 257
Geoffroi, der Sohn; erfindet die Kunst wieder, wie das Kupfer zu härten ist XCIII. 6. und 7. 257
Germain-des-Pres Cabinet der Alterthümer in dieser Abtey LVIII. 1. 163
Geschichte. Schwierigkeiten in derselben können öfters durch die alten Denkmale aufgelöset werden. Vorber. 1.
Geschmack National- läßt sich aus den Kupferstichen nicht erkennen LXXXV. 2. 217

Gewicht, in Anſehung deſſelben ſind die Münzen von einem und eben demſelben Kayſer unterſchieden CV. 2. 305

Gewölbe, wenn einige derſelben in Aegypten angetroffen werden, ſo ſind ſie als eine Folge ihrer Bekanntſchaft mit den Griechen und Römern anzuſehen. 6.

Gießmödel zu den Münzen CV. 2. 305

Glas, man machte aus gefärbten Glas. Augen in die Bilder der Thiere VIII. 1. und 2. 33. Blaues Glas mit Gold incruſtirt XCIV. 2. Glas auf welcher eine Vaſe en Relief zu ſehen iſt XCVII. 1. 229. das Glas iſt ſchon ſehr alt, und die Art es zu verfertigen iſt niemals verlohren gegangen. Die Römer bedienten ſich des Glaſes, den innern Theil ihrer Häuſer damit zu zieren, Ebend.

Glatu, couverte, S. Decke.

Glaucus von Chio, ein berühmter griechiſcher Graveur XCIII. 6. und 7. 255

Goliath. Sein Kopf LXVII. 181

Gori, ſeine Muthmaſſung in Anſehung des Daedalus ſcheinet etwas zu verwegen zu ſeyn XXVIII. 1. 85. Prüfung einer andern Muthmaſſung dieſes Alterthumsforſchers XXIX. 1. 87. Erklärung, die er von einer Figur von Ertz giebt XXIX. 2. 91. Es wäre zu wünſchen, daß der Abdruck, den er von einem Carniol, auf dem der Achilles vorgeſtellt wird, etwas genäuer wäre XXX. 3. 93. Gründe, womit man ihn, in Anſehung eines Bruſtbilds, das er für die Proſerpina hält, widerlegen könnte LXXXV. 2. 216

Gottesdienſt; verſchiedene Arten des Gottesdienſtes auf einem Denkmal vereiniget. LXVI. 2. 179. Woran der Gottesdienſt eines Volkes zu erkennen iſt. Vorber. S. V.

Gottheiten, zwölf große, ſo von den Aegyptern verehret worden ſind XXI. 69. welche bey den Hetruriern über die Feld-Arbeiten geſetzt waren. XXVII. 1. 84. Gottheiten der Hetrurier werden mit Flügeln abgebildet XXXI. 2. 96. Unterirdiſche. S. Flügel. Aegyptiſche Gottheiten wurden von den Prieſtern zu gewiſſen Zeiten herumgetragen VII. 2. 28

Grab eines Kindes LXXX. 1. 189, warum die Römer ihre Grabmäler gerne an ſolche Orte ſetzten, wo viele Leute hinkamen LXXX. 3. 202. Die Einweihung der Gräber war nicht in dem ganzen Reiche gewöhnlich XC. 2. womit man die Entweihung derſelben zu verhindern ſuchte. Ebend.

Gratus Julius LXXII. 3. 189.

Gravelle Herr von. Prüfung ſeiner Meinung von einem geſchnittenen Stein, LVI. 2. 153

Grazien, Statuen derſelben bekleidet XLIX. 1. 133. LIII. 2. 143. Statuen derſelben von Holz, mit vergoldeter Kleidung, das Geſicht

Gesicht, die Füße und Hände aber von weissen Marmor. Ebend.

Greiffe geflügelte auf den Hetruriſchen und Aegyptiſchen Denkmalen 80. Greif auf einem Agatonyx 145. Greiffe an den Wagen des Amor. Sie waren bey den Hetruriern dem Apollo gewidmet und ein Sinnbild der Dichtkunſt. Sie waren auch der Nemeſis gewidmet. LXV. 3. 178

Griechen entfernten ſich von dem Geſchmack und den Gebräuchen der Aegypter. 78. Ihre Eitelkeit 119. Ihre Religion, ihre Künſte und Regierungsform war von den Aegyptern entlehnet 120. Tempel in Griechenland, der Iſis, dem Serapis und andern Aegyptiſchen Gottheiten gewidmet. Ebendaſ. Die Griechen haben ſich von dem Großen, welches den unterſcheidenden Character der Aegypter ausmachte, entfernet. 121. Was aus den Händen der Griechen kam, war weit zierlicher. Sie excellirten in den Künſten, deren Gegenſtand iſt, durch das Nachahmen zu gefallen. Ebend. Seltenheit der Griechiſchen Alterthümer. 122. das Stillſchweigen der Griechen von den Hetruriern iſt ein Beweis, daß ſie von ſelbigen verſchiedene Gebräuche geborgt haben LIV 4. 149. Rom war mit Griechiſchen Artiſten angefüllt, beſonders zu den Zeiten der Kayſer. Die Griechiſchen Charactere ſind von den Phoeniciſchen abbildet worden XXI. 75.

Grünſpan, wie man die Figuren von Erz wieder herſtellen muß, welche durch den Grünſpan verunſtaltet worden ſind XIII. 1. 48. der rechte Grünſpan iſt ein Beweis des Alterthums der Denkmale LXV. 2. 177

Gymnaſtick. Unterſuchung des Herrn Bürette über dieſe Kunſt. LXXXI. 2. 203

H.

Haar, Fünferley Arten ſelbiges zur Ehre der Todten abzuſchneiden LXXXI. 1. 203

Haarlocken groſſe, die einer maskirten Schauſpielerin über den Hals herab hängen LIV. 2. 146

Hacke von Erz LXXIX. 2. 197

Hadrianus widmete ſich ſelbſt einen Tempel in der Stadt Athen XX. 1. 62. Man gab ihm auf den Inſchriften den Titel θεοτατος Ebend. 63. Ein Altar, welcher dieſem Kayſer zu Ehren ſoll aufgerichtet worden ſeyn. Ebend. 64. Hadrianus wird auf einem geſchnittenen Stein mit einem Löwen ſtreitend vorgeſtellt LI. 2. 138. Iſt ein Beſchützer der Künſte LXIX. 184

Halsband der Venus und der Proſerpina ſind einander gleich LXIII. 2. 174. Merkwürdiges Halsband eines Bruſtbildes von einer Weibsperſon LXXXV. 2. 216

Hände creutzweis übereinander gelegte der Iſis VI. 1. 23

Handgrif an der Lotusblume IX. 1. 34

Handheben beſondere an einem hetruriſchen

Gefäße XLIV. 5. 116. eines Meſſers, ſo ſich mit dem Kopf eines Widders endiget XCII. 4. 249

Harpocrates hält die linke Hand auf den Mund VII. 1. 27. Zwo Figuren dieſer Gottheit, die etwas verſchieden ſind VIII. 1. und 2. 30. S. Zierrathl. Harpocrates auf einem Camee hält die rechte Hand auf den rechten Fuß XLV. 2. 124

Hausgötzen. Man bedeckte die Angeſichter derſelben während der Saturnalien mit Masken LIV. 4. 147

Haye (Herr de la) die Galerie in ſeinem Hauſe wird von den Kennern bewundert LXIX. 185

Heerde unter dem Schutz des Merkurs L 2. 135

Held griechiſcher, der mit ſeinen Waffen zu den öffentlichen Spielen gehet XLIX. 2. 132

Helme der hetruriſchen Tänzer XXXI. 1. 95. Helm von Ertz. Die Römer pflegten dieſelben oben mit einem Aufſatz zu zieren XCVI. 4. 279

Henne Numidiſche, Sinnbild der Iſis. Was die Verſchiedenheit der Farben derſelben bedeutet IV. 1. und 2. 19

Herculanum. Der Anwurf der Mauern dieſer Stadt war mit Arabesken und groben Zierrathen gemalet. Beſchreibung der Malerey an dieſen Mauern. Wie ihre Häuſer von auſſen gemalet geweſen LV. 1. 150

Hercules, Genius deſſelben XXXIV. 2. 101

Hercules Muſagetes, der auf der Leyer ſpielende Hercules XLVII. 2. 129. Eine andere Vorſtellung deſſelben mit der Keule LXI. 1. 170. Zwo Statuen dieſes Helden an dem Orte wo die Ringer kämpften. Auf der einen hat Hercules einen Schlangenſtab LXXXVIII 230. Hercules-Mercurs ſind Statuen, an denen die Sinnbilder beyder Gottheiten mit einander vereiniget ſind. Ebend.

Hermaphrodit oder die Natur XXXVIII. 108. Dieſe Figur hat eine Schüſſel mit Früchten in der Hand, und ſcheinet eine Gottheit vorzuſtellen, die über eine gewiſſe Jahrszeit geſetzt war XLII. 3. 112

Hermes. Seine Bücher ſind mit Hieroglyphen geſchrieben VI. 1. 24

Hermophilus, Augenſalbe deſſelben führt Galenus an XC. 3. 238

Heſperiſche Aepfel in der Hand des Hercules LX. 2. 167

Hetrurier. Von dieſem Volke haben wir keine Geſchichtſchreiber mehr 79. Ihre Inſchriften ſind beynahe unmöglich zu erklären 79. Sie waren eine zeitlang Herren des Meers 80. Ueberlieſſen ſich dem Luxus. Waren bis zur Ausſchweifung abergläubiſch. Die Gallier und Römer haben die Hetrurier unter das Joch gebracht. Ein gewiſſer Gelehrter glaubt, daß ſie ihre Kenntniß der Künſte den Aegyptern zu danken gehabt 80. Beweiſe der Handlung der Hetrurier mit den Aegyptern 80. Beweiſe, daß ſie auch mit den Griechen ihr Commercium

tium getrieben LIV. 4. 148. Sie versahen aus ihren Manufacturen fast die ganze damals bekannte Welt LV. 2. 152. Die Hetrurier entfernten sich von dem Geschmack und von den Gebräuchen der Aegypter 81. Sie gaben ihren Compositionen mehr Bewegung 121. Der Name des Achilles mit Hetrurischen Characteren auf einem Carniol XXX. 3. 93. Kopfputz einer Weibsperson, so mit dem Hetrurischen übereinkommt LXXXV. 2. 216. Beweis des Fortgangs der Künste bey den Hetruriern XXVIII. 2. 86

Hieroglyphen. Die Aegypter ordneten ihre Hieroglyphische Schrift nicht allemal auf einerley Art an XIX. 60. Warburton hat die irrige Meinung widerlegt, als ob die Aegyptischen Priester die Hieroglyphen erfunden hätten, um ihre Wissenschaft zu verbergen XXI. 71. Einige Hieroglyphen sind ohne die mindeste Veränderung unter die gemeinen Buchstaben der Aegypter aufgenommen worden 73

Hippopotamus von Erz, eine römische Arbeit II. 3. 14

Hirten, siehe Pan.

Hirtenstab Sinnbild der Isis VI. 1. 23

Holz. Die Aegypter nahmen keines zu ihren Gebäuden 6. Die Aegypter und Griechen machten ihre Statuen anfänglich von Holz 120

Homer ist den Artisten sehr nützlich XXX. 3. 94. Wurde von den Hetruriern bewundert XXXII. 100

Honorius der Kayser, wird von einigen edlen Jünglingen auf den Schultern getragen VII. 2. 28

Hörner, warum sie ein Sinnbild der Isis IV. 1. und 2. 19. Hörner von Thieren wurden zu Bechern gebraucht XXXV. 103. Hörner auf dem Kopf des Weibes eines Waldgottes LXXII. 2. 189. Horn des Ueberflusses. Die Aegypter waren nicht gewohnt dieses Sinnbild zu verfertigen LXXIII. 3. 191

Horus und Harpocrates, als zwo verschiedene Gottheiten vorgestellt VII. 1. 27. Horus, Harpocrates und die Sonne stellten einerley Sache vor VIII. 1. und 2. 31. Horus auf der Lotusblume sitzend IX. 1. 34

Hosen, eine Art derselben trug ein Comödiant LXX. 1. 185

Hydraulische Maschinen, von selbigen reden die alten Schriftsteller LXXIV. 192

Hymettus. Auf diesem Berg ist ein dem H. Johannes gewidmetes Kloster. Erklär. der Tierratbl. S. XVII.

J.

Jagd war bey den Hetruriern etwas sehr gewöhnliches XXX. 1. 93. Jagd mit dem Garn LXXXVII. 228

Japan S. China.

Ibis von Erz X. 4. 40

Ichneumon XIII. 4. 49
Imagunculae. Was dieſes Wort, ingleichen das Wort Lagunculae, in den Briefen des Cicero an den Atticus bedeutet. LXXV. 193
Impetus. Erklärung dieſes Wortes, was es bey den Oculiſten bedeutet XC. 3. 239
Incruſtation wurde bey den Alten auf den köſtlichſten Steinen angewendet LXI. 1. LXXI. 2. 187. auf dem Glas. Siehe Glas. Incruſtation von Email womit die Mauern bekleidet wurden LXXIX. 1. 195. Incruſtration der Metalle LXXXIX. 233
Inſchriften auf den Statuen der Hetrurier und Aegypter. 80
Joniſche Ordnung. Capital derſelben S. Ey.
Joſepin hat den geſchnittenen Stein oder Camee gezeichnet Nr. 3. LI. 140
Jota wird zu dem Doriſchen Dativus geſetzt. In der Folge der Zeit wurde es unter den Buchſtaben geſchrieben. S. Onga.
Iſis von Erz, mit einem ſonderbaren Kopfputz IV. 1. und 2. 19. Bruſtbilder der Iſis IV. 20. Dieſe Gottheit wird insgemein ſitzend vorgeſtellt. V. 2. 21. Ihre Macht VI. 1. 23. Wird für einen guten Genius gehalten Ebendaſ. 24. Ihre Prieſter erſchienen bey gewiſſen Ceremonien mit den Sinnbildern der mächtigſten Gottheiten VI. 4. Iſiskopf von gebrannter Erde XV. 4. 26. Iſis mit der Figur des Oſiris, der aufrechts vor ihr ſteht. Erklär. der Zierrathleiſt. XII.
Iſiſche Tafel. Die Cercophitheci haben auf derſelben die Tafel mit Hieroglyphen nicht in den Pfoten XVI. 2. 53
Iſochruſa, Erklärung dieſes Wortes XC. 3. 243
Iſotheon, Erklärung dieſes Wortes XC. 3. 243
Italien, wie lange man ſchon in dieſem Lande auf die Erhaltung der Alterthümer bedacht iſt. 112
Jugend römiſche, Beſchäftigung derſelben. 161
Julia Domna, die Mutter des Caracalla und Geta CV. 2. 304
Julia Maeſa, die Schweſter der Julia Domna, heißt auf den Münzen Auguſta CV. 2. 304
Julia des Auguſtus Tochter. Ihr Portrait in Marmor XLVIII 1. 131
Julianus Apoſtata ſtellet den Dienſt der Aegyptiſchen Gottheiten wieder her. Münzen von ihm, worauf er die Geſtalt des Serapis hat, LXXXVI. 1. 218
Jupiter Melichius. Statue deſſelben in Griechenland 120. Kopf des Jupiters iſt leicht mit dem Kopf des Aeſculap zu verwechſeln LVIII. 1. 163. Jupiter auf einem Carniol geſchnitten, XLVI. 2. 127

K.

Kahle Stirn, Sinnbild des Silenus LXV. 2. 177

Kahn. Ein aufrechts ſtehender Cynocephalus, und der Horus auf der Lotusblume werden in einem Kahn vorgeſtellt IX. 2. 35 Ein Prieſter, der einige Blätter von der Lotusblume auf dem Kopf hat, wird in einem ſehr kleinen Fahrzeug vorgeſtellt XVII. 3. 55

Kapuze Hetruriſche, Kleidung des Landvolks XXVII. 1. 84

Katze, warum dieſes Thier in Aegypten für ein Sinnbild der Iſis, oder des Mondes gehalten wurde, XIII. 2. 49. Emblematiſche Vorſtellung einer Katze. Ebendaſ. 3. 49

Keule des Hercules LX. 2. 167

Kinder, Sieger in den Spielen der Griechen LIII. 1. 142. warum ſo viele Köpfe von Kindern auf den Denkmälern angetroffen werden. LXXXIV. 213

Kircherianum Muſeum, dieſes Werck hat der P. Bonanni herausgegeben LXXXII. 1. 216

Kleid mit einem dreyfachen Gürtel LXXIII. 1. 190

Kleidung gemeinſte der Hetrurier XXXVII. 108

Kleinigkeiten (détails) wurden von den Aegyptern verabſäumet, als die ſich mehr auf die großen Stücke legten. 8. Die Griechiſchen Artiſten gaben ſich vorzüglich Mühe, die Kleinigkeiten ſchön auszuführen XLV. 3. 126

Knöpfe von Kupfer LXXIX. 3. und 4. 198. haben weder ein Loch, noch einen Zapfen. Ebend. Knöpfe von Glas LXXXI. 1 199

Könige zu Rom, unter ihnen wurden die Künſte fleißig getrieben 144

Köpfe ſind faſt auf allen Camées ein wenig grob gearbeitet XLV. 3. 125. woher die vielen Köpfe kommen, die man von gebrannter Erde in Aegypten antrifft LI. 1. 138

Kopfputz einer Africanerin L. 1. 134. Kopfputz, ein Zeichen der Würde LXIII. 1. 173. Kopfputz einer Weibsperſon, die zu den Zeiten des Marcus Antoninus lebte LXXI. 1. 187. Kopfputz der griechiſchen und römiſchen Damen LXXV. 192

Kragſtein (conſole) den ein Löwenkopf und Greiffenfuß bilden XCV. 2. 275

Kuh des Myron auf einem Carniol, nebſt einem Kalb das an ihr ſaugt L. 3. 137

Künſte, in welchem Lande ſie zu erſt erfunden worden ſind XXVIII. 1. 86

Kupfer. S. Erz. Kein Metall läßt ſich ſo gut in die Mödel gießen, als dieſes XCIII. 6. und 7. Wurde am erſten und faſt überall gebraucht. Ebendaſ. Wie man alles aus dieſem Metall machen kan, was ſonſt von Eiſen gemacht wird XCIII. 6. u 7. 252.

Das Kupfer so zu den Waffen der Alten gebraucht wurde, war mit Eisen vermischt. Diese wurden anfänglich in einen Model gegossen und nachgehends mit der Hand ausgebessert XCIII. 6. und 7. 260. Das Kupfer, das die Römer zu ihren Waffen brauchten, war hart; ist nicht jenes Metall, so wir das schwarze Kupfer nennen. Ebend. Mittel, das Kupfer zu härten. Ebendas. War nach der Meinung der Alten das reineste Metall. Vertrieb die Gespenster u. s. w. Man bediente sich dieses Metalls zu den heiligen Gefäßen XCVI. 2. 312. Zu den Zeiten des Augusts wurde das Kupfer dem Eisen vorgezogen CV. 1. 301. In der Folge wurde das Eisen vielfältiger gebraucht, weil man gelernet hatte, es leichter zu bearbeiten. Ebend.

Küraß der Hetruriſchen Tänzer XXXI. 1. 95

Kziri, arabisches Wort XC. 3. 244

L.

L. C. Lubens curavit LXXII. 3. 189

Labyrinth. Die beyden Labyrinthe und die Ruinen von Theben sind höchst bewundernswürdig 6

Lacrymatum, Beyname einer Augensalbe, so Melinum hieß XC. 3. 244

Lambert (der Presidente) Sein Geschmack an den schönen Alterthümern LXIX. 185

Lampadisten S. Fackelrennen.

Lampen, Begräbnißlampen des Pietro Santi Bartoli LXXIII. 1. 190. Lampe von Gyps XC. 1. 234. Drey römische Lampen XCI. 234. Lampe, besondere XCII. 3. 249. noch eine Lampe XLIII. 3. 252

Lanze von Erz XCVI. 3. 278

Laokoon, berühmte Grouppe, wurde von den Polydorus, Athenodorus und Agesander, Bildhauern von Rhodus gemacht LVI. 4. 154

Larven X. 1. 37

Laubwerk von einem auserlesenen Geschmack auf einer Hetruriſchen Vase. XLI. 1. 110

Leichbegängniße; großer Aufwand den die Römer dabey machten XCIX. 4. 287

Lene, Beyname einer Augensalbe XL. 3. 246

Leuchter von weissen Marmor LXXXII. 1. 210. der Ort, wo dergleichen Leuchter hingestellt wurden. Ebendas. Fragment eines andern Leuchters von eben dieser Materie LXXXIII. 1. 2. 3. 212

Liebesgott auf einem Wagen, den zwey Tiger, oder zwey Pantherthiere ziehen XLVIII. 3. 132. Liebesgötter auf der Jagd; ein antickes Gemälde L. 1. 2. 152

Löcher, drey wurden aus Aberglauben an das Fußgestell der Hetruriſchen Figuren gemacht XXVII. 1. 84. Auf einem andern

dern Fußgestell trifft man vier an: worauf sich dieser Aberglaube gründet XXIX. 2. 91

Löfel von Silber XCII. 5. 250

Loewe; die Aegypter endigten ihre Röhren mit Loewenköpfen, und warum? XVII. 1. 2. 54. Geflügelte Löwen auf den Hetruriſchen und Aegyptiſchen Denkmalen 80. Löwenkopf auf einem Hetruriſchen Stück XLIII. 5. 115

Lombardie, ein Theil des diſſeits der Alpen liegenden Galliens. 162

Lotusblume, war beſonders dem Oſiris gewidmet, VI 4 26. Scheinet ſich nach den Bewegungen der Sonne zu richten; Horus wird öfters auf dieſer Blume ſitzend vorgeſtellt IX. 1. 34. Hadrianus befahl die Lotusblume Antinous zu nennen. LI. 2. 139

Lucina, ihre Statue iſt bekleidet XLIX. 1. 133

Lycaeus, ſo wird der Berg Olympus in Arcadien manchmal genennet L. 2. 136

Lyonnois, Kupferbergwerk daſelbſt XCIII. 6. und 7. 252

Lyſiponum, eine Augenſalbe XC. 3. 245

Lyſippus hatte allein die Erlaubniß das Portrait des Alexanders zu machen. Seine Werke ſind längſtens verlohren gegangen. XLV. 1. 123

M.

Maaſe öffentliche XLIII. 5. 114

Maenalus, ein Berg, auf demſelben glaubte man den Pan auf der Flöte mit mehrern Pfeifen blaſen zu hören L. 2. 137

Magoula, daſelbſt ſind einige Altäre gefunden worden XIX. und XX. 1. 59

Majault CVII. 10. 315

Maillet ſchikte einen Streif Leinwand von einer Mumie nach Frankreich XXI. 72 S. Mumie.

Malerey, warum die Aegypter in dieſer Kunſt nicht excellirten 8. Sie ſtund bey ihnen in einem ſchlechten Anſehen 8. Die Malerey wurde mit gutem Erfolg in Hetrurien getrieben 82. Die Ueberbleibſel alter Malereyen ſind ſehr ſchäzbar LVI. 1. 152. Die Malerey war die erſte Schrift der Aegypter XXI. 71.

Manilius ein lateiniſcher Dichter LXXIV. 192

Mantel über dem Sagum an einer Figur des Jupiters LVIII. 1. 163

Mappa, Art eines Tuchs, damit wurde das Zeichen zum Anfang der Rennſpiele gegeben. LXXXVI. 2. 219. War auch die Belohnung der Sieger, Ebendaſ.

Martialis, bey Gelegenheit des Trochus angeführt LXXXI. 2. 209

Maske oder Larve X. 1. 37. Maske von Sycomorus wurde auf die Binden gelegt womit das Geſicht der Todten bedeckt war. XI. 3. 43. In die Höhe gehobene Masken, welche das Geſicht von zween Acteurs ſehen laſſen LIV. 1. 146. Mas-

te einer Schauſpielerin LIV. 1. 146. Wozu die großen Haarlocken dienten, welche den maskirten Schauſpielern an dem Hals herabhiengen Ebendaſ. 146. Wie die Römer die Masken alter Perſonen zu machen pflegten 146. Die Aegypter wuſten nichts von dem Gebrauch der Masken 147. Sie wurden nach dem Zeugniß des Horatz in Griechenland von dem Aeſchylus erfunden, welches aber Ariſtoteles läugnet 148. Die Griechen lerneten den Gebrauch der Masken von den Hetruriern 148. Die Masken dienten bisweilen dazu, daß man den Hausgötzen das Angeſicht damit bedeckte. LIV. 4. 147. LXXIII. 4. 192

Materie, die griechiſchen Artiſten brauchten nur die feinſte Materie zu ihren Arbeiten. LII. 3. 141

Maryener lieſſen ihre Haare nur auf der rechten Seite ſtehen. LXXXI. 1. 204

Meſſer von Ertz XCVI. 2. 277

Meduſenkopf von Ertz mit ſilbernen Augen LX. 5. 169. LXXII. 1. 188

Megara, daſelbſt wurden ſchöne Statuen gemacht. LIII. 2. 143

Meleager erlegt den Eber von Calydon XXX. 1. 93. Melager oder Adonis: Statue antiche noch erhalten XLVII. 3. 130

Melichius, Beynahme des Jupiters. S. Jupiter.

Melinum eine Augenſalbe XI. 3. 239

Memnon (coloſſaliſches Bild des) iſt eine der älteſten Figuren 7.

Meneſtrier P. Brief dieſes Jeſuiten in Anſehung einer zu Lyon gemachten Entdeckung CV. 2. 303

Mercurialis; ſeine Gymnaſtick LXXXI. 2. 202

Mercurius, Zunahme eines Graveurs LXXI. 3. 188

Merkur ſitzend, Attributen deſſelben u. ſ. w. L. 2. 136. wird allezeit ohne Bart abgebildet, Ebend. Merkur von Penteliciſchen Marmor, woran der Kopf von Ertz iſt. LIII. 2. 1 3. Merkur-Hercules LIII 2. 144. Merkur auf einem Leuchter von weiſſen Marmor LXXXII. 3. 212

Metall, deſſen bedienten ſich die Aegypter niemals zur Verbindung ihrer Gebäude 7. die Kenntniß der Metalle konnte niemals verlohren gehen XCIII. 6. und 7. 253. Mittel daſſelbe viel härter zu machen, Ebendaſ.

Meurſius, ſeine Meynung von dem Orte wo das Fackelrennen gehalten wurde, Erklär. der Zierrathleiſt. S. XIV.

Midias ein unbekannter griechiſcher Artiſt LIII. 4. 145

Milch in einer Urne von Glas, die in dem Grab eines Kindes gefunden wurde LXXX. 2. 212

Minerva. Statue derſelben von verſchiedener Materie LIII. 2. 143

Mieina (Aemilia) Begräbnißurne derselben LXXXIX. 232

Miß, mineralische Materie XC. 3. 240

Mode, nach derselben richtete man sich allezeit auf eine sclavische Art VIII. 1. und 2. 32

Monate aegyptische. Namen derselben werden bey den griechischen Schriftstellern und in der Sprache der Cophten noch angetroffen. XXI. v. f. 69

Mondelli sah den Kopf des Goliath für einen Pompejuskopf an LXVII. 180

Montami (Herr von) Entdeckung desselben XCVII. 10. 208

Montfaucon, Irrthum dieses gelehrten Benedictiners LVIII. 1. Meinungen desselben von einigen Figuren und Characteren auf einem aegyptischen Streif Leinewand XXI. 20. Die Copie die er uns von einer aegyptischen Inschrift mitgetheilet hat, ist nicht genau XXVI. 2. 74.

Mosaische Arbeiten. Die Neuern haben darinnen einen Vorzug. Diese Wercke sind eine Nachahmung der Malerey CVI. 309

Moulinet P. XCIX 3. 287 CV. 1. 301.

Mumie. Prüfung der Meynung des Herrn Maillet, welcher glaubte, daß die Aegypter zu den Mumien ihrer Königinnen ihre Bildnisse von Marmor stellten I. 1. 10 Auf den Mumien-Kästen werden die Augen offen vorgestellt XXVIII. 1. 85. Die Mumien-Kästen, welche für die Frauens-Personen gehörten, waren am besten ausgearbeitet XI. 1. 41

Mummius nimmt Corinth ein. 160

Müntzen geringhaltige, dergleichen haben die falschen Münzer verschiedene geprägt, die wir noch haben CV 2. 304. Aus den Müntzen kan man nicht so genau, wie aus den Denkmalen von Bildhauerarbeit, die Manier des Kopfputzes der Griechischen und Römischen Damen abnehmen LXXV. 192. Le Pois, Savot und andere glaubten, daß sich die Alten der Münzstempel und Gießmödel zur Verfertigung ihrer Müntzen bedienet haben CV. 2. 305. Gegen die Zeiten des Septimus Severus zu, wurden die silbernen Münzen geringhaltiger CV. 2. 305. Woher es kommt, daß wir noch so viele Münzen von Kayfern haben, die doch ganz kurz regieret haben. CV. 2. 306. Gegossene alte Münzen, warum sie schwer von den geprägten zu unterscheiden sind. Ebend.

Müntzer falsche, warum es nach den Zeiten des Septimus Severus wenig mehr gegeben CV. 2. 306

Münzpresse, Gebrauch derselben ist erst vor zweyhundert Jahren eingeführt worden CV. 1. 303

Münzstempel zu alten Münzen wurde zu Nimes gefunden CV. 1. 301. Ist aus Zink, Zinn, calcinirten Bley, in gleichen Theilen zusammen gesetzt. Ebendas. Zween

Münzstempel von Eisen in dem Cabinet der H. Genovefa Ebend.
Musa Sinnbild der Isis IV. 1. und 2. 19
Musageres S. Hercules.
Museum alexandrinisches LI 2. 139
Mütze hetrurische XXIX. 2. 91. Spitzige Mützen auf dem Persischen Denkmalen XVIII. 1. 56. Mütze einer griechischen Weibsperson in Gestalt eines Helms XLVII. 3. 129. Mütze geflügelte, siehe Petasus.
Myron S Kuh.

N.

Nachahmung eines römischen Degens, oder Schwerdts XCIII. 6. und 7. 252. Nachahmung der griechischen Schriftsteller und Artisten LIII 142. Nachahmung der Agate von zwo bis drey Farben XCVII. 1. 280
Nachteule, ein Sinnbild der Stadt Athen LV. 2. 152. Sinnbild der bösen Geister XXXII. 99
Nägel an den Händen und Füssen gewisser Statuen von Gold XI. 1. 33
Nardinum, eine Augensalbe XC. 3. 240
Natur (die) mit beyden Geschlechten XXXVIII. 106. Aus den schönen griechischen Statuen lernet man die Natur kennen, 121
Navarra, Kupferbergwerke daselbst XCIII. 6. und 7. 260
Nemesis. Gottheit, welche die Frommen belohnte, und die Bösen bestrafte. S. Greiffe.
Neapel. Die Fremden bekommen daselbst die Erlaubniß nicht, anticke Stücke zu copiren LV. 1. 150
Nero, colossalische Statue desselben verfertiget Zenodorus 162. Vorstellung dieses Kayfers auf einem Wagen mit zehen Pferden LX. 4. 168. War ein Muster für alle seine Nachfolger in Ansehung der Spiele LXXXVI. 2. 220. Trug verschiedene Siege in den Rennspielen davon. Ebend.
Netz, Sinnbild der Isis VI. 1. 23
Nil, Ueberschwemmung dieses Flusses XVII. 1. 2. 54. Die Aegypter begiengen gewisse Feste auf diesem Fluß während seiner Ueberschwemmung LIV. 4. 147
Nimegue, Alterthümer von Smetius beschrieben XC. 3. 237
Nimes, daselbst wurde eine Figur des Ganymedes gefunden LVIII. 2. 164
Nummi contorniati, welche Münzen so genennet werden LXXXVI. 2. 219. Ein camée contorniate stellet den Nero auf einem Wagen für. Dergleichen geschnittene Steine sind bisher noch nicht angetroffen worden. Ebendas.

O.

Obelisken, Sinnbilder derselben erkläret Kircher XXI. 68. Was die Obelisken auf einem Denkmal des Julianus Apostata bedeuten LXXXVI. 1. 219
Oculisten, Augenärzte, Büchsen derselben worinnen

innen ihre Augenarzeneyen eingeſchloſſen waren XC. 3. 237
Oelzweige, Sinnbild der Stadt Athen LV. 2. 152
Ohrengehänge. Plautus ſpottet über die Ohrengehänge der Afrikanerinnen L. 1. 135. Köpfe griechiſcher und römiſcher Damen mit einem einigen Ohrengehänge an dem linken Ohr LXXV. 192
Olympus. Siehe Licaeus.
Omicron; auf den alten Inſchriften, die man zu Lacedaemon gefunden hat, haben die Omicron die Figur der Triangel XX. 3. 65
Omphale, ihr Kopf LXI. 3. 171
Onga, unter dieſem Namen verehrten die Phoenicier eben diejenige Gottheit, welche die Griechen unter dem Namen der Minerva verehrten. Man glaubt, daß ihr menſchliche Opfer gebracht worden ſind XX. 4. 65
Opobalſamum, wurde zu verſchiedenen Augenarzeneyen gebraucht XC. 3. 241
Ordnung der Architectur in Hetrurien erfunden 81
Oſiris von Ertz, mit einer Bekleidung bis auf die Füſſe II. 1. 13. Ein anders Stück von Ertz III. 1. 15. Oſiris war der Verſtand, welcher die Materie fruchtbar machte XII. 1. 43
Oſymandias, Grabmal deſſelben zu Theben VII. 3. 29

P.

Päbſte haben allezeit für die Erhaltung der Antiken Sorge getragen 122
Palladium. Entführung deſſelben XLV 3. 125. Dieſes Sujet iſt in Griechenland ſehr oft wiederhohlet worden. Ebendaſ. S. XLVIII 2. 131
Pallas, der Kopf derſelben wird vielfältig mit dem Kopf des Alexanders verwechſelt XLV. 1. 123
Pan wurde in Arcadien verehrt; ſitzet auf dem Berg Olympus; erfindet die Flöten mit mehrern Pfeiffen L. 2. 136. Hatte einen Tempel auf dem Berg Lycaeus, der bisweilen Olympus genennet wird. Ebend.
Panerates, Schmeicheley, die dieſer Dichter dem Hadrianus gemacht hat LI. 3. 139
Paulus Emilius, nach deſſen Sieg fiengen die Römer an, die Künſte zu treiben 160
Pauſanias, ſeine Beſchreibung von Griechenland XXIX. 2. 91. Iſt partheyiſch in Anſehung der Griechen 120
Peireſc (Herr von) Cabinet deſſelben XXXV. 2. 105
Peitſche, Sinnbild des Oſiris III. 1. u. 2. 15
Pentelicus. Berg in Attica LIII. 2. 143. Marmor der daſelbſt angetroffen ward, hatte fünf Farben. Ebend.
Perac. S. Düperac.
Perſea, eine Pflanze, die ein aegyptiſcher Prieſter an dem Hals trägt X. 2. 38

Perser beherrschten Aegypten XVIII. 1. und 2. 57

Petasus, geflügelte Müze des Merkurs L. 2. 136. LII. 1. 141

Petavius Paul, Cabinet desselben VIII. 1. und 2. 30

Pfeile von Erz XCIII. 6. und 7. 253

Pflanze, aus welcher ein geflügeltes Kind herauf steigt, und die sich mit einem Greiffenfuß endiget XCI. 4. 247. Augenpflanzen auf den Stein eines Augenarztes geschnitten XC. 3. 242

Phaon ein Jüngling von Lesbos in den die Sapho verliebt ist XLVI. 3. 129

Pharmuthi, Name eines aegyptischen Monats XXI. 70

Phönicier. Die Denkmale der Phönicier sind noch seltner, als die Aegyptischen XXI. 75. Ob die Buchstaben der Phoenicier nach den Aegyptischen gebildet worden sind 75. Zwischen beyden ist eine grosse Aehnlichkeit. Nach aller Wahrscheinlichkeit kamen die Buchstaben der Phönicier von den Aegyptischen her. Das Phönicische kam sehr viel mit dem Samaritanischen überein. Ebendas.

Phidias, seine Statue des Jupiters war berühmt XLVI. 2. 127

Philistis, Königin von Sicilien mit einem Schleyer bedeckt XLIX. 1. 133

Philo von Byzanz; eine Stelle dieses Scribenten gab Gelegenheit, die Kunst des Härtens des Kupfers wieder zu erfinden XCII. 6. 258

Plinius. Stelle aus diesem Scribenten, welche beweiset, daß die Alten etwas von dem verzinnen der kupfernen Gefäße gewust XCIX. 285

Pocock hat auf seiner Reise in die Morgenländer alles ohne Wahl und Unterschied copirt XXI. 74

Poeten, wie die Artisten die Sujete, die ihnen die Poeten an die Hand geben, behandeln sollen XXX. 3. 94

Polignac (der Cardinal von) LI. 3. 139

Politur ausserordentliche der Griechischen Statuen von Marmor: Ursache dieser Politur LVII. 1. 155

Polydorus Bildhauer von Rhodus LVI. 4. 154

Pompejus, Triumph desselben 160. Betrübniß die in dem ganzen Reiche über seinen Todt entstanden ist LXVII. 181

Pontchartrain (Kanzler von) Sein Geschmack an den alten Denkmalen LXXI. 1. 187

Ponty, Kunstwort so bey den Glasmachern gewöhnlich ist. Bedeutet die Materie, welche auf dem Boden eines Gefäßes bleibet, und daher kommt, daß der Glasmacher, um die Oefnung zu machen, sein Blasrohr an den Boden des Gefäßes angesezt hat, welches einen Bruch verursacht, wenn er das Blasrohr herauszieht LIII. 2. 295. Die römischen Gläser, worinnen man die Asche

Asche der Todten aufbewahrete, hatten kein Ponty Ebendas. Unbequemlichkeit bey dem Gebrauch des Ponty. Wie es anzufangen daß man kein Ponty macht. Ebendas.

Porcellan S. China, Urbino, Faenza. In Europa wird sehr schönes Porcellan gemacht LXXXI. 3. 207

Privatpersonen können Alterthümer von einer gewissen Gattung sammeln. 122

Portici, daselbst hat man eine große Menge alte Freskomalereyen entdecket. LV. 1. 150

Probierstein, worinn derselbe von dem Basalt unterschieden ist I. 1. 11

Q.

Quintus Caerealis Quintilianus; ein alter Augenarzt XC. 3. 242

R.

Raphael, ein berühmter Maler LI. 2. 139 Einer von seinen Anverwandten hatte die Aufsicht über die Manufactur zu Urbino. Ließ von seinen Schülern Risse für diese Manufactur machen LXXXI. 3. 205

Rathsversammlung der Aegypter, Vorstellung derselben VII. 3. 29

Rebhaut um den lincken Arm eines Bacchanten gewunden LVI. 2. 153

Reif, dessen man sich bey den Griechischen und Römischen Spielen bediente. Von dieser Uebung gab es zweyerley Arten LXXXI. 2. 208

Republik; unter der römischen wurden die Künste nicht hoch geachtet. 160

Rhodope, Figur derselben wird von Dom Martin angeführet LXIII. 2. 174

Richter ohne Hände VII. 3. 29. Oberster Richter unter den Aegyptern VII. 3. 29

Riemen von Leder, womit die Alten ihre Kleider bevestigten; die Art, wie solches geschah LXI. 5. 171

Ringe, die man in einen Reif that, womit man spielte LXXXI. 2. 208. Die Bewegung dieser Ringe gab einen angenehmen Laut von sich. Ebendas. Ringe von Erz werden an dem Hals, an den Schenkeln, und Armen einiger Skelete angetroffen. CII. 5. 293. An einem Medusenkopf LXXII. 1. 187. Wozu man solche Köpfe gebrauchte, an denen Ringe befindlich sind, LXXXIV. 213

Ritual, oder heiliges Buch der Priester der Isis. Erklärung einer Stelle des Apuleius. Meinung des Warburton VI. 2. 24

Rivalis Oppius, eine Lampe dieses Artisten XC. 1. 234

Rom, man läßt nicht gern alte Denkmale aus dieser Stadt, 122

Römer hatten die Vollkommenheit der Schauspiele den Griechen zu danken LIV. 4. 184 Ihre Artisten haben einige schlechte Werke hinterlassen LVII. 1. 154. Waren Nachahmer der Hetrurischen Architectur 159. Waren zur Zeit der Republik blos auf das Kriegswesen bedacht 160. Fiengen nach dem Sieg des Pompejus an, an den Künsten einen Geschmack zu bekommen 160. Ließen Griechische Artisten zu sich kommen. Worauf ein jeder Römer stolz gewesen. Ebendas.

Römische Damen, falscher Begrif den man von der Schönheit derselben hat LXXXI. 1. 203. Sie sind auf den alten Denkmalen insgemein mit einem Schleyer geziert und bekleidet XLIX. 1. 133

S.

Sabina, Gemahlin des Hadrianus mit den Sinnbildern der Ceres. LXIX. 184. Warum sie mit Kindern vorgestellt wird? Ebendas.

Sagum der Gallier LVIII. 1. 163

Salbe oder Räuchwerk, so die Würmer und die Fäulniß von dem Holze abhielt XI. 1. 42

Salonina Gemahlin des Gallienus XCIII. 2 25

Sapho mit dem Phaon vorgestellt XLVII. 3. 192

Sarg des Osiris wird von der Isis gefunden VIII. 3. 33

Satyr auf einem Hetrurischen Denkmal XXXVI. 1. IX. 1. 34. 106

Scarabaeus auf einem Türkis mit Hieroglyphen IX. 3. 36. Die Aegypter machten viel aus diesem Thier. XXX. 3. 94

Scepter ein Sinnbild der Macht LXXXVI. 1. 218

Scharnier, eine Art davon, oben an einem Kopf von Erz LXXXV. 1. 215

Schauspiele machten einen Theil des Gottesdienstes der Hetrurier aus 80. Waren allezeit gewissen Gottheiten gewidmet LIV. 1. 146

Scheffel, Kornmaas. Sinnbild des Ueberflußes LXXIII. 2. 190

Scheiden (gaines) der Statuen erfinden die Aegypter. Die Athenienser gaben ihnen eine viereckigte Form LIII. 2. 144. Scheiden auf einem Theater LIV. 1. 146. Verschiedene Orte, wo sie die Römer hinstellten. Die an den Thüren hatten öfters zween Köpfe 1. 172

Schenkkanne von Erz C. 1. und 4. 288

Schild des Achilles, ein Meisterstück in Ansehung der Zusammensetzung. Er war von Erz XCIII. 6. und 7. 255

Schlange geflügelte, mit Hirschfüßen. Sinnbild der Sonne XXXII. 98. Schlange,

ge, welche einen Cirkel bildet LXVI. 2. 179
Schlangenstab Attribut des Merkurs L. 2. 136
Schlüßel von Ertz, woran ein Siegel oder Petschaft befindlich ist XCIV. 7. 272
Schreiber heiliger. Worinn seine Beschäftigung bestanden VI. 2. 24
Schrift. Die Griechen lerneten von den Morgenländern die Art von der rechten zur linken Hand zu schreiben XX. 3. 64. Der Ursprung derselben kan aus den Zeugnissen der griechischen und lateinischen Schriftsteller nicht hergeholet werden. XXI. 70. Vor Anfang dieses Jahrhunderts war die bey Aegyptern gewöhnliche Art zu schreiben nicht bekannt Ebendas. 71. S. Buchstaben. Zweyerley Arten der Aegyptischen Buchstaben. Ebendas 74. Gemeine Schrift der Aegypter XXI. 74. Schriften auf den Steinen sind auf den Griechischen Denkmalen gewöhnlich. XLV 3. 126. Schwierigkeit dabey. Ebendas. Schrift der Priester bey den Aegyptern gebräuchlich XXI. 73
Schwan, der Venus geweihet, hatte eine Stelle auf dem Parnaß XCV. 5. 276.
Schweine, derselben gab es in einem Theil von dem, disseits den Alpen gelegenen Gallien eine große Menge XXXV. 1. 104. Die Hetrurier bestättigten mit dem Blute derselben ihre Bündnisse u. s. w. Dieses Thier war der Ceres gewidmet. Vase, die sich mit einem Schweinskopf endiget. Ebendas.
Sclaven. Die Römer überließen ihren Sclaven fast durchgehends die Uebung der freyen Künste. 161. Je mehr sie Talente hatten, desto härter war ihre Sclaverey. Ebendas. Sclave der sich mit der Erndte, oder Weinlese beschäftigt LXXIV. 192. Die römischen Sclaven trugen Ringe an den Schenkeln. CII. 5. 293
Septimus Severus CV. 2. 305
Seule; weil die Aegypter die Kunst nicht verstunden, Gewölber zu sprengen, kamen sie auf die Erfindung der Seulen 6.
Siegel, siehe Petschaft. Es giebt weder Griechische noch Aegyptische Siegel von Ertz XCIV. 6. 269
Silen LVII. 2. 165. Sinnbilder desselben LXV. 2. 177
Simpulum ein Instrument so bey den Opfern gebraucht wurde CII. 1. 291
Sinai, Inschriften, die man daselbst antrift XXI. 74
Sirene auf einer Handhebe eines Gefäßes CI. 1. 290
Skelete werden gefunden LXXX. 4. 202. XCIV. 8. 273
Solon ein großer griechischer Artist XLV. 2. 124

Sonne wird von den Aegyptern und Hetruriern angebetet XXXII. 98

Sphinx und andere Thiere, warum sie liegend abgebildet werden 7. Dienten an dem Eingang der Tempel in Aegypten zur Zierde. Ebend. Sphinx von Erz mit Hieroglyphen. Sonderbare Zusammensetzung dieses Thiers XIII. 1. 46. Warum es mit ausgestreckten Armen abgebildet ward. Sitzender Sphinx XVI. 3. 53

Spiele bey den Leichbegängnissen, durch einige Kinder, die ringen und jagen, vorgestellt LXXXIX. 232. Hetrurische XL. 109. S. Schauspiele. Die Römer lernten sie von den Hetruriern LIV. 4. 148

Spon führet eine Bacchantin mit einem tympanum an LXXXIII. 213. Muthmassung desselben von gewissen Steinen, auf denen einige Worte stehen, die Augenkrankheiten bedeuten XC. 3. 238

Springbrunnen waren bey den Römern üblich LXXIV. 192

Stab womit die Alten den Reif mit Ringen bewegten LXXXI. 2. 209. Schlangenstab; Sinnbild des Merkurs L. 2. 136

Stactum eine Augensalbe XC. 3. 245

Statuen, damit waren die Felder der Römer gezieret LXII. 1. 172. Waren bey den Aegyptern und Griechen von Holz 120. Statuen, an denen nur der Kopf, die Hände, und der äußerste Theil der Füße von Marmor, der übrige Theil aber von Holz, Erz, oder Marmor von verschiedenen Farben war LIII. 2. 143. Griechische Statuen, von denen der Kopf konnte abgenommen werden. Ebend. Gewohnheit der Römer, wenn sie die Statuen ihrer Kayser zerbrachen. Ebend. Die Griechischen Statuen sind insgemein nackend; doch trift man auch einige an, die bekleidet sind XLIX. 1. 133. Statuen der römischen Damen bekleidet und mit einem Schleyer XLIX. 1. 133

Steinschneiden. Diese Kunst war den Aegyptern 8. ingleichen den Hetruriern bekannt 82

Steinschneider die römischen, setzten nicht allezeit ihre Namen auf ihre Arbeiten LXXI. 3. 188 Die Steinschneider in feinen Steinen copirten allezeit die besten Statuen XLVI. 2. 127

Stellung auf der Erden liegende oder sitzende, zeigte bey den Römern etwas verächtliches an LXX. 1. 186

Stiefeleten zur Bedeckung des Vordertheils der Beine XXX. 3. 93. S. Beinharnisch.

Stratioticum, Augensalbe zum Gebrauch der Soldaten XC. 3. 238

Strümpfe, die ein Comödiant an hat LXX. 1. 185

Sycomorus, oder aegyptischer Feigenbaum L. 1. 134

T.

T.

Tanz. Gespräch des Lucians von dem Tanze XXXI. 1. 96. Tänze der Hetrurier in völliger Waffenrüstung, bey den Religionsübungen gebräuchlich XXXI. 1. 95

Tänzerin nach dem Geschmack der Hetrurier, die aber nicht antick ist XXXI. 2. 96. Geschicklichkeit einer Tänzerin LXXXI. 2. 208

Tau, solches hat die Figur eines Menschen in der Hand IX. 4. 36

Telesphorus, Gott der Wiedergenesung LXVI. 1. 178

Thalasseron eine Augensalbe XC. 3. 244

Theater war den Aegyptern unbekannt LIV. 4. 147

Thespis beschmierte das Angesicht seiner Schauspieler mit Hefen LIV. 4. 148

Thoth, Name eines aegyptischen Monats XXI. 70

Tigerthiere an dem Wagen des Amors XLVIII. 3. 132

Thier, welches seine Wirklichkeit blos in der Einbildung hat XIV. 5. 50

Thierkreiß der Griechen XXI. 69. Wir wissen nicht mehr unter welcher Gestalt die Aegypter die Zeichen des Thierkreises vorzustellen pflegten. Ebendas. Drey Zeichen des Thierkreißes endigen sich mit einem Fisch LXXXVII. 229

Thränenurne von weissen Glas XCIX. 5. 288. CII. 3. 292

Todte verbrennen. Die Römer behielten die Gewohnheit, ihre Todten zu verbrennen, mitten unter den Aegyptern bey LXXXV. 3. 217

Tourneville in der Normandie LXXX. 4. 202

Traianus beschützet die Künste 160

Triangel in der rechten Hand der Isis VI. 1. 23. Ein Triangel, oder Delta vornen an der Stirn des Apis. Die Aegypter verglichen die göttliche Natur damit XII. 45

Trinkschaale von Silber, auf einem Fuß von Ertz gelötet XCIII. 6. und 7. 255

Trochus der Griechen und Römer LXXXI. 2. 209

Troia, die Helden des Trojanischen Kriegs auf Hetrurischen Denkmalen XXXIII. 1. 100

Trompete, Erfinder derselben LIV. 4. 148

Tympanum in der Hand einer Bacchantin LXXXIII. 213

V.

Valeria, eine römische Famile XC. 2. 235

Venus. Eine von denen, die Praxiteles gemacht, war bekleidet XLIX. 1. 133. Venus Marina LII. 3. 145

Vergleichung ist bey den Alterthumsforschern eben das, was bey den Naturkündigern die Wahrnehmungen und Versuche sind. Vorber. III.

Vergolden kalt; war in Aegypten gewöhnlich LXXXIX. 1. 195

Vergoldung von Kupfer XI. 1. 42. Vergoldung mit rother und blauer Farbe vermischt LXXIX. 1. 195. Warum die Vergoldungen von keiner langen Dauer sind. Ebendas.

Verzinnung des Kupfers war den Römern bekannt XCIX. 285

Vogel auf dem Kopf der Isis IV. 1. und 2. 19

Volumna oder Volturna, eine hetrurische Göttin XXVIII. 1. 85

Urne von Erz, die zu einer Begräbnißceremonie bestimmt war LXXII 3. 189. Begräbnißurne von Alabaster LXXXV. 3. 217. Eine andere von eben dieser Materie LXXXIX. 231

W.

Waffen der Griechen und Römer zur Vertheidigung und zum Angriff von Kupfer XCIII 6. und 7. 253. Siehe Kupfer.

Wagen mit zwanzig Pferden, wird von einem der Nachfolger des Nero regiert LX. 4. 168

Wahrheit (die) Name des köstlichen Steins, den der Oberrichter in Aegypten am Hals hängend hatte VII. 2. 29

Waldgötter, siehe Faunen.

Warburton. Seine Meinung von einer Stelle aus dem Apuleius VI 2. 25. Von der Erfindung der Hieroglyphen XXI. 74

Weib eines Faunen. S. Faunen.

Wilde americanische werden mit offenen Augen vorgestellt XXVIII. 1. 85

Widder, Sinnbild des Merkurs L 2. 136. Wurde dem Bacchus zum Opfer gebracht LXIV. 1. 176

Witterung, nach derselben Beschaffenheit sind die verschiedenen Arten sich zu bekleiden eingerichtet LVIII. 1. 163

Wolfskopf von Erde, diente zum Deckel eines Gefäßes. Warum? XV. 1. und 2. 50

Y.

Yncas. Man vermuthet, daß diese Völker eine Kenntniß der Künste gehabt XCIII. 6. und 7. 266. Die spanischen Geschichtschreiber führen ein Volk an, welches vor den Yncas, in Peru sollen gewohnet haben. Ebend.

Z.

Z.

Zeichnung von den Aegyptern cultivirt 8. ist gewissermassen unveränderlich auf den hetruriſchen Arbeiten von Thon 83. Die Zeit hat einen Unterschied in der Zeichnung der Hetrurier eingeführt 83. Kenntniß der Zeichnung ist einem Alterthumsforscher nothwendig LX. 5. Dienet den Nationalgeschmack kennen zu lernen. Vorb. S. V.

Zeitpunct, warum es manchmal unmöglich ist, den Zeitpunct zu bestimmen, wenn ein Denkmal verfertiget worden ist? Vorber. S. VI.

Zenodorus machte in Auvergne eine Statue des Merkurs, 160

Zierrathen haben die Alten auf ihren Gefäßen vermieden XCVII. 5. 281 Sonderbarer über dem rechten Ohr des Harpocrates und Horus VIII. 1. 30

Zusammensetzung monströse, in den Cabineten der Alterthümer XCII. 4. 249

Ende des ersten Bandes.

Verzeichnus

von den mit Kupfern versehenen Verlags-Büchern, welche auf eigene Kosten hat drucken lassen Adam Wolfgang Winterschmidt, Kunsthändler und Kupferstecher in Nürnberg, und daselbst, nebst vielen andern Commißions-Büchern und Kupferstichen, zu haben sind.

Martin Frobenius Ledermüllers, Mikroskopische Gemüths- und Augen-Ergötzungen ꝛc. erstes, zweytes und drittes Funfzig; nebst einen Anhang, gr. 4.

Eben dieses Werk in französischer Sprache, gr. 4.

M. F. Ledermüllers, Phisikalisch-Mikroskopische Zergliederung des Korns oder Rockens, nebst der Beobachtung seines Wachsthums; mit einer noch niemals abgebildeten Raupe, gr. fol.

Dergleichen Abhandlung vom Hippocastani seu Esculi; oder wilden Roßkastanien-Baum, gr. fol.

M. F. Ledermüllers, Erzählungen in Briefen ꝛc. über die Unsterblichkeit der Seele, 4.

Carl Bonnets, Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen ꝛc. nebst dessen Versuchen und Beobachtungen vom Wachsthume der Pflanzen in andern Materien als Erde, gr. 4.

Naturgeschichte der Bäume ꝛc. ꝛc. von Mr. du Hamel du Monceau, gr. 4.

Dessen zweyter Theil, gr. 4.

Von Fällung der Wälder und gehöriger Anwendung des gefällten Holzes ꝛc. von Mr. du Hamel du Monceau, gr. 4.

Dessen zweyter Theil, gr. 4.

Französisch und deutsche Erklärung von Kunstwörtern aus der Botanic und von dem Landbau; besonders auch derjenigen, welche bey Niederschlagung der Wälder vorkommen, von Mr. du Hamel &c. gr. 4.

Der tugend- und lasterhafte Studente, poetisch und moralisch entworfen und mit 30. Kupfern vorgestellet, gr. 8.

Beobachtung einer Stubenfliege mit sehr viel kleinen Insekten, welche durch die Vergrösserungs-Linse Nr. 5. auf das genaueste nach der Natur abgebildet und beschrieben ist, gr. 4.

D. Steitners, Kirchthürne in Grund-Aufriß und Durchschnitt sehr fein in Kupfer gestochen und erklärt, gr. fol.

Phisikalische Beschreibung von der Hyänä, gr. 8.

Beschreibung, wie man ohne Meßkette eine Wiese, Feld, oder Gegend aus einem Stand, wie auch einen Wald per Circumferenz messen und in Grund legen kan, ingleichen einen perspectivischen Riß auf das accurateste aufzunehmen und nachzuzeichnen, 8.

Recueil de Chansons accompagnées du Clavecin, par Mr. Jean Colizzi, à Bronsvic, gr. 4.

24 Cabinetstücke von Vögeln und Blumen in natürlichen Farben, auf dunkelbraunen Grund, zur Zierde eines Zimmers, gr. hoch 4to. NB. werden fortgesetzt.

Abbildung der wilden Bäume und Stauden ꝛc. ꝛc. NB. Dieses Werk kommt nach und nach heraus und wird alles nach der Natur fein illuminirt und genau beschrieben von Herrn Carl Christoph Oelhafen von Schöllenbach, der Reichs-Stadt Nürnberg Wald-Amtmann gr. 4.

Die Katzen. Von Herrn von Montgrif aus den Alterthümern erläutert und in aufgeweckt geschriebenen Briefen angenehm ausgeführet. NB. Dieses Werk ist unter der Presse. 8.

Des Herrn Grafen Caylus, Sammlung von Alterthümern Zweyter Band, kommt nechstens unter die Presse, gr. 4. NB. Ob gleich der zweyte Band viel stärker als der erste wird, so soll doch der Preiß des erstern beybehalten werden.

Nachricht

von des Herrn Grafen Caylus

Sammlung

von

Alterthümern,

welche von Adam Wolfgang Winterschmidt in Nürnberg
heraus gegeben wird.

Es ist dem Publico vor kurzem, die Nachricht bereits ertheilet worden, daß man Willens sey, die vortrefliche Sammlung von Aegyptischen, Etrurischen, Griechischen und Römischen Alterthümern, welche den Herrn Grafen Caylus zum Urheber hat, durch eine deutsche Uebersetzung, auch in Deutschland gemeinnützger zu machen. Da nun die erste Abtheilung, welche auf XXVII. Kupfertafeln die Aegyptischen Alterthümer, vorstellet, die auf 12. Bogen Text erläutert werden, die Presse wirklich verlassen hat: so wird man nun im Stande seyn können, von dem vorzüglichen Werthe dieses kostbaren Werkes, ein richtiges Urtheil zu fällen. Nur ein Herr, wie der Graf Caylus war, konnte die Welt mit einem Werke beschenken, wie das gegenwärtige ist. Den meisten, die in diesem Fache gearbeitet haben, fehlte es an dem allernothwendigsten. Geschmack, Gelehrsamkeit, Kenntniß der Kunst ist alleine nicht hinlänglich, dasjenige zu leisten, was geleistet werden soll, wenn man sich der Vollkommenheit nähern will. Man muß die Denkmale selbst sehen, man muß sie genau prüfen, man muß sie mit andern vergleichen, kurtz man muß selbst einen reichen Vorrath davon besitzen, wenn man nicht wieder sagen will, was tausendmal schon ist gesagt worden; wenn man nicht wieder fehlen will, wo schon unzehligmal ist gefehlet worden. Darum hat selbst ein Montfaucon Fehler, die ihm nicht

könnten

könnten verziehen werden, wenn ihn nicht dieses einige entschuldigte, daß er, wie Herr Winkelmann sagt, sein Werk, entfernet von den Schätzen der alten Kunst zusammen tragen, und mit fremden Augen, und nach Kupfern und Zeichnungen hat urtheilen müssen, die ihn zu grossen Vergehungen verleitet haben. Der Herr Graf Caylus aber liefert uns in seinem Werke nichts, als was er selbst im Besitz gehabt, und was er folglich hat durchstudiren, und mit andern Seltenheiten, die er auf seinen Reisen, und in den Cabineten antraf, vergleichen können. Die Erklärungen, die er von den in Kupfer gestochenen Denkmalen giebt, sind demnach so beschaffen, daß man ihm sicher trauen darf. Und da er dabey nicht nur die Kunst zu seinen Augenmerk gesetzet, sondern die Geschichte, den Gottesdienst, die besondern Gebräuche und Gewohnheiten der berühmtesten Völker, und die alten Schriftstellen, in ein helleres Licht zu setzen gesucht hat: so wird man ihnen, einen entschiedenen Werth unmöglich absprechen, sondern sie mit eben so viel Vergnügen, als Nutzen lesen können.

Man schmeichelt sich, dem Publico mit der Herausgabe dieses Werkes einen angenehmen Dienst geleistet zu haben. Eine schleunige Fortsetzung wird vielleicht das kleine Verdienst, das man um dieses Werk hat, vermehren. Deswegen soll die zweyte Abtheilung, so die Hetruriſchen Alterthümer enthält, auf die Michaelis-Messe; die dritte mit den Griechischen, auf die künftige Neujahrs-Messe, und die vierte, mit den Römischen Alterthümern, welche diesen Band schliessen werden, auf Ostern 1767. g. G. gewis erscheinen.

Geschrieben Nürnberg den 16. Augusti

1766.